3 1761 03597 0482

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

(17)
745m
I

Werther, der Jude.

Werther, der Jude.

Roman

von

Ludwig Jacobowski.

Wenn ich nicht für mich bin, wer ſollte
für mich ſein? Und wenn ich nur allein
für mich bin, wer bin ich dann?
Alter Spruch

Sechſte Auflage.

Berlin
„Verlag Berlin-Wien“

Alle Rechte vorbehalten.

PT
2619
A967 W4
1898

Druck: Vereinigte Buch- und Kunstdruckereien, Colditz, i. Sa.

Geleitwort zur dritten Auflage.

Zum dritten Male macht sich dieses Werk meiner Studentenjahre auf den Weg, um sich Freunde zu erwerben. Bei den Ansprüchen, die ich heute an mich selber stelle, genügen mir einzelne Stellen des Buches nicht mehr; auch eine stilistische Durchsäuberung würde hie und da lohnend sein, aber andererseits glaube ich nicht das Recht zu haben, dem jugendlichen Buche seine Jugend und damit seine Wirkung zu nehmen.

Seine Anfänge, die ersten Aufzeichnungen dazu, liegen bereits in meiner Sekundanerzeit. Aber erst als 22 jähriger Student (Januar 1890), im schönen Freiburg i. Br., den überschneiten Schloßberg vor mir, schrieb ich den einen Teil (Buch III) nieder und den Rest in Berlin ein Jahr darauf. Ich wußte, daß die dichterische Behandlung der Judenfrage in allen Lagern nur auf wenig Verständnis stoßen würde. Und in der Tat regnete es Angriffe von allen Seiten. Das Buch ist viel gehaßt und viel geliebt worden. Auch dafür flogen mir zahlreiche Beweise ins Haus. Gehaßt von denen, die Unbefangenheit für ein Verbrechen halten, geliebt von denen die sich dem dichterischen d. h. dem Hauptelement meines Werkes nicht verschlossen und das für unsere Zeit Typische im Charakter des Helden begriffen haben.

Heute nach 8 bis 10 Jahren würde ich dasselbe Buch weniger finster und künstlerisch reifer vollenden können. In meinen Anschauungen über die Judenfrage aber bin und bleibe ich derselbe, der ich gewesen. Sie zeigen immer nur die eine Wegrichtung: Restloses Aufgehen in deutschem Geist und deutscher Gesittung. Wer mir einwendet, daß eine radikal-nationale Richtung der Gegenwart trotzdem den deutschen Juden meiner Richtung das Schmuckwort „Deutsch" abspricht, der mag sich trösten und in „Staete" ausharren: Menschen entscheiden darüber nicht, sondern das Leben, seine Taten, die Geschichte.

Berlin, den 9. September 1898.

Ludwig Jacobowski.

Meinem toten Bruder.

Aus dem Kampfgewühl der Tage
Hab' ich mich zu Dir gerettet,
Der in kühlem Sarkophage
Nun ein Jahr schon hingebettet.

Leben, Tod: Was sie Dir boten,
Ach, es waren Kirchhofsfreuden!
Und nun in die Nacht des Toten
Send' ich dieses Buch der Leiden . . .

Erstes Kapitel.

Der kleine siebenjährige Junge stand in Hemdsärmeln, beide Hände in die Taschen seiner Pumphosen vergraben, vor seiner kleinen Schwester und sah eifrig und verständnisvoll zu, wie sie mit den runden Händchen die Kaffeetassen in den großen Kübel stellte und mit großer Anstrengung reinwusch. Er war so groß wie der Stuhl, an dem er stand und auf welchem sich die Abwaschschüssel befand, während das kleine Mädchen knapp mit den kurzen Ärmchen in dieselbe hineinreichte. Augenscheinlich machte ihr das Plätschern in dem lauwarmen Wasser vielen Spaß; denn ehe sie eine Tasse säuberlich rein gewaschen, abgetrocknet und auf den Tisch neben den Kochofen gestellt hatte, verstrich immer eine geraume Zeit.

Freilich, stets wenn sie dieselben trocknen wollte, spritzte sie ihrem Bruder, der noch bewundernd zuschaute, ein paar Tropfen ins Gesicht und lachte, wenn er, verblüfft, mit offenem Munde, ihren flinken Fingerchen nicht ausweichen konnte. Er ließ sich standhaft wie ein echter Ritter die Neckereien seiner fünfjährigen Schwester gefallen; denn er bewunderte ihr hausmütterliches Geschick um so mehr,

als er in hartnäckigem Kampfe mit allen Dingen stand, die aus Porzellan oder Glas verfertigt waren. Er konnte nicht begreifen, wie sie bei dem Gewirr der Ober- und Untertassen, die in dem Kübel zusammenklapperten, kein einziges Stück zerbrach oder fallen ließ. Endlich merkte aber das kleine Mädchen die Bewunderung ihres älteren „großen" Bruders und mit dem echt weiblichen Instinkt der Eitelkeit guckte sie ihn schnippisch an und trumpfte ihn berlinisch ab:

„Nee, Fritze, det kann' sie doch nicht!"

Jetzt regte sich bei dieser beleidigenden Herausforderung sein Mannesbewußtsein. Er fühlte sich als Schüler; denn er ging ja seit einem halben Jahre in die Schule, und mit einem Gesicht voll unsagbarer Verachtung antwortete er:

„Det is' ja ooch bloß wat für euch Mächens! Pah!"

Und damit ging er von ihrem Stuhl weg, ließ sie mit rotem Gesicht und nassen Händen stehn und stellte sich an den Kochherd neben seine Mutter.

Diese mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein, und ihr bleiches Gesicht zeigte den Ausdruck der schwer arbeitenden, aber zufriedenen Berliner Handwerkerfrau. Von der Hitze des Kochherdes war ihr Gesicht leicht gerötet. Es sah nicht unschön aus, wenn sie das kochende Wasser empornahm und die flackernde Glut einen grellroten Schein darüber warf. Sie war eifrig dabei, Kartoffeln abzuschälen und in das Wasser zu werfen, und achtete daher nicht auf

die beiden Kinder. Nur als der runde Kopf ihres blonden Jungen sich an ihre Schürze drängte, sah sie ihm einen Augenblick in die hellblauen, pfiffigen Augen und dann zu der kleinen Liese hinüber, der mit einem Mal das Abwaschen der Tassen beschwerlich wurde und plötzlich sehr schnell vonstatten ging, weil sie keinen bewundernden Zuschauer mehr besaß.

„Mama, wat jibt es denn zu de Quetschkartoffeln?" hob endlich der Junge an, der nicht gern Stillschweigen zu bewahren schien.

„Danach hat 'n Junge ja nich zu fragen!" wies ihn die Mutter ab, „und du jehst ooch schon in de Schule!"

„Siehste!" mischte sich plötzlich das Kinderstimmchen Liesens hinein, die erfreut war, ihre Anwesenheit bekunden zu können und ihren Bruder zu ärgern.

Fritz ärgerte sich nun in der Tat. Seiner Mutter zu widersprechen, wagte er nicht, obwohl er für sein Leben gern erfahren hätte, was es heut abend gab. Dieser Wunsch kämpfte mit dem Schülerbewußtsein einen schweren Kampf, und aus diesem Zwiespalt rettete er sich, indem er sich gegen sein Schwesterchen wandte.

„Det jeht dir ja jar nischt an!" fuhr er die verblüfft dastehende Liese an.

„Du, Mama, der Fritz, der fängt schon wieder an!" klagte sie weinerlich.

„Fritz, wenn du nicht Liese in Ruh' läßt, jehst de in de and're Stube!" herrschte sie den Jungen an.

Da erscholl ein langer, gellender Pfiff von der Fabrik her, die im Hofe des Hauses sich befand.

„Du, Mama," fing der Junge wieder an, „jetzt is et sieben, nu kommt er bald!"

Das Wort „er" wirkte merkwürdig. Die junge Frau wurde unruhig und sah nach der Wanduhr, während das kleine Mädchen plötzlich an Fritzens Seite huschte und ihn leise fragte:

„Du, Fritze, ob er mir wat mitbringt?"

Fritz hatte jetzt bei dieser äußerst gewichtigen Frage und bei dem erregten Gesicht seiner Schwester all seinen Knabenzorn vergessen. Er nickte nur beistimmend mit dem Kopfe und flüsterte so angelegentlich mit ihr, daß die Augen beider leuchteten; denn der Ankommende brachte ihnen sicher wie damals, vor einem Halbjahr, als er zu ihnen zurückkehrte, etwas mit.

„Da, Fritz, nimm mal das Licht und komm mit mir voran!" sagte die Frau und drückte dem Jungen das brennende Licht in die Hand. Zaghaft und unsicher nahm er es und hielt es weit von sich, aus Furcht, daß er es fallen lassen könnte, und ging in die Vorderstube, die nach der Straße zu führte, und stellte das Licht auf die Kommode. Mit prüfendem Blicke durchmusterte die Frau das gemütliche und saubere Zimmer mit dem weißschimmernden Bett, dem rotgeblümten Teppich, dem dunkelroten Plüschsofa, ihre Staatsmöbelstücke, die schmucken Gardinen, das schwarze, glänzend polierte Klavier; denn wenn ihr Zimmerherr, der Kandidat Leo Wolff, heute von den

Ferien heimkehrte, mußte er sein Zimmer wiederfinden, wohnlich und schmuck wie in den Semestern vorher. Ein frischer Seife- und Wäschegeruch durchströmte das Zimmer und zeugte davon, daß es erst vor kurzem einer gründlichen Reinigung unterzogen und mit frischen Gardinen ausgestattet worden war.

Da klingelte es.

„Mama, Mama!" schrieen die Kinder und rannten aus der Stube in den Korridor, um zu öffnen. Und noch ehe die junge Frau Zeit hatte, nachzukommen, hatte der kleine Junge die Tür aufgerissen und griff jubelnd und begrüßend nach der Hand des Ankömmlings.

Er war es in der Tat, der Kandidat Leo Wolff, dessen Visitenkarte an der Außentür prangte, verziert mit einem absonderlich verschlungenen studentischen Zirkel.

„Aber Kinder, laßt doch Herrn Wolff erst rein", schalt die junge Frau und trieb sie zurück, als der Angekommene lachend und erfreut über den warmen Empfang seinen Koffer hingestellt und ihnen seine beiden Hände überlassen hatte.

„Lassen Sie sie doch, Frau Peters... im übrigen wünsche ich Ihnen herzlich guten Abend." Damit drückte er ihr warm die Hand und dankte ihr, als sie ihn nun ihrerseits herzlich bewillkommnete.

„Was macht denn Ihr Mann? Hoffentlich alles wohl und munter bei Ihnen? Was? Na ja, das freut mich. Na und die Kinder auch! Ich seh' es

ja . . . Laßt nur den Koffer stehn, den könnt ihr doch nicht schleppen!"

Die Kinder bemühten sich vergebens, ihn in das Zimmer zu tragen. Er lehnte auch die Hilfeleistung der jungen Frau ab und trug ihn selbst hinein.

Ungern gingen die Kinder in die Küche und unterhielten sich eifrig über die Ankunft ihres „langen" Freundes. Eine wichtige Rolle spielte das „Mitgebrachte", und aus den Funkelaugen der Kinder ging hervor, daß sie ihre Hoffnung bald erfüllt glaubten.

Leo hatte es sich bequem gemacht. Die Stiefel und das Jacket ausgezogen, in warmen Schuhen, so hatte er sich auf das Sofa hingelegt und ruhte aus von den Strapazen seiner zehnstündigen Eisenbahnfahrt. Und Ruhe tat ihm jetzt so wohl. Diese nervösen Kopfschmerzen, sie hatten ihn während der ganzen Fahrt gepeinigt, in völlige Geistesstumpfheit getrieben, daß er kein Auge mehr besaß für die Schönheiten der Natur, die der Zug durchraste. Und da war es ihm ein so wohliges Gefühl, das auf seinen Nervenenden lagerte und weich wie ein Westwind hinüberstrich, daß er sich reckte und streckte wie ein müdes Kind. Wie gedämpft brauste der Lärm der Großstadt zu ihm ins Zimmer, und manchmal nur zitterte es, wenn schwere Wagen unten kollernd vorbeipolterten. Auch das helle Lachen der beiden Kinder tönte zuweilen schwach herein. Sonst weiche, wohlige Ruhe.

Das Licht stand noch immer ruhig fauchend auf der Kommode und beleuchtete matt das Zimmer. Er wollte sich seine Lampe nicht anstecken lassen, sowohl weil er das Halbdunkel liebte, als auch weil er zu faul war, die Wirtin zu rufen oder selbst aufzustehen. Langsam durchmusterte sein Blick Stück für Stück das Zimmer, und befriedigt sah er seine alte Anordnung gewahrt. Das Bett, die Stühle, das Bücherregal hier, und dort der Schreibtisch, der Waschtisch in der Ecke, dort sein liebes „gepumptes" Klavier, und dort die beiden Bilder seiner Eltern fein säuberlich auf der weißgeblümten Tischdecke. Ein schwacher Schein ruhte auf ihnen, und ein paar Augenblicke lag sein Blick wie gebannt auf dem scharf geschnittenen jüdischen Gesicht seines Vaters, auf dem schmalen feinen Leidensantlitz seiner Mutter. Noch vor zehn Stunden hatte er dem Vater Adieu gesagt, und nun so viel Meilen von ihm fern. Und langsam stieg vor seinem Innenauge herauf, wie er von seinem Vater Abschied genommen. Und dieser Mensch, dieser Vetter, dieser Königsberger stand dabei mit seinem jüdischen . . . „ach, den Kerl konnte er nicht ausstehen". Das hatte er so oft zu seinem Vater gesagt, und immer hatte sein Vater ihn ausgelacht, Königsberger als einen ausgezeichneten Bankier und als seine rechte Hand bezeichnet . . . „Im übrigen, was geht mich der Kerl an?" dachte Leo, rieb sich müde die Augen und reckte sich schläfrig.

So mochte er eine halbe Stunde halb im Traum gelegen haben, als ein heftiges Klingeln ihn empor-

scheuchte. Er horchte auf und hörte, wie Frau Peters, und hinter ihr die Kinder, den Korridor entlang eilten, um die Tür zu öffnen. Und bald dröhnte ihm sein Name, von einer Bierbaßstimme gesprochen, ans Ohr. Aha, sein Couleurbruder Schliff, das „Faß", machte ihm den ersten Besuch. Aber nun erschallten mehrere Schritte durcheinander auf dem Korridor, und ehe er noch aufstehen konnte, klopfte es, öffnete sich seine Tür, und herein spazierten vier dunkle Gestalten.

„'n Abend, Lupus. Wie jeht's? Du schläfst wohl noch wie'n Murmeltier? Hast de denn hier keene vernünftige Traulampe, als so'n Talglicht?"

„Guten Abend, liebe Couleurbrüder, 'n Abend, ‚Faß', 'n Abend, ‚Spund', 'n Abend, ‚Storch'", damit schüttelte Leo, der mit dem Kneipnamen ‚Lupus' angeredet worden war, kräftig den Dreien die Hand, die auf die ebengenannten Kneipnamen ‚Faß', ‚Spund', ‚Storch' reagierten. „Nanu, wen habt ihr denn da noch?" fragte Leo erstaunt.

„Erlaube, lieber Couleurbruder, neuer Fuchs unserer verehrlichen Burschenschaft Guestphalia, heiße Max von Horst. Seit acht Tagen aktiv!" schnarrte die näselnde Stimme des unbekannten Vierten.

„Gut geredet für sein Alter!" bekräftigte der dröhnende Bierbaß des Schliff oder ‚Faß'.

„Komm mal her, Fuchs!" rief Leo lachend, nahm das Licht von der Kommode und beleuchtete das Antlitz des Neulings. Für einen Augenblick

waren die Züge von Leo und Horst fahl überschienen, und prüfend sah der eine in des anderen Gesicht.

„Nett, Fuchs, machst dich in der grünen Mütze ganz schneidig, und auch ordentlich gewichster Scheitel, Schnurrbart auch schon nett, Fuchs. Wirst unserer Burschenschaft hoffentlich alle Ehre machen?"

Trotz der zustimmenden Worte Horsts fühlte Leo, daß ihm dessen Gesicht unsympathisch war. Er wußte nicht recht, weshalb, ob die näselnde Sprache, ob das hochmütige, das allzu gewichste wie „abgeleckte" Äußere. Er bat sie, Platz zu nehmen. Er wollte die Lampe anstecken lassen, und damit ließ er die Vier allein.

Einen Augenblick saßen sie still da. Endlich hub Horst an:

„Sag' mal, Faß, seit wann ist denn Wolff in unserer Couleur?"

„Seit acht Semestern," war die Antwort, „als er aus der Penne" — er meinte damit die „Schule" — „kam."

„Er ist Jude, was?"

„Ja," klang es ein wenig gedehnt zurück.

„Na, wißt ihr, er ist aber ein bißchen ‚sehr' Jude. Was? die Haare und na, wißt ihr, so die ganze Manier von ihm... Ein bißchen sehr Jude. Was! . . ."

„Halt's Maul, Fuchs," mischte sich jetzt der lange Gerstmann ein, der um seines langen Halses willen den Kneipnamen „Storch" erhalten hatte. „Das geht dich gar nichts an! Er ist unser Couleur-

bruder und damit Punktum! Und er ist ein ganz guter Kerl. Er schlägt zwar nicht gut auf Mensur, hat aber Courage und steht wie angeleimt. Und ist der Intimus von Manzow, unserm besten Schläger!"

Die andern bestätigten es zustimmend. Nur Horst verzog ein wenig spöttisch den Mund und dachte lachend an eine Illustration eines antisemitischen Witzblattes, wo eine Mensur zwischen einem Christen und einem Juden ausgefochten wurde und schon beim ersten Gang der Jude mit lauten „Waih!"-Rufen platt am Boden lag. Das Bild hatte ihn kostbar amüsiert. Na, es war ja so ein Jude mit entsetzlicher Hakennase und „Wurschtlippen"... das sah zu komisch aus. Er lachte mit einem Male laut auf.

„Nann, Füchslein, werde hier nich so üppig! Worüber grinst du denn eigentlich?" dröhnte ‚Faß' aus tiefster Kehlestiefe.

„Ach, gar nichts. Mehr Juden haben wir doch nicht in der Couleur?" schnarrte Horst wieder neugierig und zwirbelte an seinem blonden Schnurrbart herum.

„Nee..."

Da trat Leo ein mit der brennenden Lampe. Horst konnte seine Gesichtsstudien nun fortsetzen. Hakennase war freilich nicht da, dachte er bei sich, aber die Haare, der schwarze Schnurrbartanflug, die dunklen Augen... freilich semitisches Aussehen unverkennbar! Und das sein Couleurbruder... das war ihm wenig angenehm!

Als sie sich alle fünf um den Tisch plaziert hatten, fragte Leo, warum sie ihn nicht vom Bahnhof abgeholt hätten. „Der elende Fuchs" sei dran schuld gewesen. Sie hätten sich zur bestimmten Zeit verabredet, aber der Fuchs wäre infolge seiner schwierigen „schneidigen" Frisur zu spät gekommen, und so hätten sie den Bahnhof erreicht, als Leos Zug schon längst angekommen war.

„Ei, Füchslein, du bist also dran schuld? Na warte!" lachte Leo, „du scheinst ja ein nettes eitles Gemüse zu sein! Alle Tage zweimal frisieren lassen, was?"

„Na, ich halte das entschieden für patent und schneidig!" antwortete Horst ein wenig verletzt.

„Na, nu halt mal beide eure Mäuler und du, Leo, schaff lieber was Flüssiges ran!" erklang der Schmerzensschrei aus der rauhen Bierkehle Schliffs.

„Sehr gerne, Schliff," meinte Leo, „aber meine Wirtsleute sitzen jetzt gerade beim Abendbrot, und da kann ich nicht gut..."

„Stimmt", ließ sich jetzt ‚Spund' hören, ein stiller Mensch und ‚stiller' heimlicher Trinker. „Gehen wir doch lieber auf unsre Kneipe."

Der Vorschlag kam ihnen allen recht. Während sich Leo Hände und Gesicht wusch, die Stiefel anzog, und dabei mit den andern plauderte, betrachtete Horst die beiden großen Standphotographien, die den Tisch schmückten. Als er das echt jüdische Gesicht des einen Bildes sah, lachte er spöttisch, und mit ein

wenig spitzer Zunge fragte er Leo, wer „dieser Mensch" sei.

Leo sah ihn groß an.

„Du könntest diese Frage etwas höflicher tun, Horst, zumal es sich um meinen Vater handelt!"

„Ah! pardon! das wußte ich nicht!" erwiderte er, und stellte das Bild achselzuckend hin. Sie empfanden beide ein wenig Unbehagen. Sie fühlten, sie waren sich nicht sympathisch...

„Warum setzt du denn nicht die Couleurmütze auf?" fragte der Fuchs Leo, trotzdem er innerlich zufrieden war, nicht mit ihm in Couleur zusammengehen zu brauchen.

„Fuchs," so wetterte jetzt Leo los, „jetzt aber halt mal gefälligst dein loses Maul! Für einen Fuchsen hast du ja ein ganz polizeiwidriges Mundwerk. Na, ich denke, an der Kneiptafel werden wir es dir schon austreiben!"

Die übrigen beruhigten die beiden, sie wußten nicht recht, wessen Partei sie nehmen sollten, und waren froh, als sie die Straße erreicht hatten, wo das Getöse der Weltstadt wie eine wilde Jagd ihnen entgegenbrauste.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage, dem ersten November, begannen die ersten Vorlesungen an der Universität. Aber da Leo sich von der Kneiperei am vorherigen Abend einen ziemlichen Kater geholt hatte, so fand er es doch zweckmäßig, zu Haus zu bleiben und sich erst wieder gehörig in sein Zimmer einzuleben. Das tat er denn auch gründlich. Vormittags wie nachmittags legte er sich seine Sachen zurecht, packte die Wäsche gehörig ein, die ein wenig gedrückt aus dem Koffer herauskroch, ordnete sich die Bücher des Bücherregals, klimperte auf dem Klavier, kurzum, tat tausend Kleinigkeiten, die einen ganzen Tag ausfüllten, ohne daß er hätte sagen können, womit.

Beim Auspacken stieß er auf einen dicken, schweren Brief. Ein paar Augenblicke lang hielt er ihn in der Hand. Richtig, ein Auftrag aus seiner Heimat, den Brief sollte er ja an Fräulein Grete Berger abgeben.

Es beschlich ihn stets ein eigenes Gefühl, wenn er an dies seltsame Mädchen dachte. Und in seiner unbestimmten Empfindung lag eine starke Dosis Respekt. Zuerst weil sie die einzige Tochter seines

verehrten Gymnasialdirektors Professor Doktor Berger war, eine Tatsache, die in jedem Schülerherzen Ehrfurcht erzeugte, und zu der er auch als Schüler „ehrfurchtsvoll" emporgesehen hatte. Dazu die gemeinsame Tanzstunde!...

Und dann, dies eigenartige Geschöpf selbst!

Während er den Brief in der Hand hielt, erinnerte er sich genau der Situation, in der er sie kennen lernte. Und flüchtig, wie jagende Tonperlen, tauchte eine Flucht Bilder vor ihm auf. Tanzstunde, Vorstellung, Jüdin, Streit, Kälte...

Da sah er auch wieder ihre ebenmäßige Gestalt, den energischenItuskopf mit den kalten, undefinierbaren, grauen Augen, deren rätselhafter Ausdruck ihn stets frappierte...

Nun legte er den Brief auf den Tisch, und lautlos versanken alle Erinnerungen vor neu emporsteigenden.

Nun kam ein Paket heran.

Erst gegen Abend öffnete er es, nachdem seine Ordnungsinstinkte sich befriedigt sahen. In dem Paket lagen allerhand hübsche Sachen. Ein Wirtschaftsgeschenk seines Vaters für seine Frau Wirtin, Bankasten, Korallenkettchen und Bilderbuch für die Kinder, und da, da hielt er einen reizenden Damenhandschuhkasten prüfend in seiner Hand, und ein fröhliches Lächeln zog über sein ganzes Gesicht.

Die Dämmerung schlich leise auf scheuen Sohlen in sein Zimmer. Jetzt über den Tisch, über das Sofa, nun hin über das fahle frische Bett, über das

schwarze Klavier, bis die hintersten Stubenecken in mattem Grau starrten, dann langsam und vorsichtig zu dem Träumenden, der das Kästchen in der Hand hielt, am Fenster saß und mit glücklichem Lächeln hinausschaute in die Dunkelheit.

Er mußte denken, so allerhand denken, so flüchtig, so springend, bald dies, bald das, und träumen, mal dies, mal das....

Er achtete nicht darauf, daß es dunkel geworden war. Denn seine Gedanken, seine Träume huschten wie lose flatternde Engel, wie kichernde Kobolde um eine schlanke Mädchengestalt, die er vor sich zu sehen glaubte, da und da, dann wieder dort.... Wie sie ihm zunickte, zulachte und winkte mit den schlanken flinken Fingern, wie sie sich jetzt drolligen Unmutes voll mit einem Ruck umwandte und ihm den flatternden kleinen Mozartzopf sehen ließ. Er lachte mit einem Male laut auf...

Sein eigenes helles Lachen erinnerte ihn plötzlich wieder an die Wirklichkeit. Husch, weg war der Blondkopf, die weißen Hände, das gedrungene zappelnde Zöpfchen.... und ja wirklich, weg war sie....

Er sah immer noch glückselig durchs Fenster, aber seine Einbildungskraft vermochte sie nicht ein zweitesmal heraufzuzaubern. Sie blieb verschwunden, und nur das schwarzglänzende elegante Kästchen in seiner Hand erinnerte ihn daran, was an seiner Vision lebendig war, was er bald lebendig-warm sehen sollte.

Ja, Helene! wenn er an sie dachte, mußte er immer still vor sich hinlachen. Dieser blonde Teufel, dieses schlanke Persönchen, dieses Trotzköpfchen! So nannte und so schalt er sie im stillen, und immer lag in diesen einsamen Bezeichnungen tüchtig eingeheizte Herzenswärme, ein wenig Entzücken und... viel Liebe.

Natürlich würde sie sich sehr über das Geschenk freuen, das war ja unzweifelhaft, dachte er sich. Freuen? Natürlich ungeheuer!

Und er dachte an allerlei Situationen ähnlicher Art, in denen er als Schenkender und sie als Beschenkte „mitgemimt" hatten. Das war aber auch zu nett! Wie sie neugierig um das fünfundzwanzigmal zugeschnürte und fünfzigmal eingehüllte Paket herumschnipperte, und oft sogar mit dem Näschen heranfuhr, um die Art des Geschenkes herauszubekommen, wie sie zornig mit den Füßen stampfte und energisch an den fünfundzwanzig Schnüren riß, weil „das so lange daure" das war doch eigentlich zu reizend. Und dann, wenn sie naiv mit offenem Munde dastand und sich von allen Seiten das Geschenk besah — richtig, einmal ein Buch, dann einmal ein Armband — und dann mit aller Kraft seine Hand preßte und seinen Mund küßte, na, das war aber doch zu drollig, zu „süß"!

Und das mußte ja heute auch so kommen!

Ja gewiß, warum sollte das nicht heute auch so kommen? Im Gegenteil noch viel hübscher, noch viel wärmer, lauschiger, intimer. Hatte er sie doch

zwei Monate lang nicht gesehen, und die Briefe, die seine Ferienzeit ausfüllten und an seinen Blondkopf erinnerten, ja, die ersetzten sie ihm doch nicht selbst, diesen kleinen niedlichen Kopf mit dem zarten weichen Blondhaar und dem weißen Gesicht und den bleichen schlanken... und diesen bleichen schlanken Händen....

Da stand er schon am Tisch und griff nach dem Album, in dem ihre Photographie sich befand. Aber es war zu dunkel, als daß er sie genau hätte erkennen können. Nur den feinen, schlanken Umriß ihrer Gestalt nahm er wahr, für seine Phantasie genug, um sie wieder in vollster Gegenständlichkeit hervorzuzaubern.

Was er doch für ein Träumer war! Immer seine alte Gewohnheit, in aller Gemächlichkeit reizvolle Gedankenfäden abzuspinnen, immer noch der alte „Hans der Träumer", wie ihn sein Schulkamerad und Freund Richard nannte!

Über all seine Gedankenketten, die sich um ein kleines Mädchengesichtchen drehten, hatte er ganz vergessen, die beiden Kleinen zu beschenken.

Das war eine Vergeßlichkeit, die unverzeihlich war.

Er riß die Tür auf.

„Holla, Fritz, Liese, kommt doch mal rein!"

Wie der Wind kamen beide herangestürmt. Das war der große Moment, den sie seit gestern erwartet. Ein wenig mäßigten sie ihre Schritte, als sie Leos Zimmer noch dunkel fanden.

„Immer rin," befahl er lachend, als er die beiden Kinderköpfe befangen stehen bleiben sah: „Werde mal Licht machen und... na, ihr wißt doch schon, ihr kleinen Racker, was los ist? he?"

Er lachte belustigt, als sie beide sich an der Hand festhielten und sich und ihn verlegen ansahen.

Als nun die Lampe ihr gelbes Licht mit surrendem Geräusch aushauchte, da war des Jubelns und der Freude der Kinder kein Ende. Der siebenjährige Fritz wollte gleich sein angeborenes Architekturtalent beweisen, indem er im Nu den ganzen Tisch mit den Bauhölzchen seines Baukastens bedeckte, während das fünfjährige Mädchen krampfhaft ihr Korallenkettchen festhielt und nicht wußte, ob es mehr dieses oder das große Bilderbuch anstaunen sollte.

Als aber ein unglaublich kühnes Gebäude des kleinen Baumeisters umkippte und gegen die Lampe flog, fand es Leo doch für geraten, ihm wieder die einzelnen Hölzchen einzupacken.

Dabei lag ihm immer eine Frage auf den Lippen.

Schon gestern, als er seine Wirtin begrüßt, hatte er sie wagen wollen, aber er scheute sich. Sie durfte ja nichts wissen von seinem Verhältnis zu ihrer Nichte Helene. Nun wollte er wenigstens von den Kindern erfahren, ob ihre „Tante Lene" heute bereits hiergewesen sei, aber bei diesen „hellen" Berliner Kindern mußte er es geschickt anfangen. Und so fragte er denn die beiden Kinder über alle Verwandten aus, die er als alter Mieter zumeist

kannte, erst über Onkel Reinecke, dann über Tante Schulze, dann beiläufig über „Tante Lene".

Da hörte er so allerhand. Tante Lene sei lange nicht hier gewesen. Erst in der letzten Woche einmal, und gestern wieder. Und mit äußerst wichtiger Miene erklärte Fritz Leo, Lene hätte zu Mama gesagt, „sie kann dich jar nich leiden". Darüber tat denn Leo auch so entrüstet, daß er mit Fritz Lene für eine „sehr schlechte Tante" erklärte.

Jedenfalls konnte er nicht ausfindig machen, ob „Tante Lene" auch heute kommen würde. Er packte den glücklichen Kindern die Geschenke wieder ein, und nach vielen „Danke scheen", mit beiden Händen die Geschenke festhaltend, liefen sie ins Nebenzimmer zur Mama.

Schon um dreiviertel acht war er pünktlich vor ihrem Geschäft in der Seidelstraße. Unterm linken Arme ein kleines Paket, worin er das Geschenk für sie verpackt hatte, in der rechten einen hellgelben, dicken Spazierstock, so schlenderte er an den beiden großen hellerleuchteten Schaufenstern vorbei.

Bei jedem Vorbeigang blitzschnell einen Viertelseitensblick durch das Glasfenster der Tür in den Laden.

Einmal erwischte sein hungriger Blick eine schlanke Gestalt, einmal einen blonden Mozartzopf ... das war sie. Er wußte es, oder vielmehr, er fühlte es.

Fröhlich schwang er seinen Spazierstock in der rechten Hand und starrte wie gedankenverloren vor sich hin. Er liebte das. Er war von früh auf ein

schlechter Beobachter des Lebens, er hatte nicht umschauen gelernt in der drangvoll webenden Natur. Viel lieber sann er über allerhand Gedankenketten still nach und achtete nicht darauf, was um ihn vorging. Oft kam es vor, daß er unbewußt gegen einen Laternenpfahl oder einen Menschen stieß, welcher Ruck ihn wieder in die Wirklichkeit zurückrief.

„Sehn Se sich doch vor, Sie demlicher Judenbengel." Er fuhr auf. Er hatte in Gedanken verloren einem Manne mit seinem Spazierstock vor die Brust gestoßen. Er schaute dem schimpfenden Manne mit großen Augen nach.

Er fühlte, wie feig und schlaff er geworden war.

Solche Beschimpfungen erfuhr er tagtäglich von reduziert aussehenden Gassenjungen, Arbeitern und oft von anständig gekleideten Leuten auf der Straße. Er besaß nicht die junge Frische, mit der er in früheren Jahren diese Menschen gehaßt hatte. Denn sein Haß war stumpfer geworden. Auch die Beschimpfung verlor durch die Wiederholung bei ihm ihren stechenden Glanz.

Früher, da hatte es ihm die Kehle abgewürgt, daß er mit Faustschlägen antworten mußte; weiter zurück, als er ein Kind war, da hatte er die Schimpfenden voll entsetzlicher Angst angestarrt, weil er nie wußte, warum, und sich weinend in den Schoß seiner kranken, blassen Mutter geflüchtet.... jetzt war er äußerlich ruhig geworden. Er ertrug die täglichen Beschimpfungen wie ein unabweisbares Schicksal. Manchmal lachte er sogar bitter auf, aber

dann lag in seinem Lachen der Ausdruck verbissener Wut.

Er starrte dem Mann noch immer nach. Dann ging er über den Damm und stellte sich gerade gegenüber dem Geschäft in den Hausflur. Hier konnte er die Tür des Ladens genau beobachten, hier wollte er warten, bis sie kam.

Vor den beiden hellen Schaufenstern schoben sich eilfertig Massen von Menschen vorbei. Manchmal entstanden Lichtungen in dem Menschengewirr, die ihm erlaubten, scharf in den Laden hineinzusehen. Doch vermochte er nichts von ihr zu entdecken.

„Vermutlich zieht sie sich im Hinterstübchen an," dachte er sich und ging nun an den Damm, um von hier aus die Ladentür zu beobachten.

Nur ab und zu tauchten noch Späne von jenen rohen Worten in seinem Bewußtsein auf, und es überfiel ihn stets eine unangenehme nervöse, zornige Empfindung...

Da kam sie eilfertig aus dem Laden heraus. Ein prüfender Blick über die Straße. Da erkannte sie ihn.

Über den Damm hinweg.

„Du, du!" lachte sie über das ganze zarte Gesicht, das nun rot überhaucht aussah.

Weiter sagte sie nichts. Sie strich nur einmal liebkosend mit der kleinen Hand über seine Backen und schob ihren linken Arm in seinen rechten. Sie wußten beide, wohin sie zu gehen hatten. Da war in der Sebastianstraße eine stille, gemütliche Kon-

ditorei, wo sie oft ihre Rendezvous hatten, und auch heute wollten sie sich nach zweimonatlicher Trennung dort ausplaudern.

„Bist du auch gut gefahren? Was hat denn Tante gesagt, als du kamst? Und Fritz und Liese? Na, die haben sich doch sehr gefreut. Weißt du, Leo, der Fritz hat dich sehr gern, der kleine Knirps. Schon gestern war ich bei Tanten und fragte nebenbei, ganz heimlich.... Na, sie darf ja nichts merken! wann du kamst. Und dein Papa? Und dein Freund Richard Manzow? Ist der wirklich nach Freiburg abgereist?...

Er ließ die Flut ihrer krausen Fragen glückselig über sich ergehen und beantwortete sie unter zärtlichen Blicken. Wieder überkam ihn in ihrer Nähe das Gefühl wohliger Wärme, wenn er ihre kleinen Finger nahm, das bleiche schmale Gesicht, die treuen blauen Augen sah, die kecke blonde Ponyfrisur, die für die Berlinerin typisch ist, die graziöse Haltung des Körpers, das sanfte Wiegen beim Gange .... Er saugte all die Eindrücke mit dem glückseligen Bewußtsein des Verliebten ein.

Nun saßen sie im Hinterzimmer der kleinen Konditorei, er mit dem kommentmäßigen Stoff: Bier, sie mit ihrem Lieblingsgericht: Apfelkuchen mit Schlagsahne. Er hatte ihr den großen Rembrandthut abgenommen, wobei seine Lippen leise ihr Haar berührten — sie merkte es und lachte ganz leise — dann den langen, blauen, enganschließenden Mantel.

Er sah sie lieber so, wo ihre schlanke, ebenmäßige Figur, ihr kleines, blondes Köpfchen besser zur Geltung kamen. Dann war der große Rembrandthut ihm sehr lästig, wenn sie ihm etwas ins Ohr flüstern wollte, was sie nur tat, um einen leisen Kuß auf seine Ohrmuschel, auf Hals und Wange aufzudrücken, und was am Abend mehr als ein dutzendmal vorkam.

„... Nun mußt du mir aber sagen, ob du mich noch recht lieb hast, Leo."

Sie war glücklich, daß sie allein im Zimmer waren.

„Aber mein Blondkopf, ich habe es dir immer geschrieben, in jedem Brief..."

„Ach, du kannst viel schreiben. Papier ist so geduldig, setzte sie eifrig hinzu. „Du sollst es mir aber ins Ohr sagen!"

Und dabei senkte sie den kleinen Kopf ihm zu, daß das zarte Profil sich energisch von der weißen Tischplatte abhob. Und Wort für Wort flüsterte er ihr leidenschaftliche Worte, Wünsche, Beteuerungen zu.

Sie war ganz rot und hielt die Augen glückselig gesenkt, und es überkam sie ein seltsames Gefühl, das ihren Körper selig überfiel, so daß sie seinen Arm ergriff und heftig preßte.

Er sah erstaunt auf.

„Ist dir was?"

„Nein, nein, wirklich nicht... ich habe dich nur so lieb. Und hatte so große Sehnsucht nach dir. — Ein neues Kleid habe ich mir machen lassen.

Weißt du, ganz mausgrau! Find'st du das hübsch? .... Und hatte solche Sehnsucht nach dir. Immer, wenn ich Klavier gespielt habe, habe ich an dich gedacht. Weißt du noch?..."

„Gewiß!" bestätigte er mit glänzenden Augen. Er hatte sie ja kennen gelernt, als er sie beim Spiel überrascht. Er hatte sich vor einem Halbjahr ein Klavier auf sein Zimmer bringen lassen. Als er eines Mittags aus dem Kolleg kam und die Treppe hinaufstieg, da hörte er aus seinem Zimmer Töne, die...

Hier rissen seine Erinnerungen plötzlich ab, um in einer Frage auszugehen.

„Weißt du, ich wußte sofort, das kann nur eine junge Berlinerin sein. ‚Das Gebet einer Jungfrau', dies greuliche sentimentale Stück! Weißt du auch noch, wie rot du wurdest, als ich die Tür öffnete und dich an meinem Klavier sitzen sah?"

„Ich und rot? Du bist rot geworden, Leo! Es war auch Unrecht von mir; Tante sagte extra, ich sollte nicht in dein Zimmer gehen. Aber ich war zu neugierig und wollte das neue Klavier sehen..."

„Und auch mein Zimmer, und auch meine allerhöchste Wenigkeit? Was?"

„Du bist aber auch zu eingebildet, Leo. Nur das Klavier. Dich kannte ich ja beinahe gar nicht. Nur einigemal hatte Tante mir von dir erzählt. Du bezahlst immer so pünktlich die Miete, hat sie gesagt, und bist auch so freundlich zu den Kindern!"

„Jedenfalls aber hast du dich sehr geniert;

denn du wolltest nicht weiterspielen, mir auch nichts vorspielen und sagtest kurz und schnippisch ‚Adieu'. Und weg warst du. Ich habe mich damals kostbar amüsiert. Aber hier, Schatz, das habe ich ja ganz vergessen. Ich habe dir ja was mitgebracht!"

Und dabei ergriff er das kleine Paket.

„Na, Schatz, bist wohl neugierig? Was? Erst raten, dann bekommst es! Na? Blondkopf?"

Und es amüsierte ihn köstlich, als sie allerhand krause und unmögliche Dinge nannte, wie Schaukelpferd, Nähmaschine, die doch unmöglich in dem kleinen Paket stecken konnten, kurzum, sie trieben so viel Allotria und lachten und scherzten so viel, wie es eben höchst gescheite Leute im Alter der Verliebtheit treiben können. Dabei war er es immer, der lächelnd zuhörte und nickte und nur ein paar Worte hineinwarf, während sie alle die tausenderlei Kleinigkeiten mit äußerst wichtiger Miene vortrug, die ihr während seiner Abwesenheit passiert waren.

Ihre Mama sei zu neugierig gewesen, von wem die vielen Briefe aus Günthersthal waren. Ihre Schwester Emma sei ein „ganz unausstehliches Scheusal", ihre Freundin Marie hätte ein Verhältnis mit einem verbummelten Studenten, der sie nur an der Nase herumführe. —

Leo sah sie dabei scharf an, aber ihr lachendes Gesicht beruhigte ihn — dann sei sie einmal hingefallen, und die Haare hätten sich aufgelöst, und die jungen Leute hätten sie „so" angesehen, daß sie sich zu Tode geschämt, namentlich war da einer,

so ein „häßlicher Jude" gewesen — da hätte sie sich am liebsten auf den Mund schlagen mögen für diese beiden Worte.

„Wenn er sie bloß nicht gehört hätte," war ihr ängstlicher Gedanke, und sie sah mit einem verlegenen Seitenblick in sein Gesicht. Aber aus dem Blick, mit dem er sie ansah, aus seinem Schweigen las sie heraus, daß ihre Worte ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen hatten.

Da beugte sie sich über den Tisch, und mit all der Zärtlichkeit, deren sie fähig war, legte sie den blonden Kopf einen Augenblick auf seine linke Hand, die auf der Tischplatte ruhte, und küßte sie mit einem langen, heißen Kusse.

Er begriff sofort ihre Buße und streichelte das wellige, blonde Haar langsam. Während noch ihr Haupt auf seiner Linken lag, flüsterte er ihr ins Ohr:

„Das war recht häßlich. Nicht wahr, mein Blondkopf?"

Dann faßte seine Rechte das feine, weiße Kinn und hob ihr dunkelerglühtes Gesicht wieder auf. Sie wollte ihn nicht ansehen, ihre Wimpern waren gesenkt. Sie nahm seine Rechte und preßte sie heftig gegen ihre junge, wogende Brust.

Das war ihr schon einigemal passiert, das hatte er schon einigemal von ihr gehört. Das erstemal war er aufgebracht, dann hatte es eine leidenschaftliche Szene gegeben. „Sie hatte sich gar nichts bei gedacht."

Und in der Tat hatte sie nicht recht? War er berechtigt, das Wort „Jude" als Schimpfwort aufzufassen? Durchaus nicht. Wenn er sich dadurch beleidigt fühlte, so lag die Schuld an ihm, an seiner Empfindlichkeit, an der allzu großen Empfindlichkeit, die er mit seinen Religionsgenossen teilte. Er war so sensitiv geworden — das fühlte er auch eben jetzt wieder — daß er fast krampfhaft Beleidigung witterte, wo an gar keine zu denken war. Das war ein entschiedener Fehler, den er schon oft an sich bemerkt hatte, den er an sich überwinden zu müssen glaubte.

Dann aber erinnerte er sich des Schimpfwortes, das er vor ihrem Laden vernommen. Eigentlich hätte er sich schon daran gewöhnen müssen, aber gerade weil er sich frei wußte von allen spezifisch jüdischen Absonderlichkeiten und Eigenheiten, fühlte er eine Beschimpfung doppelt tief und doppelt schmerzlich.

Und es faßte ihn eine Art Grauen vor der Feindschaft, von der er tagtäglich Zeugnisse sah und hörte, wenn er das blonde Geschöpf da vor sich sitzen sah, das ihn liebte und das in seiner Naivetät und Liebe ihn nicht verletzen wollte und es doch unbewußt, beinahe aus Naturinstinkt, tat. Wie tief mußte da der Haß eingewurzelt sein, wenn dieses Mädchen in völliger Unbewußtheit jenes Wort herausprudelte, sie, die ihn noch dazu so sehr liebte.

Und es stieg in seiner Brust empor, wie eine dumpfe Last, die stieg und stieg und nun wuchtend

auf seiner Kehle lag, daß er nur einen leisen Laut aus heiserer Kehle ausstieß.

„Was ist dir, Leo?“

Ihre Stimme klang so bittend und rührend, ihr Gesicht sah so zärtlich und besorgt.

Er stieß ihre Hand von sich.

„Laß nur, ich bin ja auch nur ein „häßlicher Jude!“...

Da stürzten ihr die Tränen aus den Augen...

Drittes Kapitel.

Acht Tage saß war er schon wieder in Berlin, ohne daß er Zeit gefunden hatte, den Brief seines ehemaligen Lehrers, des Direktor Bergers, an seine Tochter abzugeben. Er ärgerte sich über seine Saumseligkeit und gab seiner, wie er stets fühlte, ein wenig schlaffen Energie einen Ruck, so daß er sich endlich zu einem Brief aufraffte, in dem er Fräulein Grete Berger um Festsetzung der Zeit bat, wann er ihr seine Aufwartung machen dürfe.

Einen Tag später hielt er ihre Antwort in der Hand. Er wunderte sich, daß sie nur jene kleine, nichtsausdrückende, ameisendünne Damenhandschrift hatte. Er erwartete bei ihr eine originelle, energische Handschrift. Nur die stilistische Form, mit der sie ihr kleines Billett schloß, ja, die zeigte die alte, trotzige, selbstbewußte Art dieses Mädchens an, die ihm seinerzeit schon in der Primanertanzstunde rücksichtslos entgegengetreten war.

„Ich erwidere Ihren Gruß, und bin

Grete Berger."

Na, das fand er doch energisch, vielleicht bewußt energisch, weil sie beide stets auf Kriegsfuß gestanden....

Er war neugierig, wie sie sich in Berlin eingelebt hatte. Er hatte sie lange nicht gesehen, zuletzt in seinem Heimatsstädtchen, bevor sich ihr Vater, der Direktor, zum zweitenmal verheiratete. Man munkelte damals in dem Städtchen von einem Zwist zwischen der Tochter und der ebenso jungen wie schönen Stiefmutter, und Leo Wolff war deshalb begierig, wie sie die Grüße aufnehmen würde, die er ihr von ihrer Stiefmutter zu überbringen hatte.

Sonntag vormittag um zwölf Uhr machte er seinen Besuch, Mohrenstr. 12, I. An der Tür stand: Pensionat Frau von Horst.

Der Name fiel ihm auf. Der jüngste Fuchs seiner Burschenschaft hieß auch „von Horst". Vielleicht eine Verwandte, dachte er.

Nun klingelte er. Ein Hausmädchen erschien, und er gab seine Karte ab. Nach wenigen Sekunden stand er in einem geschmackvoll ausgestatteten, kleinen Empfangssalon.

Das Licht tropfte nur schläfrig durch die Gardinen und Portieren der Fenster und tauchte das Zimmer in ein lauschiges Matthell. Von unten drang ab und zu dumpfes Brausen herauf, ab und zu polterte ein Wagen vorüber, der das Zimmer zittern machte und den Kronleuchter schüttelte, sonst webte ein leichter Hauch von Sonntagsstille, der im Einklang stand zu den dunklen, gedämpften Farben des Zimmers.

Die Dame des Hauses, eine runde, korpulente, kleine Person, empfing ihn, und schon nach einigen

Minuten erfuhr Leo, daß seine Vermutung richtig war, daß der junge Fuchs ihr Neffe sei, daß sie „den Herrn Kandidaten" bereits aus den Erzählungen „ihres" Max „vorteilhaft" kenne usw.

Bei diesem Worte beschlich Leo ein sonderbares Gefühl. Es schien ihm, als ob die kleine, runde Dame vor ihm es mit der Wahrheit nicht so genau nehme; denn ebenso wie ihm der junge von Horst nicht sympathisch war, ebenso wußte er, daß der junge Aristokrat ihm nicht „grün" gesinnt sei.

Dann erkundigte sie sich nach Herrn Direktor Berger, und nach seinem eigenen Vater. Er wollte schon für ihre Freundlichkeit danken, als sie ein wenig maliziös bemerkte, sein Vater solle, wie sie gehört hätte, der reichste in dem Städtchen, und zwar in kurzer Zeit es geworden sein, und womit er eigentlich „gehandelt" habe?

Er wurde rot; denn er wußte im ersten Augenblicke nicht recht, was er auf diese völlig unvorbereitete und spitze Bemerkung antworten sollte, nur zuckte es ihm einen Augenblick zornig um die Lippen ... jedoch er schwieg, indes die Augen der kleinen, runden Dame vor Vergnügen funkelten.

Er wußte auch nicht, was sie zu diesem Ausfall veranlaßte.

Da trat eine junge Dame ein, und die kleine, runde Dame erschöpfte sich nun auffallend in Liebenswürdigkeiten, welche diese so überlegen beantwortete, daß sie sich verdutzt zurückzog.

Nun waren die beiden allein. Ihre Blicke ruh-

ten einen Augenblick fest ineinander. Leo witterte den alten Trotz, als sie sich ein wenig kühl nach seinem Wohle erkundigte, nach seinem Vater, nach der alten, kleinen Heimatsstadt usw. Er antwortete ebenso kühl wie kurz. Als er sich seines Auftrages entledigte und Grüße von ihrer „schönen" Stiefmutter überbrachte, beobachtete er sie scharf.

Sie lächelte ein wenig.

„Finden Sie meine Stiefmutter wirklich so schön?"

„Gewiß, mein Fräulein, sie ist gewiß die schönste Frau, die ich kennen gelernt habe. Ich weiß, daß alle Primaner puterrot werden, wenn sie der jungen Frau Direktorin begegnen. War jüngst selbst Zeuge davon!"

Doch er sprang von dem Thema ab, als er von ihrem Gesicht ablas, wie peinlich ihr das Gespräch war. Dann erzählte er, wie er ihr Heimatsstädtchen angetroffen, wie sich nichts dort seit Jahrzehnten verändert, wie seine Verehrung für ihren Vater, den Herrn Direktor, nach jedem Gespräch zunehme — sie lächelte dabei, daß ihr Gesicht ihm mit einem Male ungemein schön und sympathisch erschien —, daß ihr Jugendgespiele, sein Freund Richard, nun in Freiburg studiere, wie leid es ihm tue, ihn entbehren zu müssen, kurz, so viel Kleinigkeiten, die von den Einwohnern ihrer Heimat handelten und sie doch so lebhaft interessierten.

Da kam eine Frage ihr über den Weg gelaufen,

die mit einem Schlage seine alte Schroffheit ihr gegenüber wieder aufrüttelte.

„Und wie geht's eigentlich Ihrem Schützling?"

„Meinem Schützling?" fragte er verblüfft.

„Nun ja, Herr Wolff, ich meine Fräulein Rosalie, na, wie heißt sie doch?... die mit der langen Nase?..."

Sie sah ihn spöttisch an, indes ihre schlanke Hand an ihrer Uhrkette spielte.

Er wußte sofort, was sie meinte, und mit etwas schnarrender Stimme antwortete er ihr:

„Verzeihen, gnädiges Fräulein, daß ich diese ironische Frage nicht beantworte. Sie wissen, daß mir diese Dame völlig gleichgültig ist, aber Ihnen gegenüber bin ich stets ihr Ritter. Ich begreife nicht, was Sie gegen dieses Mädchen haben! Nun ja, sie ist grundhäßlich, lange Nase, spezifisch semitisches Aussehen..."

„Ich konnte sie in der Tanzstunde nun einmal nicht ausstehen. Ein mir antipathisches Geschöpf, so gar nichts von Eigenheit und Geschmack, und dabei überall diese auffällige Kleidung, diese gräulichen Schmucksachen..."

— Da stand die ganze Situation ihm lebendig vor Augen. In der Tanzstunde war es gewesen, an der die Tochter des Direktors teilgenommen. Sie war der Mittelpunkt der jungen Mädchen. Es traf sich, daß sie mehrere Male miteinander getanzt und eifrigst geplaudert hatten. Da kam eine Tanzstunde, an der ein neues Mitglied, jenes Judenmädchen,

zum erstenmal teilnahm. Wie gewöhnlich standen die jungen Mädchen plaudernd und lachend um die Direktorstochter herum. Als die häßliche, kleine Jüdin in den Kreis der Mädchen trat und Grete Berger begrüßen wollte, drehte sie sich achselzuckend um und überhörte lachend ihren Gruß. Die Jüdin wurde verlegen; boshafte Blicke von allen Seiten; und dann lachte die ganze Mädchenschar laut los, daß sie totenblaß dastand.

Mit großen, tränenvollen Augen ging sie auf ihren Platz. Er hatte die ganze Szene mitangesehen, und wie unter einer Eingebung handelnd, hatte er die Tochter seines Direktors damit abgefertigt, ihr Benehmen sei einer gebildeten, jungen Dame unwürdig.

Darauf stummes, zorniges Blickwechseln, eine für das kleine Städtchen unerhörte Szene, und seit der Zeit hatte er sie nie wieder zum Tanze aufgefordert.

Er ließ auch jenes kleine Judenmädchen unberücksichtigt. Er war selbst über seine Kühnheit damals erstaunt gewesen und hatte doch geheime Angst, daß etwas zu Ohren seines Direktors kommen könnte. Dann wieder schalt er sich, daß er für ein Geschöpf eingetreten sei, das er auch nicht recht leiden mochte, das die Tochter eines verhaßten, jüdischen Kleinhändlers war. Zuweilen rechtfertigte er sich mit seinem Mitleid, aber das war nur Ausflucht. Wenn es wahr gewesen, hätte er fühlen müssen, daß seine Empfindung für jenes Mädchen eine uralte gewesen, jenes Gemeinsamkeitsgefühl, das wie ein ge-

heimnisvolles Fluidum von einem Juden zum andern strömte, so daß man sich kannte und vertraute, ohne sich auch nur einmal gesehen zu haben. Dieses Gefühl innerer Zusammengehörigkeit hatte er schon empfunden und unter Qualen verwünscht. Er bekämpfte es in sich; denn es erschien ihm als ein romantisches Gefühl, als ein Gefühl der alten, jüdischen Generation, als ein Gefühl, das überwunden werden mußte. Wenn er sich einem armen Juden gegenübersah und einem armen Bauer, so wußte er genau, wem sein Mitleid galt. Und dieses Gefühl mußte seiner Meinung nach sterben, um einem nationalen Platz zu machen. Er rang oft in sich und mit sich, aber er überwand es nur halb. Stets dieses geheimnisvolle Band, das ihn mit den Juden verband, stets dieses halbe Interesse den Nicht-Juden gegenüber.

Aus diesem atavistischen Instinkt heraus war er dem Mädchen beigesprungen, deshalb waren die Beziehungen zu dem seltsam anziehenden Geschöpf abgebrochen, das da vor ihm saß und ihm erklärte, wie unsympathisch jene Jüdin ihr war.

„Und dabei weiß ich, daß dieses Mädchen auch Ihnen unsympathisch war. Es ist ja wahr, sie kann ja nichts dafür, daß ihr Vater insgeheim verschrien ist. Aber das kam noch bei mir dazu..."

„Gewiß! Wenn Sie wüßten, wie ich diesen alten Gauner gehaßt, wie diese Gauner von allen anständigen Juden gehaßt werden. Sind sie doch zumeist schuld, gewiß, daß der Haß gegen die Juden so stark ausgebildet ist. Das wußte ich von dem

Löb Hirsch, aber dieses junge Geschöpf... ich vergaß ja ganz, daß sie die Tochter jenes Hallunken war. Ich glaubte nur, weil sie häßlich war, daß Sie sie nicht mochten. Wer selbst schön ist, hat eine instinktive Abneigung vor allem Häßlichen."

„Ei, Herr Wolff, ein Kompliment? Wohl das erste Ihres Lebens, was?" lachte sie.

„Sie geben mir nie Gelegenheit dazu?" antwortete er ein wenig boshaft.

Sie fühlten beide in diesem Augenblick, daß ihre Bosheiten beabsichtigt waren, daß es ihnen nicht so recht ernst schien mit ihrer Abneigung. Dann erkannten sie blitzschnell, daß jeder den andern durchschaut hatte, und sie lachten beide nun über jede noch so harmlose gemeinsame Erinnerung hell auf. Rasch entwickelte sich nun ein frisches, fröhliches Plaudern, ohne Plänkelei und Bosheiten. Als sie sich dann Lebewohl sagten und die Hand reichten, da schienen sie auf dem gemeinsamen fremden Berliner Boden Waffenstillstand geschlossen zu haben. Sie sahen sich einen Augenblick fest an, dann warf sie, gleichsam als ob sie sich über ihren geheimen Pakt ärgerte, stolz den Kopf zurück. Er merkte es und war unhöflich genug, ihr nicht die Hand zu küssen. Dann ging er.

Während seine Gedanken bei dem sonderbaren Mädchen weilten, schritt er über den Damm an der Kirche vorbei. Hier mußte er einen Augenblick seine Schritte anhalten. Aus dem weitgeöffneten Portal strömte ein schwarzer Strom von Menschen, indes die letzten, vollen Akkorde eines Kirchenliedes aus dem

gewaltigen Innenraum herausbrausten. Er sah sich einzelne im schwarzen Menschenstrome an. Meist junge Mädchen und alte Frauen, nur wenig Männer. Fast gar keine Jünglinge. Dort ging ein altes, gebücktes Mütterchen, daneben ein alter, glattrasierter Mann, dort trippelten zwei Backfische mit zierlichem Goldschnittgesangbuch und kicherten, als sie ein paar junge Menschen unternehmend fixierten. Dann kam eine junge Frau mit rosig aufgeregtem Gesicht, das getaufte Kind in blendend weißem Steckkissen im Arm, daneben ein junger Mann, anscheinend ihr Gatte, mit gelangweiltem Antlitz.

Dann wieder ein Mädchen ganz schwarz gekleidet, dessen bleiches, harmloses Gesicht ihn lebhaft fesselte. Als sie an ihm vorbeiging, das Haupt gesenkt, sah er, daß ihre Augenlider vom Weinen gerötet. Dann bemerkte er, daß sie schwanger war.

Da wußte er die Tragödie.

Einen Augenblick lang fiel ihm Helene ein, ganz unversehens. Er wußte nicht recht warum, jedoch ihr Erinnerungsbild verschwand bald im Chaos der Eindrücke, die auf ihn einstürmten.

Als er nun langsam über den Platz ging, da dachte er nach, wann er zuletzt in der Kirche war. In der Synagoge. Das war schon lange, lange her. In einer evangelischen Kirche? Im letzten Herbst am Reformationstage war er im Dom gewesen. Er fühlte noch heute den gewaltigen Eindruck nach, den die Feier auf ihn gemacht, wie jede Empfindung sich auflöste in ein unbeschreibliches Etwas. Das

matte Hell der Riesenkirche, die lautlose, feierliche Ruhe, die himmelanstrebenden, zum Himmel zeigenden Säulen, der wunderbare Chor, all das wogte in seinem empfänglichen Herzen in mystischen Fluten nach. Dann aber, als er das Donnerlied brausen hörte: „Ein feste Burg ist unser Gott", da hatte ihn ein gewaltiger Schmerz ergriffen, der ihm die Tränen in die Augen trieb. Er wußte damals nicht warum. Er hielt es nicht mehr aus in dem matten Licht des Domes. Er lechzte nach Licht und Luft. Als er draußen gewesen war, und die Töne des markigen Liedes wie aus dämmernder Ferne vernahm, da war es ihm, dem Glaubenslosen, als ob er stünde vor dem Tore, darinnen Liebe und Friede war... er, ein Jude, liebelos und friedeleer.

Viertes Kapitel.

Leo war um sieben Uhr aus dem Kolleg gekommen. Wie es seine Gewohnheit war, schritt er eiligst die Häuser entlang, ohne auf das Straßengetöse zu achten, und spann allerlei Gedankenfäden aus. Er hatte heute früh einen kurzen Brief erhalten und die beiden Hundertmarkscheine, die ihm als Monatswechsel für Dezember zugedacht waren. Es fehlten zwar noch zwei Tage zum ersten Dezember, jedoch um das Porto zu sparen, hatte sein Alter, wie er sich lächelnd dachte, das Geld in den Brief eingelegt.

Eine Angelegenheit, deren der väterliche Brief nur kurz Erwähnung tat, beschäftigte ihn ungemein. Sein Vater schrieb ihm, daß die Lenzsche Chemikalienfabrik in seiner Heimatstadt in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden sollte, daß er an der Spitze des Unternehmens stünde und einen großen Teil der Aktien übernehmen würde. Da die Rentabilität sicher sei, so würden wahrscheinlich auch der Direktor Berger, der Pfarrer Manzow und andre, die bei ihm Gelddepots hätten, ihre Kapitalien in diesen Aktien anlegen. Jedenfalls beginne mit diesem

Unternehmen eine neue Handelsepoche in dem Heimatstädtchen usw.

Das alles beschäftigte ihn auf dem Heimweg, und ohne recht zu wissen, warum, beunruhigte ihn diese Nachricht. Er sah es nicht gern, daß sich sein Vater in derartige Unternehmungen — „Spekulationen" nannte er sie verächtlich — einließ; denn sein ungemein empfindliches Feingefühl suchte an dem Namen und dem Ruf seines Vaters alles wegzuwischen, was ihm den Begriff des Bankiers unangenehm machen konnte. Sein Vater sei und müsse es sein, so phantasierte er, der denkbar rechtschaffenste Kaufmann, den es geben könne. Er müsse durch seine Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und Gradheit in kommerziellen Handlungen für seinen Teil dazu beitragen, dem Begriff des „jüdischen Bankiers" den oft häßlichen Beigeschmack des Schwindelhaften, Gewinngierigen usw. zu nehmen. Und weil sein Vater kaufmännisch bei ihm als Muster offener Rechtschaffenheit galt, befremdete und ärgerte es ihn, daß er mit einem Schlage in die Öffentlichkeit als Hauptaktionär eines neuen Aktienunternehmens treten wollte. Dazu befremdete ihn noch die Zuversicht, daß auch die übrigen wohlhabenden Leute ihre sauer ersparten Kapitalien in Aktien umsetzen würden; denn er sah schon im Geiste, wie bei einem negativen Ergebnis des Unternehmens die Hauptschuld auf seinen Vater fallen würde, der die Leute zum Ankauf verführt habe. Das dürfe auf keinen Fall geschehen, so murrte er in sich hinein.

Aber seine Phantasie, die sehr gern ins Extrem verfiel, nahm bald die gefürchtete Tatsache als gewiß hin, und er malte sich schon die Vorwürfe aus, die sein Vater erdulden müsse usw.

Dann ärgerte ihn noch eine kleine Tatsache, die sein Vater ganz am Schluß des Briefes beigefügt hatte. Er schrieb, daß auch sein Neffe Siegmund Königsberger bei dem Aktienunternehmen beteiligt sei. Das gefiel Leo am wenigsten, denn seinen Vetter Siegmund hatte er nie ausstehen mögen. Wenn er sich dieses Menschen erinnerte, mit seinem näselnden Dialekt, mit den schlauen Augen, dem pfiffigen Sprechen und dem stachlichen, schwarzen Schnurrbart, hatte er eine unerklärliche, unangenehme Empfindung. Vom ersten Augenblick an, als sein Vater den 13jährigen Siegmund aus einem kleinen Städtchen in Posen zu sich hatte kommen lassen, um dessen Eltern von einem Sohne zu entlasten, hatte er ihn mit Kinderinstinkt nicht leiden können, und seine kriechende, schleichende Manier war ihm unausstehlich gewesen. Und dieses Gefühl der Abneigung hatte in den Jahren gemeinsamen Zusammenwohnens nicht nachgelassen. Leo wußte, wie Siegmund ihn im Grunde seines Herzens trotz seines schmeichelnden Benehmens für einen „dummen Jungen" hielt, einen „Erzschaute" hieß, weil er die Menschen und das Leben nicht so schlau und berechnend zu nehmen wußte, wie er selbst.

Leo erinnerte sich eines Wortes, das Siegmund äußerte, als er, ein Sechzehnjähriger, zu ihm eilte

nach der ersten Lektüre des Don Carlos. Wie er sich vor ihm hinstellte und mit der ganzen Empfindung seines begeisterten Knabenherzens die wundervollen Phrasen des Marquis Posa über Menschenwürde vorlas, da hatte dieser ein wenig den Kopf von seinen Rechenbüchern aufgehoben, ihn mitleidig angesehen und nur gesagt: „Stuß!" Das bedeutete „Unsinn!"

Das Wort konnte ihm Leo nie vergessen.

Und diesen Menschen, seinen Vetter, wie er bitter dachte, dem sein Vater die erste Stelle in seinem Bankgeschäft eingeräumt hatte, diesen hatte sein Vater bei dem Unternehmen sich als Beistand ausersehen. Das bereitete ihm das größte Unbehagen; er wußte selbst nicht, warum. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß, wo sein Vetter Siegmund selbständig geschäftlich beteiligt sei, große Summen zu verdienen sein müßten! Das war Leo bei seiner Geschäftsunkenntnis immer ein Rätsel gewesen, sogar eine „Schande", wie er sich ausdrückte, daß man große Summen an der Börse gewinnen und verlieren konnte, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Das war für ihn identisch mit „Schwindel" und „Wucher".

Wie haßte er überhaupt derartige Börsengeschäfte! Er erinnerte sich, wie einmal Siegmund in seiner Gegenwart seinem Vater zu einem zweifelhaften Geschäft geraten hatte, bei dem zweihundert Prozent zu verdienen gewesen waren. Er hatte dazwischen geworfen, ein solcher Verdienst sei einfach

„gemein". Da hatte ihn sein Vater groß angesehen und sein Vetter laut und fast mitleidig aufgelacht und gesagt: „Du bist immer noch der alte „Schaute". Du wirst es zu nichts bringen!"

Er verlor sich weiter in Gedanken über das Aktienunternehmen, und ehe er sich versah, stand er vor seinem Hause. Langsam stieg er die Treppen hinauf und schloß die Tür seines Zimmers auf. Links und rechts von ihr waren die beiden Korridore erleuchtet und warfen einen matten Schein auf den messingenen Briefbehälter, der an seiner Tür befestigt war. Er sah etwas Weißes darin, einen Brief, und zog ihn heraus. Nachdem er Überzieher, Hut und Stock nachlässig auf einen Stuhl geworfen hatte, ging er an den Tisch und zündete sich die Lampe an. Ihr greller Schein fiel ihm stechend ins Auge, daß er es zukneifen mußte, was seinem ernsten Gesicht etwas Düsteres gab.

Es war ein Brief seines Freundes Richard Manzow aus Freiburg. — Langsam und bedächtig las er die sechs Seiten... Während der Lektüre legte er ihn einen Augenblick beiseite, setzte sich aufs Sofa und sah vor sich hin. Dann las er weiter.

Müde ließ er den Brief auf den Tisch fallen und ging an das Fenster und starrte wie geistesabwesend in die Dunkelheit hinaus.

Draußen fiel Schnee. Die weißen Flocken trieben, vom Winde schräg auf die Straße geschleudert, in kleinen Häufchen zusammen, und glänzten, wenn eine Lichtwelle über sie hinflutete, wie weiße Glas-

splitter. Ein heftiger Novemberwind rüttelte an den Fenstern und schleuderte kleine Massen flimmernden Schnees auf das Fensterbrett. Mit junger Riesenkraft packte der Sturm in die dunklen Wolken und zerrte sie auseinander wie einen zerrissenen Mantel. Unten eilten schneebestreute Menschen mit verdoppelter Hast die Straße hinunter, die Hände in den Taschen vergraben: die Pferde dampften in der kühlen Luft vor Hitze, bepudert mit losem, flockigem Schnee. Schwach zitterten die Lichtpunkte der Laternen gradlinig die Straße entlang, und grell und vorlaut flammte das elektrische Licht der Schaufenster über den Straßendamm. Das alltägliche Brausen und Schreien und Klingeln schien heute verstärkt heraufzutönen in das Zimmer des Einsamen.

Aber er achtete nicht auf den Lärm. Der Brief seines Freundes hatte ihn merkwürdig aufgeregt. Er empfand jetzt eine lebhafte Sehnsucht nach seiner Anwesenheit. Er wünschte ihn jetzt bei sich zu haben mit seinen guten, treuen Augen, seinem ernsten, gebräunten Gesicht, seinem blonden, männlichen Kopf, um mit ihm Zwiesprache zu halten über seinen lieben, lieben Brief.

Auch er schrieb ihm über das Aktienunternehmen, bei welchem sich infolge der Teilnahme von Leos Vater auch sein Vater, der Pfarrer Manzow und Direktor Berger veranlaßt gesehen hätten, ihre Gelddepots in Aktien anzulegen. Das frappierte ihn außerordentlich. Sein Vater schrieb ihm nur

von der Wahrscheinlichkeit der Teilnahme Manzows und Bergers, und hier hatte er durch Richard Nachricht von der Gewißheit derselben. Und da dieser seine Nachricht aus Günthersthal hatte, so mußte sie schon vor der Niederschrift des väterlichen Briefes an ihn gewiß gewesen sein. Was bewog nun seinen Vater, damit hinter dem Berge zu halten? Warum schrieb er andeutend von einer Wahrscheinlichkeit, wo er doch Gewißheit hatte. Diese Frage beschäftigte ihn immerfort und vereinigte sich, ohne daß er es sich erklären konnte, mit einem lebhaften Mißvergnügen. Es war ihm gewissermaßen das Vorgefühl einer Katastrophe, die er sich in seiner lebhaften und selbstquälerischen Phantasie schimpflich genug vorstellte. Er könne ja nun nichts mehr dagegen tun, murrte er ingrimmig. Man hatte ihm wie gewöhnlich gleich das fertige Faktum mitgeteilt, ohne vorhergehende Andeutungen!

Da mußte er selbst ein wenig lachen. Hatte man ihm denn sonst Nachrichten über Geschäftsdinge mitgeteilt, sonst seinen Rat eingeholt?

Ach nein, nichts weniger als das!...

„Wär' auch was Schönes 'bei 'rausgekommen!" lächelte er, und suchte sich und seinen Verdacht zu beruhigen.

„Mein Alter wird schon wissen, was er tut. Er ist ja doch ein gewiegter, ehrlicher Kaufmann, und was ich denke, ist ja einfach Blech!" dachte er sich. Über einen Punkt jedoch konnte er sich nicht beruhigen, das war die Teilnahme Königsbergers.

„Bah! Wollen abwarten!“ sagte er laut und ging vom Fenster wieder an den Tisch. Er nahm den Brief wieder zur Hand und las die letzte Seite noch einmal. Als er sich in die Sofaecke drückte, las er sie zum drittenmal. Dann zuckte ein bitteres Lachen nervös um seine Lippen. Da stand drin, er solle sich nicht abquälen mit seinen Gedanken über das Judentum, er zwinge das Problem doch nicht. Er sei ein guter Kerl, und wenn alle Juden so wären wie er, dann gäbe es keine Judenfrage usw.

Dieser gute Richard! Sogar ein Kompliment schreibt er, daß ich ein guter Kerl sei! Aber das Denken aufgeben, das war leicht gesagt!

Er sprang auf und ging hastig im Zimmer auf und ab, als wollte er den auf ihn einstürmenden Gedanken Einhalt gebieten... Aber wie ein geschwollener Gebirgsstrom überflutete es seinen Willen und spann die Gedankenketten wieder ab, die er so oft im stillen geschmiedet und unzählige Male wiederholt hatte. Wie mit zwei Stimmen, eine für, die andere gegen seinen Freund und dessen wohlmeinenden Rat, sprach es in ihm:

Nicht darüber nachdenken? Ach, wer das könnte! Als ob nicht jedem modernen Juden, der mit wachen Augen in die brutale Wirklichkeit des Lebens hineinsah, das Problem wie ein graues Gespenst riesengroß entgegenträte, von der leisen, wehmütigen Herzensklage der Resignation bis zum wüstesten Hep-Hep-Geschrei der Straße! Ach, er hatte ja keine Ahnung, was das hieß: Jude sein! Jude sein mit jeder Faser

und jedem Blutstropfen und doch im anderen Sinne mit keinem Blutstropfen, keiner Faser! Und da schrieb Richard ihm, er sei gar kein Jude, weil er wie tausende der großstädtischen Juden überhaupt keine Religion im Sinne der Bibel hatte. Wie sehr recht hatte er! Aber er war ja gut daran, er, der Pfarrerssohn, der mit seinem lieben Kinderglauben zurechtkam auf der Erde und selig im Glauben war, auch mit ihm im Himmel zurecht kommen zu können. Was war er dagegen? Er kam mit seinen irdischen Fragen und Zweifeln schon nicht zurecht, wie sollte er Lösung finden für die himmlischen?...

Vor seinem Geiste tauchten die Tage seiner Kindheit auf, wo er den ersten Religionsunterricht erhalten, Tage, bei deren Erinnerung er manchmal laut auflachen mußte, so humoristisch und so traurig waren sie. Aber heute empfand er nur das letztere.

Was hatte er nur für einen Lehrer gehabt! Das war ein alter, schrullenhafter Mann gewesen mit pedantischen Manieren, näselndem Tonfall, der immer aussah, als hätte er nie satt zu essen gehabt, der mit dem Stock die Religionsstunde verschönte, und dann wieder jedesmal von der seltensten Gutmütigkeit war, wenn er Geld für den Unterricht bekam. Dafür konnte er dann am „Schabbes" eine Gans essen!

Er sah ihn im Geiste vor sich, wie er beim Lesen mit dem ganzen Oberkörper hin- und herwackelte, bald tief und dumpf, bald hoch und quiet-

schend die Töne hervorgurgelte, und erst den Zeigefinger mit der Zunge benetzte, bevor er das Gebetbuch umblätterte.

Was war er für ein Teufel darin gewesen, alle diese lächerlichen Eigenheiten des Lehrers ausfindig zu machen und nachzuahmen! Bei keinem anderen Lehrer hätte er es gewagt. Immer wenn man in seiner Gegenwart vom jüdischen Religionsunterricht sprach, dann hörte er im Geiste die näselnde Stimme des alten Mannes, dann sah er eine Reihe von schwarzhaarigen Kinderköpfen, die sich über die Gebetbücher beugten und lachten und unter dem Tisch Allotria trieben, bis der alte Mann, wehmütig über die Rangen, den weißen Kopf schüttelte, das Buch zuklappte und müde hinausging. Dann hatten sie noch mehr gelacht! Er immer mit!

Und was hatte er da gelernt? so fragte er sich schmerzlich. Die jüdischen Buchstaben, diese krausen, bald schmalbrüstig-schlanken, bald dickleibig-stolpernden, schwarzen Zeichen mit ihren vielen Punkten und Strichen standen da wie eine Reihe von Zinnsoldaten. Diese lernte er mechanisch und mußte sie zu komisch langen Worten zusammenfügen, die oft so drollig klangen, daß er über das heiligste Wort hatte auflachen können. Wenn es hoch kam, dann diktierte ihnen der alte Mann Wort für Wort eine Bibelstelle mit deutschem Text, die sie dann auswendig lernen mußten. Wie konnte er dabei religiöse Empfindungen haben und sie pflegen! Unmöglich!

Er fühlte, wie seine Augenlider heiß wurden.

Langsam schraubte er den Docht herunter; denn die Lampe brannte ihm zu hell, zu vorlaut.

Er liebte das traulich-gemütliche Halbdunkel; denn in der wohligen Dunkelheit spann er so gut seine einsamen Gedankenfäden weiter und immer weiter, bis er sich sogar im Augenblick höchsten Affekts zu kleinen Monologen verstieg und sich dann selbst auslachte.

Er lehnte sich in die Ecke und schloß die Augen. So war ihm wohl, und so konnte er die wehmütigen Erinnerungen an seine Kindheit langsam und bedächtig anschauen, Stück um Stück, wie in einem schnellen Wandelpanorama.

Er sah sich als kleinen, fünfjährigen Jungen festlich angetan mit dem „guten Anzug"; denn nur am heiligen Feiertage durfte er ihn anziehen, den ersten neuen Anzug, den er bekommen hatte. Vorher wurden ihm aus den abgelegten Anzügen seines Vaters Kleider von seiner Mutter zugeschnitten. Und dieser Feiertag, wo er zuerst in dem schwarzen Anzug die Synagoge betrat, war ihm unvergeßlich. Wie oft war er als Junge in die Synagoge gegangen. Da war ja auch noch sein Vater arm gewesen und ging noch alle Sonnabend, alle „Schabbes" zur „Schul", und er immer mit.

Da fiel ihm beiläufig ein, wie sein Vater später immer weniger in die Synagoge ging, und sein spüriger, mißtrauischer Sinn glaubte einen ihm peinlichen Zusammenhang zu bemerken zwischen den Vermögensverhältnissen und der Frömmigkeit der

Juden. Ja, sein Mißtrauen gegen seine Religionsgenossen ging so weit, daß er meinte, je ärmer sie seien, desto frömmer, und je reicher, desto „aufgeklärter".

Dieser Gedanke war ihm peinlich. Er hätte sich selbst Einwände gegen diese falsche Ansicht bilden können, aber sein Sinn, der so krankhaft-einseitig ausgebildet war, daß er nur immer Fehler an den Juden entdecken wollte, duldete keinen Einwand. Es lag in dieser Selbstqual eine gewisse Wollust. Sie glich einem Asketen, der sich selbst mit schmerzhaften Geißeln schlug.

„Stimmt," sagte er leise, „je reicher man wird, desto weniger belästigt man den lieben Herrgott!"

Ja, ja, sein neuer schwarzer Anzug!...

Wie vorsichtig war er gewesen, daß er ihn nicht beschmutzte! Und neben ihm ging seine bleiche, kranke Mutter im schwarzen, glänzenden Kleid, mit all dem geringen Schmuck angetan, den sie besaß, und der Vater mit dem großen Zylinderhut, den er alle Jahre zweimal aus der Schachtel holte und abbürstete, und dem langen schwarzen Rock, der ihm übers Knie reichte. Wie ernst und feierlich gingen sie zur Synagoge am Marktplatz! Und er zwischen ihnen! Wie freute er sich, daß er das große heilige Gebetbuch tragen durfte! Dann trafen sie auf dem Wege zur „Schul" noch andere Juden im höchsten Staat, mit ernsten Gesichtern und dicken Gebetbüchern. Im Tempel saßen sie dann da in weißen Mützen und weißen Hemden und beteten und schüt-

telten in feierlichen Momenten mit dem ganzen Körper und schrieen und sangen und tänzelten und stöhnten, und schlugen sich an die Brust, seufzten tief und blickten nach der Decke, alle durcheinander. Und dazwischen hörte der kleine Junge mit offenem Mund die ernsten, weihevollen, wunderlichen Gesänge des Vorbeters, der mit dem Kopf so sehr wackelte, daß er fast das Buch berührte, welches vor ihm lag, und der noch weit lauter schrie und stöhnte und klagte, als sie alle. Einmal, so erinnerte er sich, hatte er gelacht, aber ein furchtbarer, drohender Blick seines Vaters hatte ihn ganz verschüchtert.

Wohl lächelte Leo, als diese Bilder seiner Jugend vor seinem Innenauge vorbeizogen. Aber in seinem Lächeln lag ein Moment der Wehmut, der Trauer. Sie beschlich ihn immer, wenn er sich der schweren Tage seiner Kindheit erinnerte, wo er noch ein gläubiges Kind war und noch das blasse Gesicht seiner Mutter leise zu ihm sprach und seinen Kopf in den Schoß nahm, wo er immer das Gebetbuch küßte, inbrünstig auf beiden Seiten, wenn es zu seinem Schreck zu Boden gefallen war, wo an jedem Freitag abend zwei Lichte auf weißer Decke standen und der Vater ein kurzes Gebet sprach und ein Stück „Barches" zu essen gab. Dann gab es abends Fische, ein seltenes Gericht, wozu seine Mutter schon acht Tage lang sparte und sich oft deshalb die notwendige Medizin und Pillen versagte. Durfte doch „Fisch" nicht am heiligen Freitagabend fehlen. Nachher kamen dann noch andere Juden aus der

Bekanntschaft, und die Männer erzählten, was sie für Geschäfte gemacht, wieviel sie verdient hätten, und die Frauen, wie sie die Fische zubereitet hätten, was sie des Sonnabends kochten usw.

Wenn er daran dachte, dann überschlich es ihn kalt wie ein frostiges Zittern. Immer wieder stieg ihm der Gedanke auf, wer glücklicher war, Leo Wolff, der jetzt dreiundzwanzig Jahre alt und ein „gelehrtes Haus" war oder werden wollte, oder der kleine blöde, dumme Junge. Er wußte wohl die Antwort. Aber er verschwieg sie sich absichtlich. Doch zuweilen nicht. Dann regte sich eine Stimme in ihm.... Er dachte an seine kranke, blasse Mutter, die er so überaus geliebt, und nun wußte er, wer der Glücklichere war...

Fünftes Kapitel.

Das Aktienunternehmen seines Vaters, die Beteiligung seines ihm widerwärtigen Vetters Siegmund, die Teilnahme des verehrten Direktors Berger beschäftigten ihn wohl noch manchen Abend, aber da er auf seine ungestümen Briefe nur beruhigende Antworten erhielt, die ihn mit seinem plötzlich erwachten Geschäftsinteresse neckten, verlor er nach und nach seine Besorgnis, und bald schalt er sich, selbst wieder einen Phantasten, einen Schwarzseher, der überall Unheil wittere, wo gar keins vorhanden war.

Dabei machte er bei sich die merkwürdige Entdeckung, daß er seine eigenen Glaubensgenossen mit einem viel strengeren Maßstab messe, als die Christen, daß er ihre Fehler immer vergrößere, die Fehler der letzteren immer verkleinere. Es kam ihm vor, als sei er gar nicht mehr fähig, ein ruhiges, sachliches Urteil über Handlungen zu fällen, die von Juden ausgingen, und er rechtfertigte sich so gut es ging damit, daß in der Tat ein Vergehen eines Juden verhängnisvollere Wirkung habe als das eines Christen, eben weil ersteres ungleich mehr die Aufmerksamkeit auf sich zöge.

Dabei verfiel er wieder in das Extrem. Er suchte Mängel und Fehler, wo keine waren, und betrieb diese Sehnsucht mit einer Art Wollust, mit der Wollust des Schmerzes; denn immer wieder, wenn er vor sich, in sich, bei sich eine Wutrede gegen die Juden losließ, dann war es ihm, als schlüge er sich selbst langsam und sicher ins Herz, dann war es ihm, als bekenne er seine eigenen Fehler vor einer Idealgestalt, die bei ihm war und neben ihm ging und stand und saß, vor der Gestalt des idealen Juden, wie er ihn sich dachte. Sein Bestreben, der Juden geringfügigste Schwächen zu Riesenfehlern auszudehnen, zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Immer schwoll sein Haß und Groll, wenn er von schlimmen Taten las, an welchen Juden sich beteiligt hatten. Las er in der Zeitung einen Wucherprozeß, dann überflog sein Auge fiebrisch die Namen, und hatte einer von ihnen jenes spezifisch jüdische Timbre, dann kochte es in ihm vor Wut, und mehr als einmal entfuhr ihm dabei ein Wort des Hasses, wie es schlimmer kein überzeugungstreuer Judenfeind hätte ausstoßen können.

Gerade weil sich seine Aufmerksamkeit gewissermaßen auf das Aufsuchen von Gebrechen moralischer Art dressiert hatte, wie ein Hund auf Hühner, vermochte er schließlich überhaupt nichts Gutes mehr bei den Juden zu entdecken.

Und die Last aller Vergehen, die er in ihnen entdeckt zu haben glaubte, schleppte er mit sich herum, und oft schien es ihm, als ob er ein Mensch mit

zwei Seelen wäre, die sich unterschieden wie weiß und schwarz, wie Edelsinn und Gemeinheit.

Namentlich zu Boden drückend erschien ihm die Last dieser Verbrechen und Gebrechen, die Last seines Judentums an den heiligen Feiertagen der christlichen Religion. Und doch war es nur die Gefühlsseite, die ihn, den Träumer, den Schwärmer, in diesen Feiertagen anzog, nur die Empfindung, die in ihm rege wurde während ihrer Feier, eine Empfindung, die er auch bei seinen jüdischen Feiertagen besaß und die ihm nicht abhanden gekommen war. Nicht die religiös-christliche Seite zog ihn an, sie war ihm ebenso gleichgültig wie die jüdisch-religiöse, sondern das Anziehende des christlichen Pfingstfestes, des Weihnachtsabends war ihm eigentlich undefinierbar und nur fühlbar.

Auch jetzt stand wieder der Weihnachtsabend vor der Tür. In der ganzen Weihnachtswoche zeigte ihm Berlin eine Physiognomie, die es nur zum Weihnachtsfest hervorkehrt. Durstig sog er, der Provinziale, all die Eindrücke ein, die auf ihn einstürmten.

Er ging die belebtesten Straßen mit horchenden Augen ab, wo die Menge sich wie ein ewig flutender, schwarzer Strom vorwärtsschob. Er ließ sich förmlich mittragen von dem stoßenden Gedränge. Die Luft erfüllte ein fieberhaftes Sausen und Brausen, in wilder Hast jagte das Leben vorwärts, in einem Tempo, wie das Großstadtleben es nur zu Weihnachten zu haben schien. Und wenn er sich an der

jagenden Flucht der Erscheinungen müde gesehen hatte, wo des Lebens Rhythmus beschleunigter und maschinenartig hastig schlug, dann überfiel ihn zuweilen ein unnennbares Angstgefühl vor diesem betäubenden Lärm des Tages, vor dieser Lichtfülle des Abends; schwer lag ihm dann der Druck der Großstadt auf der Brust, daß es ihn hinausdrängte aus dem Lärm und Gekreisch und Gewühl. Dann flüchtete er sich in die Vorstädte, wo das Leben nicht so hastige Kreise an der Oberfläche warf, wo das mächtige Brausen der eigentlichen Innenstadt nur zaghaft und gedämpft herausklang. Hier faßte dann sein Auge eine abwechslungsreiche Fülle von Einzelbildern, hier beobachtete er den kleinen Mann des Volkes, den Handwerker, den Arbeiter, den hungernden Proletarier. Er erlebte hier innerlich viel.

Und merkwürdig, als er jetzt am Weihnachtsabend die Mantenffelstraße entlangging, da hatte er eine unangenehme Empfindung, er sah ein paar Arbeiter, die sich in die kalten Hände bliesen, um sie zu erwärmen. Da zog er langsam — es geschah fast unbewußt — seine eigenen Handschuhe aus und steckte sie in seinen Überzieher. Er schämte sich und wußte nicht warum und wußte nicht vor wem.

Als er die vorübergehenden Arbeiter ansah, da fiel ihm seine eigene Kleidung durch ihre Eleganz auf. Aber er empfand es wie ein Verbrechen, das er begangen, wie eine Tat, um welche er um Verzeihung zu bitten hätte. Es war ihm peinlich, von einigen Vorübergehenden scharf gemustert zu wer-

den. Er glaubte in ihren Mienen etwas wie Hohn zu lesen. Es schien ihm, als wollten sie ihn mit der stummen Frage verscheuchen: „Was willst du hier, du Jude"...

Und davor hatte er eine grauenhafte Angst.

Das Wort „Jude" machte ihn stets geradezu nervös. Er war durch seine Selbstpeinigung so überreizt, daß er es überall witterte, aus jeder Miene, aus jedem Blick herauslas. Das hatte sich bei ihm zur Manie ausgebildet.

Als er nun an den dunklen Häusermassen entlangschritt und vergebens nach dem Schimmer eines Weihnachtsbaumes ausspähte, da fiel ihm das Elend und die Armut dieser Arbeitergegend schwer aufs Herz. Es war ihm, als hockte auf jeder Schwelle die Not und verscheuchte allen Glanz, allen Duft, alle Farbe, sogar den heimlichen Schimmer eines kleinen Weihnachtslichtchens. Wenn es mit der ganzen Wucht auf ihm lag, die schwere, drückende Armut dieser schwarzen, gespenstischen Häusermassen, wenn er vergebens sich nach einem Menschenlachen sehnte und nur verschlossene, verbissene Gesichter sah, dann verbohrte sich sein so einseitig ausgebildeter Verdacht in den peinigenden Gedanken, als seien die Juden schuld an diesem Elend, und er, er trüge mit an der Riesenlast, gleichgültig ob schuldig oder unschuldig, denn die Schuld räche sich bis ins vierte Geschlecht. Und wenn dann wirklich eine Dirne, die ihn frech anlockte, bei seiner Weigerung ihm nachschrie, wenn ein Betrunkener die Häuser entlang-

tappte und ihm ein Schimpfwort nachfluchte, dann trieb es ihn wie gehetzt durch die Straßen, bis er, fast zitternd vor Erregung, zu Hause anlangte.

Heute, am Weihnachtsabend, nachdem er seinen Rundgang durch die Vorstadt am Görlitzer Bahnhof gemacht, wollte er Helene abholen. Er mußte sich seine Grillen und Selbstquälereien wegplaudern lassen von ihrem roten Munde, er mußte ihre schmalen, langen Finger in die seinen nehmen, ihr in das Auge schauen, den Kopf, den lieben, kleinen Blondkopf, zwischen seine Hände nehmen...

In solchen Ausmalungen war er geradezu ein Virtuose und konnte sich damit stundenlang die Zeit vertreiben.

Es war sonderbar mit ihnen beiden. Er hatte niemals ein Mädchen so warm geliebt, wie sie. Da waren all die kleinen Studentenliebschaften nichts dagegen gewesen. Ein bißchen Sinnlichkeit, ein paar Abendbrote, ein bißchen Verliebt- und Keckheit, und all die schon angefaulten Früchtchen waren mühelos erlangt. Da hatte er sich nie ein Gewissen daraus gemacht. Es waren ja nie unberührte Mädchen gewesen. Da war eben nichts zu befürchten. Da schlief sogar seine feine, peinliche Moral.

Er hatte so oft seinen Abscheu kundgegeben, wenn seine Couleurbrüder mit ihren „Jungfernliebschaften" renommierten. Er wollte es nie tun; denn er mußte sich selbst treu bleiben, wenn er ein Jude sein wollte, rein vor der Welt und vor sich selbst. Das war ja immer wieder der alte Gedankenkreis,

zu dem er zurückkehrte. Er wollte ein anständiger, „guter Kerl" sein! Das hatte er sich gelobt. Er für seine Person wollte wenigstens das gut machen, was andere verbrochen.

Aber mit Helenen? Das war eine eigene Sache! Er wußte, daß er ihre erste Liebe war. Und auf ihre Treue, auf ihre Unschuld schwor er. Er dachte einmal zweifelnd daran, und schon der bloße Gedanke erregte ihn so sehr, daß er bei dem nächsten Zusammentreffen ihr leidenschaftlich die feinen, schlanken Hände küßte, ihren Kopf zwischen die Hände nahm und sie lang und groß ansah...

Später fand er freilich diese Situation furchtbar romantisch und lächerlich, aber dennoch hatte es ihn damals tief beruhigt, als sie ihn groß und erstaunt anguckte und ihm die roten Lippen unbefangen zum Kusse bot.

Nein, sie konnte nicht heucheln. Sie war noch rein und unberührt. Und wenn Schliff, dieses „versoffene Bierhuhn", behauptete, es gäbe seit der Hochzeit Evas überhaupt keine Jungfern mehr, so war das einfach eine infame Beleidigung — — —

Nein, sein Mädchen war von ganz anderem Schlage! Und wenn „Schliff" wiederum behauptete, daß die Judenmädels ein ganz anderes „Fressen" für ihn wären, so stimmte er auch darin gar nicht mit ihm überein. Nein, so monologisierte er, indem er die hellen Straßen weitertrottete, die waren gar nicht sein Fall! Die Jüdinnen mochte er sehr oft nicht leiden. Sie waren ihm zu „raffiniert". So

ganz ohne Duft! Ohne Keuschheit! Dagegen zog ihn ein blondes Gretchen mit unbegreiflicher Kraft an. Und noch dazu sein Mädchen.

Da stand er nun vis-a-vis dem Geschäft, in dem sie sich befand, und spann seine krausen Gedanken weiter fort. Das Gebrause der großstädtischen Flut brachte ihn wieder zu sich. Er wollte seine Gedankenkette wieder aufnehmen, trotzdem er mehr als einmal in dem Gedränge gestoßen und weitergetrieben wurde, aber es gelang ihm nicht. Er hatte nur das unbestimmte Gefühl, als ob seine Gedanken bei etwas Angenehmem, Lieblichem abgerissen wären Und das verursachte ihm eine behagliche Nachempfindung.

Heute wollte er sie erwarten; denn sie hatte ihn sehr darum gebeten.

Am Weihnachtsabend hätte sie bis nach elf Uhr zu tun, und da könne er sie doch nicht allein nach Hause gehen lassen. Ihr Vater könne sie nicht abholen, da er zu tun hätte, ihre jüngere Schwester Emma auch nicht, und ihr Bruder Hans sei doch erst fünf Jahr und daher als Ritter noch zu klein, ihre Freundin Marie sei auch im Geschäft und noch dazu mit ihr böse usw. Und als sie dann lebhaft und bittend ihn angesehen und seine Wange mit ihrer Hand liebkosend gestreichelt, da hatte er lachend zugesagt. Innerlich war er längst willens gewesen, natürlich, aber er tat zu gern „männlich", indem er sich um die Erfüllung irgend eines Wunsches lang und breit bitten und quälen ließ...

Er lachte glücklich vor sich hin und schlenderte die lange, hellerleuchtete Straße langsam herunter. Er hatte ja noch zwei Stunden Zeit.

Oben war der helle Mond siegreich durch die dunklen Wolken getreten. Er lag nun in behäbiger Breite auf einer Wolkenmauer und lugte auf die Erde hinunter. Sein fahles, weißes Licht flutete durch die Straßen und mischte sich mit dem gelben, unstät flackernden Licht der Laternen. Seine breiten, frechen Strahlen hatten die Sterne aus seiner Nähe verscheucht, und nur in der Ferne am dunklen Himmel kauerten ein paar einsame Sterne. Ein kalter Wind fegte durch die Straßen und färbte die Gesichter der Vorbeihastenden mit roten Farben.

Leo rettete sich in ein nahes Café, wo stets „Damenbesuch" war. Er liebte es, in einer Ecke des Sofas zu kauern und die krause Fülle seiner Eindrücke noch einmal in flüchtiger Hast an sich vorbeiziehen zu lassen. Aber kaum hatte er es sich bequem gemacht und sich ein wenig mit Tee und Rum durchwärmt, als die lauschige Stille des menschenleeren Cafés, in das sich auch ein wenig die Weihnachtsstimmung verloren zu haben schien, jählings unterbrochen wurde.

Eine Mädchengestalt trat hastig ein und schob zwei Knaben hastig vor sich her.

„Holla, he, du, Mieze," rief Leo belustigt. Er kannte die Kellnerin seit mehr als einem Jahre, bis sie ihm vor einem Monat aus dem Gesicht entschwunden war. Ihre Kolleginnen hatten lachend und

neidisch gesagt, sie sei mit einem alten, reichen Juden verlobt, und der hätte sie in seine Familie eingeführt.

Da saß sie schon an seinem Tisch.

„Na, Kleiner, so alleine? Bist de denn nich in deine Couleur heute? Nich wahr, du wunderst dich wohl? Weißt du, wo ich die hier —" sie wies auf die beiden kleinen Jungen — „aufgegabelt habe? Auf der Straße, draußen auf'm Weihnachtsmarkt! Na nu, setzt euch mal hin, und nu, ja doch — immer setzen — wenn ich euch das sage! Kellner! Eine große Portion Tee und Stullen..."

Leo begriff sofort. Er sah auf die beiden kaum vier- bis sechsjährigen Jungen, die in blaugefrorenen Händen Hampelmänner trugen, und die „Mieze" nun mal „auswärmen" und „ausfüttern" wollte. Er freute sich über ihr Mitleid, so daß er mit der rechten Hand ihr das Kinn empornahm, als sie sich eben, fast mütterlich-besorgt, zu dem Kleinsten herabbeugte. In dem hellen Licht des Kronleuchters sah ihr von der Kälte rotüberhauchtes Gesicht ungemein hübsch aus. So sympathisch war sie ihm noch nie erschienen.

„Siehst du, gehen die armen Dinger da vor mir lang, und der Kleene heult immer: „Renn doch nich so!" Und der Große heult auch, weil er nischt verkauft hat. Und da frage ich den Kleinen, ob er Kuchen essen will. Da guckt er mich so groß an — sieh mal, „Lupus", was der Kleine für große Augen

hat? Was? Und da habe ich sie mit hier hereingeschleift!..."

Wie sie so burschikos plauderte, ihn mit „du" ansprach und mütterlich den Kindern Brot in den Mund stopfte, und immer zum Trinken ermahnte, da gefiel sie ihm immer besser. Er ertappte sich auf einem leise heranschleichenden Wunsch. Aber da dachte er an...

„Sage mal, Mieze, ist denn das wahr? Das mit der Verlobung? Und der reiche Jude?"

„Natürlich," und sie lachte über das ganze Gesicht, holte ein Etui hervor und ließ ihn einen Verlobungsring sehen — „natürlich sind wir verlobt. Was soll ich denn tun? Das ewige Rumfuhrwerken mit Männern, weißt du, und das Kneipen, ach, das ist manchmal so — so, ich weiß jarnich — da möchte ich doch dumm sein! Und wenn der Kerl so verrückt nach mir ist? Und da hat er mir bei seiner Alten eingeführt, und sie, und die andern Schachteln, ich sage dir, steif wie ein Brett, zum Totlachen, und ich mitten mang! Sie ist so dick — sie beschrieb dabei einen phänomenalen Kreisbogen. — Er ist Chef von irgend so was, wenn er weg ist auf Reisen, dann verabrede ich mich mit 'ner Freundin, und dann brennen wir 'ne Nacht durch. — Weißt du, das kann ich doch nicht so lassen! Und diese dicke Mama... So 'ne Nase! —" wieder ein ungeheurer Kreisbogen ihrer Hand. — „Aber, Kinder, was eßt ihr denn nicht! Na, eß doch, mein Püppchen... So, immer essen! Wie heißt du denn?

Na, sag' —" als der Kleine sich hilfesuchend an seinen „großen" Bruder wandte.

„Otto Weidner..." klang es zaghaft.

Leo, der immer belustigter Zuhörer und Zuschauer war, sah, wie ihre Hand plötzlich zitterte und sie den Mund zu einem Worte auftat... Endlich klang es gepreßt:

„Na, und wo wohnst du denn, Otto?" Sie nahm ihn auf den Schoß und sah ihm ängstlich in das kleine, runde Kindergesicht.

Da antwortete der andere: „Skalitzerstraße 17."

Mit einem schweren Ruck ließ sie den Kleinen von ihrem Schoß herunter. Sie wandte ihr Gesicht von Leo ab, damit er es nicht sehen konnte. Aber er bemerkte verwundert, wie ihre Brust sich mühsam hob und senkte, wie sie nach Atem rang. Ein heiserer Laut drang aus ihrem Munde.

Leo wußte nicht recht, was er sagen sollte. Etwas Ungewöhnliches mußte es sein. Da fiel ihm ein, daß sie eines Tages, als sie noch im „Elysium" Kellnerin war, ihm gesagt hatte, sie habe noch ganz kleine Geschwister, und ihre Eltern lebten in Berlin. Nun begriff er sofort.

Sie tat ihm jetzt tief leid. Er wagte eine leise Anrede.

„Mein liebes Fräulein."

Sie wandte sich um, und er sah in ein geisterhaft bleiches Gesicht. Sie fühlte, daß er den Zusammenhang blitzschnell erraten, und die respektvolle Anrede, das so seltsam ihr gegenüber angewandte

„Mein Fräulein“ erkannte sie als ein warmes Herzenswort, als menschliche Teilnahme.

„Lassen Sie die Kinder nischt merken,“ bat sie leise flüsternd, „ich habe sie ja seit drei Jahren nicht gesehen. Ich war ja damals kaum sechzehn Jahre alt, und Otto erst ein und der Franz drei Jahr...“

Dann schwieg sie und sah bekümmert und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, wie die beiden Kinder ihre warm und rot gewordenen Gesichter in die Teetassen steckten, mit der Ungeniertheit der Jugend ihre Stullen anpackten, entzweibissen und aßen, während der hohe Spiegel an der Wand das ganze Bild treu widerspiegelte, ihre schlanke, volle Gestalt, das kleine Hütchen, die lange, weiße Boa voll und plastisch zurückgab.

„Ein seltsames Bild,“ dachte sich Leo.

Nun machte der Sechsjährige schüchterne Versuche, zu danken.

„Na, laß man, Franz,“ sagte sie abwehrend.

Franz sah sie groß an und wunderte sich, woher sie seinen Namen wußte.

„Du, Otto,“ puffte er seinen Bruder, „Mutter lauert...“

„Ich werd' euch nach Hause bringen. Nich wahr, Otto, jetzt wollen wir mal fahren, in 'n Droschke, was? Das wird mal fein...“

Und sie freute sich, als sein kleines, rotes Gesichtchen freundlich und dankbar zu ihr aufsah.

„Gebt mir mal einen Hampelmann,“ befahl

Leo. Er suchte nach einer Gelegenheit, dem Jungen etwas zu geben.

„Stimmt so!“ wehrte er lachend ab, als der Junge das Markstück ansah. „Gebt das man z' Hause Muttern. Was? Und den Hampelmann nehmt nur auch mit! Ich brauch' keinen mehr!“

Mieze lachte ihn dankbar an und reichte ihm die Hand. Als er vor ihr stand, so dicht, daß ihre volle Brust die seinige berührte, durchzuckte es ihn heiß, so daß eine Flamme in seine Augen schoß. Aber er schwieg.

„Kann ich Sie nicht morgen wieder im Café treffen?“ bat er. In seinem Tone lag etwas Schüchternes, Unbeholfenes, das ihr gefiel.

Sie sah ihn erst lange an und nickte dann. Sie hatten sich verstanden...

Er brachte sie bis an die Tür und sah, wie sie, an jeder Hand einen Jungen haltend, über den Damm schritt. Sein Blick verfolgte das seltsame Trio. Sie stiegen in eine Droschke. Nun polterte diese los. Immer kleiner wurde sie. Nun tauchte das Gefährt noch ein paarmal an den wie verschlafen leuchtenden Laternen auf, und hinten, ganz hinten verschwand es, als hätte die Dunkelheit es verschlungen.

Gedankenvoll schritt er hinein in die Nacht. Er mußte schnell eilen, um Helene abzuholen. Er hatte sein eigenes Glück fast vergessen über dem Leide und Schicksal des armen, gefallenen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Nun war es bereits einhalb elf geworden, und Leo beeilte sich, nach Helenens Geschäft zu gehen, um sie, wie er versprochen, abzuholen. Es war mittlerweile empfindlich kälter geworden, so daß er seinen Schritt beschleunigte, um nicht zu frieren.

Am Himmel lag der blasse Mond in runder Fülle und strahlte mit kühlem Glanze auf die Stadt hernieder. Es war, als wolle er am Weihnachtsabend mehr Kälte ausströmen, wenigstens waren in der Nähe des Mondes alle Sterne furchtsam geflohen, und nur jenseits seines Strahlenringes funkelte ein unabsehbares Heer von weißen, flimmernden Fünkchen. Aber auch sie schienen wie erfroren zu glimmen; denn manchmal blinzelte eines auf und verschwand Schutz und Wärme suchend hinter einer dunkel flatternden Wolke. Über dem ganzen Himmel lag der feine Hauch des Winters; die Luft war klar wie Kristall und atmete Nebel und Dampf aus, die harte Erde schien manchmal unter den Schritten fein zu knirschen und zu schauern. Und darüber schwamm fahler, kahler Mondschein, daß die Straßen starrten wie eisige Steinleichen.

Leos Stimmung hing ungemein von der Witterung ab. Ihm behagte die ganze Stimmung der stillen, kühlen Straße nicht. Ihm ging noch immer die Kaffeeszene im Kopfe herum; er sah noch immer die runden, roten Gesichtchen der kleinen Buben, ihre kleinen, blau gefrorenen Händchen, daneben den hübschen, etwas kecken Kopf der Schwester, wie sie lange und flehentlich auf ihn schaute, damit er sie nicht verrate. Namentlich gefiel ihm der zärtliche, fast rührende Ausdruck ihrer Augen, während sie die beiden Kleinen abfütterte. Es lag etwas Weiches und Reines, etwas Mütterliches in ihren Bewegungen den Kindern gegenüber.

„Nein, das war wirklich mal ein Abenteuer," so dachte er sich, „das war Großstadterlebnis, Cafehauspoesie voll Tränen..."

Dann fiel ihm plötzlich ein, weshalb ihm die feierlich und still sich hindämmernden Straßen nicht gefielen. Richtig, das war es! Es müßte Schnee da sein, derber, hoher, sich festballender Schnee, der wie ein großes Riesenlaken die Stadt bedeckte, Schnee! Der fehlte! Er erschien ihm so notwendig für die Poesie des Weihnachtsabends. Ein dichter Schnee, unter dem alle Wege und Straßen und Häuser wie unter bleichem Linnen eingeschläfert lagen, der hätte eine ganz andere Wirkung auf ihn ausgeübt. Das hatte er zu oft in den Kindermärchen gelesen, daß Knecht Ruprecht Schnee im Bart und auf dem Mantel hatte...

Er lachte belustigt auf, als er sich während sei-

nes hastigen Ganges seiner ganzen Vorstellungsreihe bewußt wurde... Knecht Ruprecht? Wie kam er nur darauf?

Und dann sah er auch so wenig Weihnachtsbäume, in den Kellern der Häuser fast gar keine. Diese mußten sich wohl in die wohlhabenderen Stockwerke zurückgezogen haben. Dieser Gedanke verdroß ihn. Nur der Reiche kann sich den Luxus der Festtage gestatten, für den Armen existiert nur die freie Zeit, in der man ihm keinen Lohn zahlen braucht, aber Feiertagsstimmung und Feiertagsvergnügen, so was gibt's nicht für ihn. Daran sind die Reichen, natürlich die Juden auch, schuld.

Er erschrak plötzlich.

Was war das nur? War er wirklich unfähig, über eine soziale Not nachzudenken, ohne daß er die Juden als Schuldige entdeckte? Wieso nahmen alle seine Gedanken immer denselben Weg, warum trafen sie sich immer an demselben Endziel? Er fühlte, wie er in seiner Ungerechtigkeit gegen seine Glaubensgenossen jedes Maß überstieg, wie er verlernt hatte, richtig abzuschätzen. Er wollte ihre Schuld sehen, überall ihre Schuld sehen, und sah sie auch. Solch eine furchtbar suggestive Macht hatte sein Grübeln über das Judenproblem gewonnen.

Er wurde immer übellauniger und fand sein Herumspintisieren über dieses Problem „einfach fad". Diese Worte schnarrte er vor sich hin in dem krächzenden Tonfall, den er sich als Couleurstudent angewöhnt hatte.

... „Aber Leo, jetzt kommst du erst!“ hörte er eine weiche Stimme, und er fuhr erschrocken aus seinem Brüten empor. „Ich warte schon eine Viertelstunde. Und es ist doch so kalt!“ klagte Helene, indes sie ihn glücklich ansah.

Er reichte ihr die Hand, aber sie sah an seinem Gesichtsausdruck, daß seine Gedanken ganz wo anders waren, nur nicht bei ihr. Sie wartete auf ein Wort der Entschuldigung, aber seine Lippen bewegten sich nicht. Das ärgerte sie tief und reizte ihren Widerspruchsgeist.

Er nahm ihren Arm und zog ihn in den seinen. Keiner sprach ein Wort. Leo fühlte, daß seine Stimmung dem Mädchen gegenüber ungerecht war, er war so sehr Sklave derselben, daß er sich nicht zu einem freundlichen Worte zwingen konnte. Er zürnte sich selbst.

Es wurde immer kälter. Der Mond schien frostiger sein fahles Licht zu senden, die bleichen Straßen schienen bleich gefroren und fast vor Kälte zu schauern, ein nadelscharfer Wind fuhr um die Ecken herum ihnen ins Gesicht. Und dabei die tiefe Stille, die diese Nacht vor allen andern auszeichnete, kein Laut, kein Schrei, kein Lachen, nur manchmal ein dumpf hastender Schritt verspätet Heimkehrender.

Sie wurde immer zorniger auf ihn.

Was er nur hatte? Heute, am Weihnachtsabend? Und sie hatte sich doch so sehr gefreut, und er hatte sie eine Viertelstunde warten lassen!

In dieser Kälte!

Und angeschwätzt worden war sie auch von ein paar Bengels. Und dabei tat er, als wenn er Ursache hätte, zu zürnen, als ob er auf ein freundliches Wort wartete, während sie aus tiefster Seele wünschte, daß er gut zu ihr sein möchte. Was er wohl heute wieder für eine Laune hatte, dachte sie zornig.

„Launen?"

„Launen kenne ich überhaupt nicht," hatte er einmal gesagt, „nur Stimmungen!" Sie hatte freilich in ihrem Mädchenköpfchen nie begreifen können, was er für einen Unterschied zwischen „Launen" und „Stimmungen" machte. Sie fand ihn nur „schrecklich launenhaft".

„Weißt du, Leo," — ihre Stimme zitterte — „du bist heute wieder ganz abscheulich! Heute, am Weihnachtsabend! Und warten lassen hast du mich auch. Das ist sehr unrecht von dir! Gewiß sehr unrecht. — — Und brummen tust du noch dazu. — Da hätte ich lieber allein nach Haus fahren sollen, ... wenn ich das gewußt hätte...."

„Na, meinetwegen," sagte er, fast grob, „und damit du es weißt, ich war im Café Zentral, und konnte nicht vorher weg! Ich traf da eine alte Bekannte!...."

Sie sprach kein Wort mehr. Sie war empört. Café Zentral war ein Weibercafé, das sie als echte Berlinerin dem Namen nach genau kannte. Und in ihrer Naivetät kombinierte sie mit dem Begriff „Wei-

bercafé" mit scheuer Neugier gleich das Haarsträubendste. Und dazu noch „eine alte Bekannte!"...

Mit einem Ruck entzog sie ihm den Arm und ging wortlos, nur mit verdoppelter Hast, neben ihm her.

Leo kannte in seiner Übellaunigkeit keine größere Lust, als die zu quälen, die er liebte. Und so bereitete es ihm eine Art wollüstiger Freude, die Wirkung seiner boshaften Worte heimlich zu beobachten. Er sah von der Seite, wie ihre Brust sich mühsam senkte und hob, wie sie die roten Lippen aufeinanderpreßte und die weißen Oberzähne in die Unterlippe eindrückte, wie die Augenlider ihr nervös zuckten, wie unmittelbar vorm Weinen, aber er wollte ihr kein gutes Wort geben, so sehr er auch fühlte, daß er im Unrecht war.

Und sie schritt dahin, die Augen immer geradeaus gerichtet, und sah nicht nach links, wo er ging, und nicht nach rechts, wo die Häusermasse sich gespenstisch in die kalte, helle Luft bohrte, die Augen geradeaus gerichtet, schritt sie dahin.

Als er ihr die Haustür öffnete, sagte sie leise: „Gute Nacht," aber sie gaben sich nicht die Hand, und sie boten sich nicht die Lippen. Schnell schlug sie hinter sich die schwere, knarrende Tür zu, vor der er stand, ärgerlich über sich selbst.

Er sollte nicht sehen, daß sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Siebentes Kapitel.

Heute am zweiten Januar, nachmittags, war der Briefträger bei Leo gewesen und hatte ihm einen Geldbrief von seinem Vater und einen Brief seines Freundes Richard aus Freiburg gebracht. Im ersten lag sein Monatswechsel, den er pünktlich jeden ersten des Monats erhielt. Aber das Geld war von einem Briefe seines „Alten" begleitet, der ihm allerhand Kopfschmerzen machte.

Er war überhaupt in den letzten Tagen sehr mürrisch gewesen.

Helene hatte er in der letzten Woche nicht gesehen. Diesesmal schien sie ihm ernstlich zu zürnen; denn nicht einmal einen Brief hatte er erhalten. Das verdroß ihn tief. Aber in seinem Ärger über sich selbst erkannte er doch, wie sehr er sich an das Mädchen gewöhnt hatte, wie gern er sie mochte. Dabei fiel ihm auf, daß er nicht das Wort „Liebe" anwandte. Ob er sie „liebte" so wie sie ihn,... hm, das machte ihn stutzig....

Und dazu noch diese Fragen seines Alten, ob er tüchtig gearbeitet, ob er viel Kollegien besucht hätte, warum er gar nichts davon schreibe, ob er

denn nicht bald genug hatte an den „Kindereien", womit sein Alter seine Couleur und sein Couleurleben meinte.

Diese Vorwürfe — im Grunde genommen waren es gar keine Vorwürfe, sondern nur Fragen; er selbst stempelte sie in seinem Argwohn zu Vorwürfen, da er mit sich und seinem Leben im letzten Vierteljahr höchst unzufrieden war — diese Vorwürfe, fühlte er, waren berechtigt! Was hatte er getan? Eigentlich das ganze Semester durchträumt. Kollegien hatte er nur ab und zu besucht, zumeist abends Helene abgeholt oder auf der Kneipe seiner Burschenschaft gekneipt. Vormittags spät aufgestanden, dann einen „Antanz" in Couleur oder einen Frühschoppen mitgemacht, zuweilen auch den Fechtboden besucht, um seine höchst mittelmäßige Fechtkunst vergebens zu vervollkommnen. Und dabei konnte er nicht gerade sagen, daß er die Couleur so sehr liebte wie früher. Im Gegenteil! Zuweilen waren ihm seine Verpflichtungen ihr gegenüber höchst drückend, dann war er unleidlich, unverträglich und übellaunig an der Kneiptafel, so daß er fast immer mit dem Fuchs von Horst, dem „Patentaffen", wie er ihn nannte, in Konflikt kam. Dann erschien ihm die ganze Unterhaltung seiner Couleurbrüder so unglaublich fade, so dumm. Immerzu Kneipen, Mensuren, Schmisse, Weiber, und Weiber, Schmisse, Mensuren, Kneipen. Zuweilen war ihm der ganze Bierkomment nur eine Summe von Albernheiten, namentlich widerte ihn das ewige „Schweinigeln" an, so wenig prüde er

auch war, aber immer wieder seinen Gesprächsstoff aus den Intimitäten der Weiber zu holen, war ihm auf die Dauer geradezu widerlich...

Er wußte selbst nicht, weshalb er sich jetzt weniger in seiner Couleur heimisch fühlte als früher. Vielleicht war es, daß sein Intimus Richard nicht mehr in Berlin war, mit dem er über Ernsthaftes plaudern konnte, dem sein ganzes Empfindungsleben klar und verständlich war. Vielleicht auch deswegen, weil der junge von Horst einen neuen Zug von „Patentheit" in die Couleur gebracht hatte, den er nicht vertrug. Sein Argwohn glaubte hin und wieder sogar antisemitische Tendenzen zu wittern. Das ärgerte ihn am meisten.

Mit solchen „Kindereien" sich die Zeit vertreiben!

Im Grunde, fühlte er, hatte sein Alter recht. Dann suchte er nach ernsthaften Entschuldigungen für seine mangelhaften Studien, z. B., daß ihn seine nervösen Kopfschmerzen sehr oft quälten, das mußte sein Alter doch wissen, zumal er es ihm oft geschrieben hatte. Und diese machten ihn oft arbeitsuntauglich und fesselten ihn auf das Sofa. Freilich, daß seine alte Neigung, allerlei Gedankenfäden auszuspinnen und stundenlang vor sich hinzuträumen und dahinzuwandeln, daß diese seine Neigung so überaus zugenommen, das verschwieg er seinem Vater, der diese seine Charaktereigenschaft überhaupt nicht leiden konnte.

„Das hast du von der Mutter," hatte er ihm oftmals gesagt...

Das war auch eine entschieden unmännliche Eigenschaft, eine weibliche Schwäche an ihm. Für diese hatte nur sein Freund, „der gute Kerl", wie er ihn nannte, Verständnis, er, an dem nichts Weibisches war, sondern alles nur Rückgrat, Männlichkeit, hohe blonde Männlichkeit.

Ja, und dessen Brief, so sehr er ihn erfreute, brachte auch wieder eine Nachricht, die auf ihn wie grellrote Farbe wirkte und ihn verstimmte. Daß der Pastor und der Direktor ihre Gelder in das Aktienunternehmen seines Vaters gesteckt hatten, wußte er bereits, daß aber, wie ihm Richard beiläufig schrieb, der Direktor noch dazu das Erbteil seiner Tochter Grete genommen, das verstimmte ihn tief. Er fand das leichtsinnig. Und doch wußte er nicht weshalb!

Wenn das Unternehmen doch scheiterte! Wenn doch, wenn doch? Dann wäre ihm nichts schmerzlicher, als daß dieses seltsame Mädchen, das er insgeheim so tief respektierte, durch das Unternehmen seines Vaters bettelarm wurde...

Seine Phantasie wurde geschäftig und aufgeregt... Was er eben noch als Vermutung sich erdachte, stellte seine förmlich pessimistisch dressierte Einbildungskraft als Gewißheit hin...

Natürlich, dann war sein Vater der Schuldige, dann war er, Leo, auch daran moralisch beteiligt. Er, dessen höchstes Ideal schärfste Ehrlichkeit und Rechtlichkeit war, dann als Mitschuldiger an einem

„echt jüdischen" Verbrechen, wie man es so oft nannte... unter dessen Wirkung sie leiden mußte, ... sie, Grete Berger.....

Da sprangen seine Gedanken.... Grete Berger?....

Richtig! Ob sie wohl heute da ist? Das war seine geheime Frage.

Heute abend gab der junge von Horst in der Wohnung seines Vaters, des Geh. Regierungsrates von Horst, ein Abendessen, um ihm alle seine Couleurbrüder vorzustellen. So ungern er auch hinging, da zwischen ihm und Horst von Anfang an ein gespanntes Verhältnis bestanden hatte, dessen Kühle eher zu- als abgenommen, so mußte er doch hin, da der „Burschen-Konvent", diese „außerordentliche Ehre" dadurch würdigen wollte, daß er dieses Abendessen zu einer „offiziellen Gelegenheit" erhob, zu der auch alle Inaktiven erscheinen mußten. Zudem hegte er auch insgeheim die Hoffnung, daß die dicke kleine Frau Tante und Fräulein Berger auch anwesend waren, da der Fuchs selber angedeutet hatte, daß sie vielleicht kommen würden. Er fühlte, daß ihre Anwesenheit das einzige war, was den heutigen Abend für ihn weniger unangenehm machen konnte...

* * *

Punkt acht Uhr abends marschierten zehn Mann der „Guestphalia", Leo darunter, bei dem Regierungsrat auf. Der junge Fuchs fühlte sich ganz in seinem Element. Als Überraschung hatte er sich die

Nachricht aufgespart, daß auch einige fremde, junge Damen eingeladen seien. Und während sie alle im Korridor ihre Mäntel und Hüte ablegten, den blanken Scheitel und die Schnurrbärte noch einmal mit energischen und kühnen Strichen emporwichsten, tischte er ihnen die Neuigkeit, daß er keine „solenne Kneiperei" geben wollte, sondern ein Abendessen mit Konversation, Musik, Tanz. Hübsche Mädchen seien auch da usw. usw. Darauf erneutes und verstärktes Haarbürsten, Schnurrbartstreichen, Schlipszurechtzupfen usw. Der dicke „Schliff" war höchst unzufrieden über die Änderung des Abendprogramms, denn bei der allgemeinen Vorstellung, die nun der Fuchs höchst schneidig und vor Patentheit glänzend, „mimte", murmelte er immer mürrisch, so was sei Quatsch, eine Sauferei sei viel vernünftiger, die dämlichen Weiber usw.

Leo fühlte ein wenig Befangenheit. Nicht als ob die Eleganz der Umgebung ihn gedrückt hätte. Nur das hochmütige Kopfnicken des Regierungsrates und seiner Gemahlin, die in ihm sofort einen Juden erkannten — so argwöhnte Leo wieder, — war es, was ihn gleich von vornherein verstimmte. Auch die Schwestern des Fuchsen fand er ebenso hübsch wie steif. Es war ihm daher ganz angenehm, als das „Faß" Schliff auf ihn zukam und mürrisch weiterschimpfte. In Leo fand er wenigstens einen Zuhörer.

Aber dieser hörte seinen leise geflüsterten tiefen Brummbaßausbrüchen nur zerstreut zu. Er wollte

für sein Leben gern erfahren, ob Horsts Tante und Fräulein Berger dem Abendessen beiwohnen würden. Aber den Fuchs fragen wollte er nicht. Der stand drüben im Kreise seiner Couleurbrüder und feierte Triumphe, als er sah, wie respektvoll, durch die festliche Stimmung der eleganten Wohnung verdutzt, selbst die alten Burschen zu ihm aufschauten. Insgeheim ärgerte er sich wiederum, daß Leo und „Faß" abseits standen und nicht Zeuge seines Triumphes waren.

Da erschienen neue Gäste: ein junger Regierungsassessor mit zwei kleinen hübschen Blondinen, seinen Schwestern. Es waren nahe Verwandte Horsts, wie der Fuchs nach der Vorstellung näselnd bemerkte.

Endlich erschien die ihm bereits bekannte, runde, kleine Frau von Horst, und hinter ihr einige junge Damen, unter denen sein Blick sofort die hohe, schlanke Gestalt seiner Landsmännin herausfand.

In dem nun folgenden, allgemeinen Vorstellungstumult kam es zwischen beiden nur zu einer flüchtigen Begrüßung. Erst nachher erfuhr er von der jüngsten sechzehnjährigen Schwester Horsts, daß der Herr Direktor Berger ein Studienkollege ihres Vaters gewesen sei und daher ihre Bekanntschaft mit Grete Berger herrühre.

Leo fühlte sich sehr unbehaglich, und das Gefühl wuchs während des sehr gelungenen, fröhlichen Abendessens. Er war daher glücklich, daß er wie „Faß" keine Tischdame erhalten hatte, weil zwei

junge Herren zu viel waren, wie ein Backfisch vergnügt lachend konstatierte. Auch Faß war darüber sehr erbaut. Nun brauchte er sich um weiter nichts zu kümmern, als um das Essen. Und das war sein Fall. Das wäre noch das „einzig Vernünftige" am ganzen Abend, wenn es denn einmal keine „Kneipe" sein sollte, brummte er seinem Nachbar Leo zu.

Diesem wurde es immer ungemütlicher, indes die Stimmung rings herum stieg und stieg. Er sah in solchen Gesellschaften immer zu schwarz. Die kühlen Blicke des Rates, der Rätin, des Assessors, einzelner junger Damen, die steifen Verbeugungen beim Anstoßen, einsilbige Fragen und Antworten, wenn man ihn und „Faß" in die Unterhaltung ziehen wollte, alles das verursachte in ihm das bange Gefühl des Überflüssigseins. Der Zorn regte sich in ihm.

Er war daher froh, als das Essen zu Ende war und die älteren Damen mit dem Rat sich ins Nebenzimmer zurückzogen, um Whist zu spielen, und den jungen Leuten den Salon zu einem Tänzchen räumten.

Der große Tisch wurde an eine Wand gerückt, der Teppich umgeschlagen, Handschuhe hervorgeholt, was „Faß" mit großem Unbehagen sah, und bald war man zum Tanze fertig. Es schien, daß Leo der einzige war, der inmitten der lustigen, hübschen Mädchengestalten fast düster herumstand. Seine Stimmung war eben für den Abend verdorben, zu-

mal sein Argwohn überall Bestätigung seiner Zurücksetzung witterte und aufspürte.

Jedoch raffte er sich dazu auf, um die beiden jungen Damen Horst pflichtschuldigst einmal zum Tanze aufzufordern. Aber nach diesen beiden Tänzen beschränkte er sich auf die Rolle des Zuschauers. Nur einmal mußte er still lächeln, als „Faß" sich vergeblich bemühte, sich und seine blonde Tänzerin um seine eigene Axe zu drehen und puterrot im Gesicht sich vor der maliziös blickenden Tänzerin entschuldigen mußte.

Als der Regierungsassessor mit Grete Berger an ihm vorbeitanzte, da fühlte er, daß ihm das Herz hörbar pochte. Nicht als ob er sie gern mochte, als ob er ein Recht sich anmaßen wollte, ihr zu verbieten, mit ihm zu tanzen. Nur das schmerzte ihn, daß sie nicht Zeit gefunden, ein paar Worte mit ihm zu plaudern, sie, mit der er durch viele holde Jugenderinnerungen verbunden war. Das schmerzte ihn, daß auch auf sie, auf ihr eigenartiges Temperament die Umgebung so sehr einwirken konnte, daß sie ihn fast bewußt mied.

War er denn ein Geächteter? Was hatte er getan?

Sein Antlitz verzerrte sich. In diesem Augenblick tanzte sie wieder vorüber. Und als er ihre hohe Gestalt verfolgte, da fing er einen Blick auf, so seltsam, so unerklärlich...

Er glaubte, daß es Mitleid war, das sie empfunden, wie sehr man ihn den Juden hatte fühlen

lassen. Ihr feiner weiblicher Instinkt hatte gewiß gefühlt, daß sein Herz unter tausend Wunden bluten konnte, ohne daß ein wirklich gehässiges Wort gefallen war, daß es Demütigungen gab, ungesprochen und andern unbemerkt, unter denen sich eine fein gestimmte Seele qualvoll wand, Demütigungen, die schlimmer waren als brutale Faustschläge ins Gesicht.

Aber Mitleid von ihr wollte er nicht. Dazu war er zu stolz. Als sie eben an ihm vorbeiging, am Arme des Assessors, drehte er sich um und ging auf „Faß" zu, der auch einsam in einer Ecke stand und nicht recht wußte, wozu er da war. „Faß" war erfreut, endlich einen zu finden, dem er klar machen konnte, warum ihm der einzige Tanz, den er getanzt hatte, so schlecht gelungen war. „Sie konnte nicht tanzen." Überhaupt, brummte er, sei tanzen eine „blödsinnige Mimik", und der dämliche Fuchs Horst müsse auf der nächsten Kneipe „zwei Ganze spinnen", weil er ihm nicht gesagt habe, daß hier getanzt würde. Auch sei mit den Weibern hier gar nichts los, gar nichts „handfestes", höchstens die „Froße" drüben — er meinte Grete Berger — sei ein „janz netter Posten" usw....

... Mitternacht war längst vorbei, als man aufbrach. Da der Assessor mit seinen beiden Schwestern Fräulein Berger begleiten wollte, so gingen alle Gäste mit der kleinen Frau von Horst mit. Droschken wurden von den rosig überhauchten, lachenden Mädchenköpfen einstimmig abgelehnt, und so

schritten sie, beinahe zwanzig an der Zahl, langsam dahin durch die kühle, mondklare Nacht.

Nur Leo ging nicht mit. Sein Herz war zu voll von Bitterkeit über den Abend, den er heute verlebt. Er verabschiedete sich kurz und schroff, fast unhöflich, an der Haustüre von der übrigen Gesellschaft. Er wollte hören, ob einer ihn zum Mitgehen auffordern würde, aber jede Lippe schwieg. Nun wußte er, wie sein Argwohn berechtigt war, wie seine Demütigungen nicht erdachte, sondern wirkliche waren.

Und sein „Adieu" klang wie ein unter Wut erstickter Laut...

Achtes Kapitel.

Das war ihm sehr fatal! Drei Tage nach dem Souper bei Horst hatte er, da er Helenen um zwölf Uhr zufällig getroffen, sie begleitet. Dabei war er dem Fuchsen Horst und Fräulein Berger begegnet.

Das war ihm sehr fatal.

Zuerst überlegte er. Dieser infame Fuchs! Das blödsinnig erstaunte Gesicht, das der Kerl machte, als er seinen schönen Blondkopf an seiner Seite gehen sah.... Da war nun des Ulkens und Radaumachens in seiner Couleur gewiß kein Ende. Er hatte es immer vermieden, mit seinen „Weiberbekanntschaften" zu renommieren; denn er hielt es für höchst „stumpfsinnig", vor andern Leuten Intimitäten auszukramen, aus bloßem Kitzel an der Gemeinheit. Da war der dicke Schliff oder „Faß", der jedes Weib nach dem Körperumfang beurteilte, da der heimliche „Söffel" Bruck, „Spund" genannt, der nicht seines Lebens froh war, wenn er nicht ein ganzes Alphabet von Mädchennamen herzählen konnte, die für ihn „schwärmten", da war der Fuchs Horst, der sich rühmte, schon als Tertianer Weiberkneipen aufgesucht zu haben, da war Gerstmann oder

„Storch", der blonde Lange, der für jüdische Kellnerinnen schwärmte, weil „schwarz seine Lieblingscouleur" sei, und sie „drei Teufel im Leibe" hätten usw.

Diesem ewigen Renommieren mit Liebschaften und frechen Intimitäten hatte er sich nie angeschlossen, ebensowenig wie sein Freund Richard. Das wurde zwar von den übrigen Couleurbrüdern für höchst „kleinstädtisch" gehalten, aber insgeheim doch respektiert. Auch wußte man ziemlich wenig von dem Liebesleben dieser beiden. Um so fataler war es Leo daher, als er nun von dem Fuchs in dem Augenblicke getroffen wurde, wo Helene, mit der er sich wiederum zehnmal gezankt und zehnmal ausgesöhnt hatte, zärtlich und ungeniert ihn gerade beim rechten Ohr zupfte....

Nun würde des Ulkens in der Couleur kein Ende sein. Und er mußte noch gute Miene zum bösen Spiele machen; denn wenn er Empfindlichkeit zeigte, war er von vornherein verloren.

Aber das Allerunangenehmste war doch — daß Grete Berger ihn und Helenens Vertraulichkeit bemerkt hatte. Sie hatte sie unzweifelhaft wahrgenommen; denn sie sah mit einem unsagbar hochmütigen Blick über ihn hinweg, so daß er nicht grüßte. Auch der Fuchs grüßte nicht.

Das ärgerte ihn wiederum.

Horst hätte in Begleitung von Fräulein Grete nicht grüßen brauchen, wenn Helene „so eine" war, na, irgend so ein... Weib, aber seinen Blondkopf

dafür zu halten, das war einfach frech! Dafür sollte der Fuchs auf der heutigen Kneipe büßen...

Ja, aber...

Warum hatte er, Leo, denn nicht gegrüßt?...

Das war eine verfängliche Frage! Aber auch eine unangenehme Frage. Er wußte selbst nicht, warum er es nicht getan, nur hielt ihn während jenes Augenblicks eine seltsame Scheu davor zurück, eine Scheu, von der er sich keine Rechnung ablegen konnte.

Hatte er sich geschämt? Sich geschämt zu grüßen?...

Da hätte ja der Fuchs eigentlich viel weniger Schuld, als er, Leo, selbst. Wenn er sich gescheut hatte, den Hut zu ziehen, er, der doch Helene, ihr Wesen und ihren Wert am besten kennen sollte, wenn er schon...

Er ärgerte sich immer mehr.

Damit hatte er sein Verhältnis zu Helene ganz unbewußt, aber scharf und klar beurteilt. War es auch nur ein Verhältnis nach Berliner Art, nach Studentenart, das er bis jetzt nie gekannt, das er bei seinen Couleurbrüdern stets verdammt hatte? Er wußte ja aus ihren renommistischen Erzählungen, daß die Hauptschuld an diesen Verhältnissen stets die jungen Männer trugen, vor deren Geschwätz die armen Dinger von Mädchen nicht standhalten konnten, sondern ihnen in die Arme sanken, wie die Motten ins Licht.

Und doch,... fehlte an seinem Verhältnis nicht

das eigentlich Charakteristische des „Verhältnisses", das Geschlechtliche? Hatte er doch niemals, wie sich „Spund" so drastisch ausdrückte, „ihre Haustüre von innen zugeschlossen?" ...

Daran hatte er noch nie gedacht, noch nie gedacht, daß er Helenen berühren könnte, wie Mann und Weib sich in natürlicher Sehnsucht hingeben.

Und nun, und nun! ...

— — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr, als Leo die Guestphalen-Kneipe betrat. Kaum hatte er die Tür geöffnet, als ihn ein fürchterliches Brüllen und Lachen empfing, das seine Ahnung bestätigte. In der Tat erkannte er aus dem schadenfrohen Gesicht des Fuchsen, daß dieser „geplaudert" hatte. Lachend warf er dem devot „heranschwirrenden" Couleurdiener Hut und Überzieher zu und setzte sich seine grüne Couleurmütze auf.

Er ließ die kleine Schar ruhig austoben und auslachen. Mitten in dem wüsten Gekreisch flogen ihm allerhand Mädchennamen an den Kopf, wobei er bemerkte, daß der Fuchs nur immer die jüdischen Namen „Rebekka, Flora, Eva, Sarah" ausrief, der doch genau gesehen haben mußte, daß Helene blond und keine Jüdin gewesen.

Jetzt ging er langsam an den langen Kneiptisch. Hier saßen an beiden Seiten etwa ein Dutzend Studenten mit grünen Mützen und rot-grün-blauen Bändern auf der Brust. Oben an der schmalen Seite präsidierte der lange „Storch" Gerstmann, während

unten der Fuchsmajor „Faß" mit seinen drei Füchsen die Tafel würdig abschloß. Ein starker Tabaksqualm zog in schweren, trägen Wolken durch das Zimmer, so daß die rauchgeschwärzte Decke nur in einzelnen Fetzen noch hindurchguckte. An den Wänden hingen Bilder der Couleur und zahlloser Couleurmitglieder, riesige bis an die Decke reichende Fahnen und Wappen, schwungvoll gewundene Trinkhörner, blitzende Speere, alles mit leichtem feinen Tabaksgrau bedeckt. In der Ecke ein eiserner Ofen, aus dessen roter Kohlenglut eine dampfende Hitze stieg, die durch die Gasflammen noch verstärkt wurde. Dazwischen mischte sich schon scharf und unangenehm der Geruch vergossenen und aufgetrockneten Bieres.

Leo begrüßte jetzt seine Couleurbrüder mit einem kräftigen Händedruck.

'N Abend, Storch, 'n Abend, Spund, 'n Abend, Schliff usw.

„Du, Lupus, is es ein Mädchen mit oder ohne Hausschlüssel," fragte ihn Faß' Bierbaßstimme unter schallendem Gelächter der übrigen.

Leo lachte mit.

„Fritz," rief er dem Diener zu, „habe ich denn noch keinen Schoppen? Warte schon eine Ewigkeit. Wozu existieren Sie denn?"

Der also Angeredete flog mit einem Schoppen herbei.

„Und nun, du krasses Füchslein und grünes Gemüse, so da du geplaudert hast über meine dunklen Wege, jetzt hopp mit einem Ganzen in die Kanne..."

Horst wirkte auf Leos Befehl wütend einen ganzen Schoppen hinunter.

„Und nun, du, mein ‚Spund' als jüngeres Semester, mit einem Halben, und du, ‚Mops'," rief er einem andern zu, der durch seinen dicken Hals und seine ins Gesicht eingedrückte Nase einem Mopsgesichte ähnlich sah, „natürlich mit deinem ohnehin sehr schäbigen Rest. Ich will euch lehren, ein so altes Haus, als wie ich eins bin, anzuulken ..."

Während Leo im offiziellen Teil der Kneipe die Anulkereien unbarmherzig mit Bierstrafen vergalt, konnte und mußte er in der Fidelitas ziemlich viel ungeahndet durchgehen lassen, um nicht den Vorwurf der allzugroßen Empfindlichkeit auf sich zu ziehen und dadurch die Gemütlichkeit zu stören. Dann hatte er auch schon mehrere Schoppen heruntergetrunken, und war, da er nicht viel vertragen konnte, in fidele Stimmung gekommen, die ihn vieles übersehen ließ. An der Kneiptafel war nicht einer, der nicht in vorgerücktem Stadium der „Gemütlichkeit" sich befand.

Der Tisch schwamm schon im Bier, dichte Qualmwolken schwebten dick und träge im Zimmer auf und nieder, so daß die Gasflammen und die Feuersglut im Ofen wie durch einen Schleier rot hindurchglommen.

Die Stimmen bekamen etwas Heiseres und Näselndes, jede Zote und Zweideutigkeit erregte einen Sturm von Beifall, der seinen Höhepunkt erreichte, als „Faß" sein Album hervorholte, das die älteren

Semester bereits kannten, die jüngeren aber als Neuheit anstaunten. Und unter brüllendem Gelächter gab er ein Bild nach dem andern herum — es mochten an dreißig sein — und schrie zu jedem „Weiberschädel", wie er sich ausdrückte, eine Lebens- und Liebesbeschreibung.

Da sperrten die Füchslein die Augen auf, und „Faß" heimste mit Wonne den Beifall der versammelten Korona ein.

„Nr. 7. Gouvernante meines Onkels! Zu Besuch gewesen! Auf seinen Landgut! Abends mit Wein besoffen gemacht! Futschikato!..."

„Nr. 22. Feine Nummer! Braut gewesen... Mußte mich kolossa—a—l vorsehen..."

„Und nun, letztes Bild. Rrrr, aller-aller-allerletzte Nummer! Schneiderin. Einz'ge Tochter. Vater ist tot. Mutter geht 'n Tag über arbeiten. Na, und dann arbeitet sie o—o—ch... ich meine, Liese..."

„Die sieht so aus wie Lupus' seine Kleine," schrie der bereits angetrunkene Horst.

Leo taumelte schwer auf ihn zu. Er stammelte nur noch schwer.

„Du dämlicher Fuchs, du! Das Bild da? Meine Helene? Das da? Du Schaf, du! Steig mal in de Kanne! So 'n anständiges Mädel hast du in deinem ganzen Leben noch nicht einmal gesehn. Du Fuchs, du! Und wer noch mal was sagt von Hausschlüssel, der ist ein Bierjunge in meinen sämtlichen Bieraugen..."

„Du, Lupus," ließ sich die tiefe Baßstimme

„Faß'" vernehmen, „mach mir doch nischt weiß! Hast du noch nischt erreicht, du schlapper Kerl! Wenn du's nicht bist, tut's 'n anderer, 'n anderer."

Nach dieser tiefen Weisheit, die er Leo noch mehr als zwanzigmal wiederholte, stärkte er sich mit einem endlosen Zuge und glotzte nach der Fuchsecke herüber, wo sich eben ein neuer Streit erhoben hatte.

Der junge Fuchs Maurer war plötzlich aus seinem „Stumpfsinn" erwacht und erklärte, er wolle seinen „Hartmann" haben. Darob furchtbares Gelächter, bis sich herausstellte, daß er heute früh von der Königlichen Bibliothek einen Band „Hartmann" geholt und mit auf die Kneipe gebracht hatte.

„So ein stumpfsinniges Luder!" schrie „Spund", und „Faß" bekräftigte würdevoll:

„So ein Streber, so ein gemeiner Streber!"

In der Tat hatten sie keine Ahnung, wer Hartmann war. „Faß" erklärte gewichtig: „Wird wohl irgend so 'n alter Philister sein!" „Storch" war Mediziner und wußte nichts weiter, als das Wort „der Unbewußte", bis der von allen Seiten gepeinigte Fuchs und Leo erklärten, Hartmann habe die „Philosophie des Unbewußten" geschrieben.

Das war dem dicken Schliff doch zu viel.

Das müsse ein schönes Blech sein, so fing er eine feierliche Bierrede an, denn er habe im „Unbewußten", d. h. im „Trau" noch nie philosophiert, das könne daher ein Philosoph erst recht nicht. Überhaupt sei die ganze Philosophie höherer Kohl,

und Leo und der Fuchs krasse Kohlköpfe, worauf er beide mit einem Ganzen in die Kanne schickte, wegen infamer Fachsimpelei. Für einen Couleurstudenten sei es eine Gemeinheit, so etwas am Kneiptisch vorzubringen, das gehöre nicht in eine anständige Gesellschaft, und sie sollten so 'n Quatsch ihren Stiefelputzern überlassen. (Rasender Beifall der übrigen.) Höchstens könne man diesen Quatsch den Nichtcouleurstudenten, den „Finken" überlassen, oder sonst irgendeinem verkommenen Teil der Menschheit, irgendeiner „Blase". Namentlich von Lupus sei das unerhört! Dieser schlappe Kerl traue sich nicht mal an ein Weib 'ran....

Mit tiefer Befriedigung ließ sich „Faß" dröhnend auf seinen Stuhl nieder. Er war mit sich äußerst zufrieden und kam deswegen dem stier vor sich hinblickenden Leo „einen bedeutenden Streifen" vor, um ihn wegen seiner Anulkung zu versöhnen.

„Was machst 'n für 'ne Visage? He, Lupus?" schrie er ihn an.

Dieser fuhr auf.

Aus dem Dunst und Qualm der Kneipe, in der Mitternachtsstunde war ihm urplötzlich ein Entschluß aufgestiegen. Sein Gesicht zeigte einen Anflug von Sinnlichkeit. In seinen Augen blitzte ein Begehren auf, wie eine unreine Flamme...

Er dachte halb im Rausch, halb nüchtern an Helene,... aber es war eine andere, es war jene Helene, als sie das rote Kleid mit dem Busenausschnitt trug, aus dem der schlanke, weiße Hals sich

emporhob, aus dem ein kleines Stückchen weißer Hemdenspitze verstohlen herausſah, ein kleines Stückchen weißer Hemdenspitze....

Er ſah Schliff ſtarr an. Und ſeine heimlich angeſpannte Phantaſie ſah immer ſtarr vor ſich ein kleines Stückchen weißer Hemdenſpitze....

Neuntes Kapitel.

Hm, ja....

Der Schliff hat gar nicht so unrecht, dachte sich Leo.

Schliff hatte ihn fast auf jeder Kneipe zum größtem Gaudium der Kneiptafel mit seiner „sentimentalen Duselei" — so nannte er seine Liebe — aufgezogen. Vier Wochen waren seit der letzten Kneipe verflossen, und der Gedanke, Helene ganz zu besitzen, hatte sich immer stärker in ihm festgesetzt.

Schliff hatte gar nicht so unrecht. Er hatte ihm eines Tages beim Frühschoppen gesagt: „Hör mal, Lupus, du bist ein komplettes Schaf. Da hast du ein Mädel, und benimmst dich wie ein Esel. Dann tut es ein anderer! Gib sie mir. Und hinterher lacht dich doch das Mädel tüchtig aus. Ich kenn' die Weiber aus dem ff! Wer sich da dämlich benimmt, hat immer das Nachsehen. Also! Und immerzu so'n Weib wie die Mieze — na, mach nich so'n affenmäßiges Gesicht, ich weiß, was mit dir und Mieze los ist — sieh mal, die Mieze kannte ich schon als junger Fuchs in- und auswendig! Sieh mal, das ist doch eigentlich lächerlich! Komplet-

ter Blödsinn! Äh! Also sei kein Schaf, und nicht dämlicher, als du schon bist! Verstanden?" ...

Nun, darüber war Leo im klaren, auslachen würde ihn Helene gewiß nicht. Überhaupt habe er, Schliff, eine ganz falsche Meinung von dem Mädchen, sie sei aus anständiger Familie und hochachtbar, wagte Leo zu entgegnen.

Sie sei nicht „so eine"! —

„Red' doch nich so'n Quatsch", dröhnte „Faß" ärgerlich dazwischen, „heiraten kannst du sie doch nicht, und willst du auch nicht. Also red' nich so'n Quatsch!" ...

Schliff hatte recht. Er fühlte es, weil er sich darüber ärgerte.

Und doch konnte er ihr nichts sagen, nicht seine fiebernden Wünsche gestehn, wenn er bei ihr war, wenn er mit ihr lachte, wenn er mit ihr zankte, wenn er sie küßte. Eine unbewußte Scheu vor ihrem reinen Wesen, ihren keuschen, blauen Augen hielt ihn immer zurück. Dann schalt er sich ungeschickt, weil er nicht diplomatisch vorgehen konnte, dann wieder feig, weil er es nicht brutal heraussagen mochte, was ihn quälte.

Da saß er an einem Abend ganz allein mit ihr in dem Hinterstübchen einer abgelegenen Konditorei. Sie hatten sich bei ihrem letzten Zusammentreffen wieder gezankt — er hatte natürlich wieder eine Szene provoziert, weil er sich seiner Macht über ihr Herz nur zu bewußt war — und so wurde die Versöhnung heute um so inniger und liebevoller. An

solchen Versöhnungsabenden war sie von entzückender Hingebung und Weichheit. Dann entdeckte er tausend neue reizvolle Züge an ihr, dann zeigte sich ihm der Zauber holdester, naivster Weiblichkeit, dann drückte sie seinen Kopf mit beiden Armen an ihre junge Brust und küßte sein Haar gleichsam trunken vor Leidenschaft.

Wenn er dann die Lippen öffnen wollte, um ihr zu sagen: „Komm mit zu mir," dann bewegte er sie nur, daß sie ihn erwartungsvoll ansah, aber er brachte keinen Laut heraus.

Dafür aber biß er sie in den vollen, runden Oberarm, daß sie leise aufschrie und ihn erschrocken und fragend anstarrte...

... Ein andermal, als er sie an einem sternenklaren Januarabend nach Haus brachte, ging er absichtlich, um „einen Spaziergang zu machen", wie er sagte, mit ihr an seinem Hause vorbei.

Aber wieder schwieg er.

Da ergriff ihn eine sinnlose Wut über sich, die er nunmehr an dem armen Mädchen ausließ. Er empfand eine tiefe Wollust, sie mit boshaften Worten zu quälen, mit höhnischen Anspielungen auf „die Reinheit der Weiber" im allgemeinen, der „Berlinerinnen" im besonderen, mit Zweifeln an ihrer Liebe, mit unwirschen Fragen und Antworten, daß sie verschüchtert wurde, und dann ganz schwieg.

Das ärgerte ihn nur noch mehr, während er insgeheim seinen Triumph voll auskostete, daß sie

ihr ganzes Ich, ihren ganzen Widerspruchsgeist aufgegeben und verloren habe an ihm.

Dann fing er wieder an, ob ihre Eltern nicht auf den „Juden" geschimpft hätten, und warum sie nicht dabei mitgeholfen habe. Ihre Eltern müßten doch längst gemerkt haben, daß sie fast allabendlich nach Hause gebracht würde und so fort.

Da fing sie an zu weinen, und nach langer Mühe gestand sie unter Tränen, daß sie in der Tat bei ihren Eltern, namentlich bei ihrer Mama, durch ihre Schwester Emma verklatscht worden sei, und daß sie auf den „Judenbengel" geschimpft hätten...

Das machte ihn völlig rasend! Was er nur als Verdacht ausgesprochen, um sie zu quälen, erwies sich als wahre Tatsache.

Wie fein er argwöhnen konnte!

So bitterlich wie an diesem Abend hatte sie noch nie geweint. Sie konnte ihren Tränen nicht Halt gebieten, ihre Kraft versagte ihr; rückhaltlos gab sie sich ihrem Schmerze hin.

Sie wußte freilich nicht, was in ihm vorging.

Aber als sie beide in den kalten Hausflur ihres Hauses traten, und er ihr mit verbissener Wut die Hand reichte, war es aus mit ihr.

Sie warf ihre Arme um seinen Hals und schluchzte und weinte noch bitterlicher denn zuvor.

„Was habe ich dir getan, daß du so zu mir bist?"

Diese einfachen, rührenden Worte, diese heißen Tränen bewegten ihn doch Er fühlte, daß er ihr

schweres Unrecht getan. Er umschlang ihre schmale Taille mit dem linken Arm und hob mit der rechten Hand den kleinen Kopf empor.

Da lachte sie, lachte unter Tränen, als er sie ansah und sagte: „Lieb, sei wieder gut. Ich bin so schlecht, so über alle Maßen schlecht zu dir, gelt, Lenchen?"

Sie schüttelte den Kopf. Da preßte er in einer augenblicklichen Blutwallung ihren schlanken Körper so heftig an sich, daß ihr fast der Atem verging. Er fühlte, wie ein heißer Strom ihren Körper durchjagte, wie es aus tausend Poren begehrlich und heiß zu ihm herüberdrang, wie sie nun urplötzlich ihn an sich preßte und ihre Lippen in seinen Hals schlug, bis plötzlich ihre Arme schlaff herunterfielen und ihr Körper weich und hingebend in seinen Armen lag.

Eine fieberhafte Röte bedeckte dabei ihr Gesicht.

Der Hausflur ließ oben durch ein Fenster den vollen Mondschein herein. Ein breiter Streif seines Silberlichtes lag zu ihren Füßen. Nun huschte er plötzlich zurück. Eine schwarze Wolke hatte sein reines Licht verschlungen...

Wenn er dann nach Haus ging, dann war er wieder voll Zorn und Ärger über sich. Er schalt sich einen Feigling, einen Narren, der zu unmännlich war, das zu verlangen, was jeder Hans von seiner Grete will, einen Waschlappen, der es gar nicht verdiene, von solch einem Geschöpf geliebt zu werden. Wenn er dann ins Café Zentral ging und wieder Mieze traf, die, wie sich drastisch ausdrückte, „ihren

Juden wieder hatte laufen lassen", dann war er erregt und nervös in seinen Bewegungen und Redewendungen, dann klang seine Stimme heiser, indes seine Blicke seltsam über ihre schlanke Gestalt glitten.

Immer mehr fiel ihm die Ähnlichkeit ihres blonden Haares mit dem Helenens auf, daß er sich einmal den Scherz erlaubte, und einige Haarnadeln mit brutalem Ruck herauszog, damit ihr Zopf schwer herunterfiel. Dann hatte er sie gebeten, sich das Haar zu einem gedrungenen Mozartzopf zusammenzulegen. Als sie ihm lachend den Willen tat, wofür er ein Glas Glühwein „schmiß", da fand er in seiner erregten Phantasie noch mehr Ähnlichkeit mit seinem Mädchen.

Ja, einmal sprach er sie sogar mit „Helene" an. Da wurde sie grob, denn sie witterte sofort eine Nebenbuhlerin und wandte sich einem andern Herrn zu, so daß er nur ihr Profil sehen konnte.

Da erschien ihm dieses gemein, gewöhnlich und sinnlich und insgeheim dachte er in einem Anflug reiner Reue an sein keusches und gutes Mädchen. Er rief kurz und schnarrend:

„Kellner zahlen!"

Da drehte sich Mieze mit einem Ruck um. Sie wollte ihn nicht gehen lassen. Sie bat, sie flehte sogar. Sie wollte heute ausnehmend „gut" zu ihm sein.

Seit jener Szene am Weihnachtsabend mit ihren Geschwistern, wo er sich so rücksichtsvoll benommen,

hatte sie eine Schwäche für ihn. Auch hatte er etwas Apartes an sich. Er war nicht so gemein, wenn...

„Es sei ja noch frühe," sagte sie bittend, „und ob er denn nicht heute mitkommen wolle."

Dabei riß sie ihr Winterjackett auf, holte aus der Taille ihre kleine, goldene Uhr hervor und hielt sie ihm vors Gesicht.

Der tiefe Herzausschnitt ihrer Taille beunruhigte ihn wieder. Er mußte sofort an Helene denken. Und als sie sich zu ihm über den Tisch herüberbeugte, daß er auf sie herabsehen mußte, drängte sich die feine Spitze ihres schneeweißen Hemdes aus ihrem Busen hervor.

Seine heiße Hand zuckte einen Augenblick, um hinzugreifen. Aber er bezwang seine Blutwallung, weil sie ihm erbärmlich und gemein vorkam. Doch mit schnarrender Stimme bestellte er sich ein neues Glas Glühwein.

Sie sah ihn triumphierend an und lachte; denn sie hatte gesiegt. Er blieb noch bei ihr, er blieb noch lange bei ihr...

Einige Tage darauf hatten Leo und Helene wieder eine böse Szene. Er hatte sie abgeholt, und wieder arbeitete sein Verstand daran, wie er ihr mitteilen könne, was er von ihr wolle. Er ging ein wenig unwirsch an ihrer Seite. Sie merkte wohl, daß er heute wieder schlecht gelaunt war. Und so hütete sie sich, ihm wehe zu tun, und verdoppelte ihre Zärtlichkeit und Hingebung. So nahm sie seine Hand und küßte sie, so gab sie vor, ihm

etwas ganz Neues mitteilen zu wollen, und als er neugierig fragte: „Was?“ da sagte sie einfach und schlicht: „Ich habe dich so lieb!“

Und dabei traf ihn ein glänzender Blick aus ihren tiefen Augen, aus dem er sich Mut holte für seinen Wunsch.

Oder sie gab vor, ihm etwas Geheimes sagen zu wollen, und als er dann sein Ohr ihr zuwandte, küßte sie sein Gesicht, wo ihre Lippen gerade hintrafen, und lachte, weil er sich habe anführen lassen.

Dann gingen sie in ihre Stammkonditorei, und waren erfreut, das kleine Hinterstübchen leer zu finden. Als sie ihren Mantel abgelegt hatte, stand sie einen Augenblick vor dem Spiegel und ordnete sich das Haar. Da ergriff ihn eine unsinnige Lust.

Er umschlang sie von hinten, preßte beide Hände gegen ihre weiche, schwellende Brust und drückte sie an sich, daß es ihr fast den Atem nahm.

Dieser rohe Griff empörte sie.

Ein paar erstickte Laute, und dann ließ er sie tief aufatmend los.

Sie sah ihn erschrocken an. Er hatte so seltsam funkende Augen und sein Blick war so heiß, daß sie nur zu stammeln wagte:

„Aber, Leo!... Pfui!“

„Na, was denn?“ antwortete er fast grob; denn er ärgerte sich über seine geringe Selbstbeherrschung, andererseits über ihre beleidigende Miene und Worte. Sie bewiesen ihm, daß er nicht leichtes Spiel haben würde.

„Was ist denn dabei? Sei doch nicht so prüde!"

Er stieß diese Worte heiser heraus.

„Aber das schickt sich doch nicht," wagte sie verschüchtert einzuwenden.

„Warum denn nicht? Es schickt sich noch viel mehr für mich! Wenn du wirklich mein bist, hm, ja, ... na, willst du Schokolade trinken oder Kaffee?"

Sie entschied sich für Schokolade. Dabei sah sie ihn immer bestürzt von der Seite an.

Als er auf dem Sofa neben ihr saß, legte er den rechten Arm um ihre Taille, daß seine Hand das regelmäßige Auf- und Niederwogen ihrer Brust fühlte. Sie wagte nicht, seine Hand wegzunehmen, um ihn nicht von neuem zu reizen. Aber als er wieder roh zugriff, da regte sich in ihr das keusche Mädchengefühl. Sie war empört, daß sie ihn heute von einer neuen, so häßlichen Seite kennen lernte.

Sie schlug ihn, wie aus einem instinktiven Gefühl heraus, mit der Rechten ins Gesicht.

Er war starr vor Überraschung.

Da sah sie sein totblasses Gesicht, und mit einem Wehelaut streichelte sie die rote Stelle und ergriff seine schlaff herabhängende Linke und küßte sie.

Die Tränen schossen ihr aus den Augen auf seine Hand.

An diesem Abend sprach er kein Wort mehr zu ihr.

Als er sie begleitete, reichte er ihr nicht den Arm. Als er an der Haustür Abschied von ihr nahm, gab er ihr nicht die Hand. Er zog seinen Hut

so tief vor ihr, wie er es vor einer Fremden tat, drehte sich kurz um und ging, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

Sie stand an der Haustür und achtete nicht darauf, daß einzelne Vorübergehende ihr in das tränenübergossene, blasse Gesicht sahen.

Sie schaute ihm nach, bis seine Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war. Dann schaute sie immer noch vor sich hin ins Leere, als wenn sie etwas suchte, was unwiederbringlich verloren war.

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Tage holte Leo sie nicht vom Geschäft ab, am nächsten auch nicht, an dem übernächsten auch nicht. Er wartete darauf, täglich einen Brief von ihr vorzufinden, aber es kam keiner. Das verblüffte ihn.

So stark hatte sie sich noch nie gezeigt.

Wenn er mit ihr bisher Szenen gehabt hatte, so hatten sie einen konstanten Verlauf genommen. Ein unwirsches, zorniges Lebewohl seinerseits, Tränen ihrerseits. Am nächsten Tage kam dann ein flehender Brief, worin sie in ihrer einfachen Sprache und in ihrer großen, verwunderten Schrift — groß und verwundert wie ihre Augen — ihn bat, doch wieder gut zu sein, sie wolle jetzt immer lieb und freundlich zu ihm sein, und ihn nie mehr ärgern, ihn niemals quälen, und ob sie hoffen könne, daß er sie wieder heute abend abhole.

Und dann holte er sie wieder wirklich vom Geschäft ab, und dieses Wiedersehen nach der letzten zornigen Szene war stets süß und lieb, wie Sonnenschein nach dem Sturm.

Aber dieses Mal wollte der Sonnenschein nicht kommen.

Drei Tage lang wartete er vergebens auf einen Brief von ihrer Hand. Einen Augenblick gefiel ihm diese Standhaftigkeit des in seinem jungfräulichen Gefühl schwer verletzten Mädchens. Weit mehr aber überwog in ihm die Eitelkeit dieses Gefühl; denn diese fühlte sich durch ihr Schweigen tief verletzt.

Sie schien ihm dieses Mal ernstlich zu zürnen, das stand fest, dachte er sich. Und er gefiel sich darin, mit seiner lebhaften Phantasie auszumalen, wie sie sich nach ihm sehnte und bangte, wie sie nach ihm weinte in ihrem Kämmerlein, wie sie sich tapfer unter Tränen sträubte, ihm zu schreiben, wie sie an ihn dachte, wenn sie schlafen ging, wie sie an ihn dachte, wenn sie wieder aufstand, wie sie an ihn dachte, wenn sie des Tages über im Geschäft arbeitete usw.

Das regte seine Eitelkeit ungeheuer auf.

Am vierten Tage jedoch fühlte er eine gewisse Unruhe. Er wollte sich mit streng wissenschaftlicher Lektüre die Zeit vertreiben, und es gelang ihm auch auf einige Stunden des Vormittags, seine Gedanken in den strengen, ehernen Kreis 'Spinozistischer Dialektik' zu bannen. Aber als die Mittagsstunde herannahte, ohne daß ein Brief angekommen war, die Mittagsstunde, in welcher Helene ihr Geschäft verließ, um zu Tisch zu gehen, da hielt es ihn nicht länger in seinem Zimmer.

Er mußte sie sehen.

Im Nu befand er sich auf der Straße und in

jagender Hast eilte er ihrem Geschäft zu. Aber er kam nach zwölf Uhr erst dort an und traf sie nicht mehr.

Darüber empfand er ein gemischtes Gefühl. Sehnsucht nach ihrem Anblick, und Befriedigung darüber, daß der Zufall seinem Trotz zu Hilfe gekommen, indem er sie nicht angetroffen.

Das wäre doch ein grenzenloser Fehler seinerseits gewesen, wenn er zuerst nachgegeben, wenn sie ihn erblickt hätte. Nun freute er sich, daß er dieser „Blamage" glücklich entronnen war.

Sie sollte zuerst zu ihm kommen. Das war sein fester Entschluß.

„Alles oder nichts!" murmelte er vor sich hin. Einfach lächerlich, daß er sie fast ein Jahr lang schon kannte, ohne etwas erreicht zu haben. Das durfte er keinem seiner Couleurbrüder erzählen; denn ein unauslöschliches Gelächter, das wußte er, wäre die Antwort auf seine Tollpatschigkeit gewesen.

Alles oder nichts! — — —

Des Nachmittags arbeitete er wieder eifrig, und war mit sich höchst zufrieden, als er ein ganzes Kapitel aus Spinozas Ethik trotz ihrer wunderlichen, rein mathematischen Beweisführung durchstudiert hatte. Er hatte dieses Gefühl der Befriedigung nach getaner Arbeit lange nicht gekannt, und war daher sehr befriedigt, in sich noch so viel Energie zu entdecken, die zur Arbeit nötig war. War er sich doch bewußt, eine durch und durch schlaffe Instinkt-

natur zu sein, die nur träumerisch ihrem eigenen Empfindungsleben nachgehen konnte.

Darin, sagte er sich oft, war er sehr wenig „Jude". Er besaß nicht den zähen Fleiß und die schleichende, oft auch stramme Energie der Juden, wie sie sich beispielsweise in seinem eigenen Vater ausdrückte. Darin nahm er einen scharfen Unterschied zwischen sich und seinem Vater wahr, der ihm immer mehr als Typus der alten, zähen, jüdischen Generation vor 1870 erschien.

Da war er ganz anders geartet! Vielleicht war seine Mutter daran schuld, vielleicht die Bücher, an deren Lektüre er sich nach ihrem Tode fast unbewußt erzogen hatte, die Bücher, die er als Knabe nie ohne Tränen gelesen hatte, namentlich sein über alles geliebter „Don Carlos". Und sein Enthusiasmus, was für Lächeln und Kopfschütteln hatte er nicht bei seinem Vetter Königsberger hervorgerufen.

Das waren fremde Einflüsse, fremde Elemente in ihm, die ihn oft blitzartig instinktiv in manchen Unterhaltungen und Anschauungen einen Abgrund zwischen sich und der alten Generation entdecken ließen, und ihm oft mitten im Gespräch die Lippen schlossen.

Ja, das war so seltsam! Wenn er anderer Meinung war als sein Vater, so waren es nicht einfache Meinungsunterschiede, die ein Lächeln, ein Achselzucken freundlich ausglich. Das war ein Achselzucken gegenseitigen Unverständnisses!

Das war so seltsam, so seltsam...

„Ein Goj"*), hatte ihn einmal Königsberger genannt.

„Nein," hatte er da mit leuchtendem Blick geantwortet, „nur ein anderer Jude, als du bist, als du ahnst!" . . .

. . . Jetzt hatte er glücklich mit diesen Erinnerungen eine Stunde hingeträumt. Er lachte vor sich hin . . .

Er steckte sich die Lampe an und vertiefte sich wieder in Spinoza.

Diesen Menschen liebte er über alles. Er stellte ihn in seiner regen Phantasie sich vor als einen kleinen blassen Juden, der Tages über Diamanten schliff um sich satt essen zu können, und dann abends und nachts mit seinen wunderbaren Augen dem Weltall ins Herz sah, um ihm seine Geheimnisse abzulauschen. Auch hatte er sich eine merkwürdige Ideenkombination zurechtgelegt. Er dachte sich immer die Gestalt des Heilands Jesu Christi ähnlich wie die Spinozas. Er wußte nicht warum, aber beide verschmolzen in seiner Phantasie zu einem einzigen Typus, zu einem einzigen idealen Menschen, zu einem idealen Juden.

Wenn der sterbende Heiland an dem Kreuz zu Golgatha mit seinem letzten Gnadenblick der Welt verzieh, so war es dieselbe hingebende Erlösungsidee, die Spinoza aus dem Bannfluch seiner jüdischen, fanatischen Gemeinde hinaufwies zu einer Religion heiter lächelnder Resignation. War es doch bei

*) Christ.

beiden Resignation — unter Tränen, und Hingebung an die Menschheit — unter Schmerzen.

Aus diesem Grunde war in seiner Seele nichts mehr von dem grimmigen Hasse, mit dem verschollene jüdische Generationen die Heilandsgestalt verfolgt hatten, sondern eine fast heilige Verehrung für diesen einzigen Menschen, dessen Zauberkraft und milde Wunderworte über Liebe und Barmherzigkeit durch Jahrtausende hindurch funkelten und Millionen Herzen durchleuchteten. Er begriff nicht, warum die Juden diese Gestalt nicht ebenso verehren konnten, wie etwa die des Moses oder des Spinoza. Freilich fiel ihm nun wieder der Glaube an dessen Gottexistenz, an dessen Herkunft, ein: das waren Brücken, über die sein Gefühl nicht hinwegkam, vor denen sein Verstand warnte, welche sein moderner Geist stillschweigend abwies.

Jetzt vermißte er wieder seinen Freund Richard. Dieser war der einzige, mit dem er sich über solche Fragen aussprechen konnte, der einzige, dem er sein geheimstes Innere rückhaltslos aufschloß. Es wäre so schön, dachte er sich, wenn er hier bei ihm sitzen könnte, auf dem Sofa, mit seiner langen Pastorpfeife ihm still und klug zuhören könnte. — Aber freilich der war in Freiburg, und er, Leo, besaß keinen einzigen, von dem er geistige Anregung haben, dem er sich geistig hätte mitteilen können.

Er las weiter.

Je mehr die Zeit vorrückte, desto unruhiger wurde er. Endlich um sieben Uhr abends warf er

das Buch beiseite, löschte die Lampe aus und ging hinunter auf die Straße. Er nahm fast instinktiv den Weg, der nach Helenens Geschäft führte, und ging in ein Restaurant, das vis-a-vis dem Geschäft sich befand.

Er setzte sich an einen Tisch, der am Fenster stand, so daß er durch die Zwischenräume der Gardienen das Geschäft im Auge behalten konnte.

Er bestellte sich Abendbrot. Um sich zu zerstreuen, las er einige Zeitungen, aber er fand, daß er nur Worte las, die keinen Sinn hatten . . .

Die Zeit bis um acht Uhr verstrich ihm unendlich langsam. Er hatte sein Abendbrot verzehrt, fast ohne es zu wissen, und dabei immer verstohlen nach der entgegengesetzten Straßenseite geblickt, um zu sehen, wann Helene aus der Tür des Geschäfts treten würde.

Er hielt das Warten nicht länger aus; er bezahlte und ging hinaus. Aber kaum hatte er die Straße erreicht, als er ihre schlanke Gestalt schräg über den Damm kommen sah.

Er atmete tief auf, denn glücklicherweise hatte sie ihn nicht gesehen.

In einer weiten Entfernung folgte er ihr, doch so, daß er noch immer ihre kleine kecke Pelzmütze sehen konnte.

Zu ihr gehen? — Nein, nimmermehr!

Und doch fieberte er danach, sie wieder bei sich zu haben, wieder ihren Kopf zwischen beide Hände

nehmen und sagen zu können: „Gelt, Lenchen, hast mich noch lieb?“

Aber sein Trotz und seine Eitelkeit zerpflückten jeden nachgebigen Gedanken, der sich in seinem Herzen emporwagte.

Sie sollte zu ihm kommen, und — alles oder nichts!

Da änderte sie an der Ecke der alten Jacobstraße ihre Wegrichtung. Ihr Heimweg führte links, aber sie ging rechts ab.

Erstaunt folgte ihr Leo in beträchtlicher Entfernung. Nun bog sie in die Oranienstraße ein und nun in die Lindenstraße.

Kein Zweifel, sie ging nach seiner Wohnung.

Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn, und seine dunklen Augen vergrößerten sich, während sie ihrer Gestalt folgten.

Jetzt hielt sie vor seinem Hause an und sah hinauf. Oben waren die Fenster von Leos Zimmer dunkel, und sie schien zu überlegen, ob sie nach Hause gehen oder ihrer Tante einen Besuch machen sollte.

Leo sah von ferne, wie sie regungslos dastand und emporsah. Das rührte ihn, aber sein Trotzgefühl duldete keine Nachgiebigkeit.

Sie sollte ihm schreiben, zu ihm kommen, und — alles oder nichts.

Er sah wie sie langsam umkehrte, und er glaubte zu sehen, daß ihr Köpfchen sich auf die Brust gesenkt hatte, daß ihr Gang etwas müde und schleppend war, wie der Gang einer Traurigen.

Er stand noch immer auf einem Fleck in dem dunklen Torweg eines Hauses, und sah mit großen Augen nach, wie ihre Gestalt nach und nach in der Dunkelheit verschwand.

Endlich konnte er sie nicht mehr sehen.

Da hätte er sich selbst schlagen mögen, vor Zorn über sich und seine Erbärmlichkeit . . .

Aber am nächsten Tage war sein Zorn wieder völlig verraucht und nur seine Eitelkeit war noch da, die sich befriedigt sah, durch so viel Mädchenliebe und so viel Mädchenleid.

Sehr oft fühlte er auch seine Eitelkeit heraus und entdeckte auch hierin wieder eine spezifisch jüdische Eigenschaft, einen Atavismus, den er vergebens abzulegen sich bemühte. Dann aber pflegte er sich als Entschuldigung vorzubringen, daß er wohl maßlos eitel sei, daß er aber die Erkenntnis dieser Charakterschwäche besitze. Und die Erkenntnis eines Fehlers, einer psychischen Schwäche rechnete er sich zum Verdienst an, das diese verminderte. Und so pflegte er Befriedigung in dem Selbstvorwurf zu finden, daß er ein eitles Menschenkind war, und wußte doch nicht, daß in dieser stillen Freude über die Selbsterkenntnis und Selbstverurteilung seiner eigenen Schwäche wieder viel — Eitelkeit steckte.

Am nächsten Vormittag erhielt er eine Karte seines Vaters. Das war eine Seltenheit, die sich durch die Neuigkeit rechtfertigte, die sie enthielt: Direktor Berger ist um seine Entlassung krankheitshalber eingekommen und wird voraussichtlich bereits

im April nach Berlin übersiedeln, um sich bei einem berühmten Spezialarzt in Behandlung zu begeben.

Das war eine überraschende und ihn freudig stimmende Nachricht. Er hatte eine blitzschnell vorübergehende Empfindung von Heiterkeit und warmen, frohen Farben. Seinen lieben Direktor, diesen guten alten Mann, an dessen ehrwürdiges weißes Haupt er nie ohne Ehrfurcht denken konnte, in der Nähe zu haben, in seinem Hause verkehren zu können, das war es, was ihn freudig stimmte. Dann dachte er gleichzeitig an seine Tochter, die doch nun wieder bei ihrem Vater wohnen würde, und schnell, wie eine Vision tauchte auch die üppige Gestalt ihrer jungen Stiefmutter in seiner Phantasie auf, blitzschnell, um von neuen Gedanken verdrängt zu werden.

Er dachte wieder, als er eben am Fenster stand und hinunter auf die Straße sah, an Helene. Dort unten an der Laterne hatte sie gestanden und hinaufgesehen.

Eben hatte es langsam zu schneien angefangen. Vom Winde hin- und hergejagt, tanzten die kleinen Schneeflocken in der Luft herum, gleichsam als fürchteten sie sich auf dem schmutzigen Grau des Straßenpflasters ihr weißes, reines Sein zu beflecken. Langsam überzog sich das blöde Grau der Straße mit einem weißen Flockenschleier. Immer stärker fiel der Schnee, die Flocken wurden dichter und größer, bis sie im krausen Wirbeltanz durch die Luft jagten und Dächer und Menschen und Straßen mit einer Decke von leuchtend hellem Weiß überzogen. Dazu

hatte sich der Wind verstärkt und blies heftig gegen die Fenster, daß sie zitterten und ein pfeifendes Fauchen, ein hohles Surren wie von unsichtbaren Stimmen durch die Luft klang.

Leo freute sich über die Winterstimmung der Straße. Schneegestöber gehörte bei ihm zum echten, rechten Wintervergnügen, und machte ihm die Stimmung in seinem warmen, gemütlichen Heim noch heimlicher und traulicher.

Auf seinem Fensterbrett hatte sich außen eine dicke Schicht flockigen Schnees blendend weiß gelagert. Einer Laune folgend, öffnete er das Fenster, daß ein kalter Luftzug ihm erfrischend um die Stirn fuhr und Schneeflocken ihm ins Gesicht trieben, und schrieb mit dem Zeigefinger in die Schneemasse deutlich und bedächtig den Namen „Helene" ein. Dann schloß er wieder das Fenster und beschaute sich mit vergnüglichem Lächeln sein kalligraphisches Meisterstück.

Nach und nach legte sich ein feiner weißer Flor über die Buchstaben hin, nach und nach schossen große Flocken hinein und verflachten die schlanken Höhlungen in der Schneedecke. Nach und nach verwischten sich die scharfen Konturen unter dem unaufhörlichen Schneegestöber, jetzt erschien der Name nur noch matt, fast schläfrig-eben auf der weißen Fläche, da fegte der Wind ein ganzes Heer von Flocken gegen das Fenster, und „Helene" war begraben unter einer reinen Decke von leuchtender Weiße.

Das schien ihm von symbolischer Bedeutung,

wenn — nun, wenn sie nicht schrieb, wenn sie nicht zu ihm kam —

Alles oder nichts!

Alles oder der Name löschte aus, wie der Schneesturm ihren Namen hingeweht und begraben hatte unter einer Winterdecke von blendendem, weißem Schnee!

— — — — — — — — — — —

Er mußte sie sehen.

Seine Sehnsucht schrie nach ihrem Anblick, und seine Eitelkeit begehrte nach ihm, um sich daran zu weiden, wie sie gelitten — um seinetwillen.

Um zwölf Uhr, im dichten Schneegestöber, war er vor ihrem Hause an der Ecke der alten Jakobstraße und Köpnickerstraße, und ging nun fieberhaft erregt den Weg entlang, den sie vom Geschäft aus nach Hause nehmen mußte. Er wollte sie nur *sehen*, an ihr mit kaltem Gruß vorbeieilen — weiter nichts.

Diesmal hatte er die Zeit richtig berechnet. Er sah schon von weitem ihre schwarze Pelzmütze, den schlanken Hals dicht von einem dicken, langen Pelzkragen umrahmt, die Hände in die Muffe vergraben, und blitzende Schneekristalle auf Mütze und Brust und Muff.

Jetzt waren sie sich ziemlich nahe entgegengekommen.

Sie sah ihn und er bemerkte, wie sie den Mund öffnete und lautlos wieder schloß.

Er grüßte und zog seinen Hut tief. Er eilte

vorüber, aber im Vorbeihasten sah er ihre Augen auf sich gerichtet, groß, fragend und angstvoll.

Er verdoppelte die Schnelligkeit seines Schrittes, denn er fürchtete, nachzugeben, weich zu werden vor diesen Augen, diesen großen, fragenden, angstvollen Augen.

Elftes Kapitel.

Um sechs Uhr nachmittags erhielt er einen Brief, an dessen Aufschrift er sofort ihre Handschrift erkannte. Also sein Trotz hatte wieder gesiegt, sie hatte nachgegeben. Er kam sich wie ein Held vor.

Schliff hatte ganz recht. Pah, die Weiber!!! Und er las:

„Liebe Marie!

Eben elf Uhr, als ich nach Hause kam, setze ich mich hin und schreibe an dich. Gestern Abend wollte ich es schon tun; leider konnte ich es nicht, da meine Eltern und Geschwister zu hause waren. Ein mir unlösbares Rätsel ist mir dein Schweigen, oder warum holst du mich nicht mehr ab? Alle Tage dachte ich, du würdest dich einmal sehen lassen. O, das ist so unrecht von dir! Und ich habe es ja auch nicht bös gemeint, drum sei wieder gut! Bitte, bitte, verzeihe mir und sei wieder gut. Warum bist du seit vier Tagen weggeblieben? Nicht ein Wort hattest du für mich am letzten Abend, als du von mir gingst; nicht sahst, wie es mich drückte, und ist es möglich, daß ein Mann, der so sehr geliebt wird, so schroff und kalt, ohne jegliches Mitleid bleiben kann, daß er ihr

nicht ein Wort des Trostes sagt? Lieber Guter, ich bitte dich sehr mir zu schreiben, so daß ich bis acht Uhr abends einen Brief habe, in welchem du schreibst, ob ich dich heute abends erwarten kann, also bitte, du Lieber, komm.

Viele Grüße sendet

Deine arme, betrübte

Helene.

Entschuldige die Schrift! Und ich habe „liebe Marie" geschrieben, weil Mama denkt, daß ich an meine Freundin schreibe! Sie sitzt am Fenster. „Ich bin dir auch gar nicht mehr böse!!!"

Leos Entschluß stand fest. Alles oder nichts! Wenn er jetzt wieder nachgab, dann fing die alte Geschichte wieder von vorn an, die ihn auf die Dauer langweilen mußte. Diese ewige Prüderie, und noch dazu bei einer Berlinerin, war ja unausstehlich!

So redete er sich immer stärker in seine Verbissenheit und in seinen Trotz hinein. Er wollte ihr weder einen Brief schreiben, noch wollte er zu ihr gehen. Sie sollte zu ihm kommen, ihm beide Hände geben und sagen: „Ich bin dein!" — — —

Am nächsten Morgen kam ein neuer, flehender Brief von ihr. Er ließ ihn unbeantwortet. Dann zwei Tage darauf, am 9. Februar, wieder einer, so hingebend so rührend, daß er ihm ans Herz griff und ihn weich machte. Aber nachgeben wollte und durfte er nicht; denn so nur war ihm die Möglichkeit gegeben, ans Ziel zu gelangen. Er wollte ein Ende

ihren und seinen Qualen machen. Er wollte ihr schreiben, ruhig und vorsichtig, wie lieb er sie habe, wie er sich darnach sehne, sie wieder in seine Arme zu schließen. Aber ihr Verhältnis sei ein seltsames, ein unfreies. Als Student müsse er sich fast schämen, so knabenhaft und unmännlich zu lieben u. s. f. Kurz, alles möglichst sacht umschreiben und vorsichtig die Worte auswählen; denn ein einziges brutales Wort hätte sie tief verletzt und . . . auch er schämte sich geradezu, die Dinge beim wahren Namen zu nennen. Zum Schluß dann die kategorische Forderung, er würde sie wieder abholen, wenn sie an einem Sonntag Abend, wenn ihre Tante nebst Familie ausgegangen sei, zu ihm käme zwischen acht und zehn Uhr. Sie mußte als „helle" Berlinerin merken, was er meinte!

Ja, so stand es in zaghaften Lettern auf dem weißen Briefbogen, daß er sich förmlich schämte. Da rief er sein ganzes Bewußtsein als Couleurstudent zu Hilfe, und in einem Anflug von Trotz und mühsam zusammengerafftter Energie trug er den Brief nach dem Briefkasten und steckte ihn unter starkem Herzklopfen hinein.

Nun war die Entscheidung gefallen.

Wohl an zwanzigmal bereute er an diesem Tage, den Brief geschrieben zu haben; anderseits empfand er ebenso oft Genugtuung über seine Energie. Aber als der Abend herannahte, und kein Brief kam, da wurde er unruhig; denn er fühlte, daß nach diesem

Brief entweder Helene ganz sein würde, oder — ihn nie wieder sah.

Das fiel ihm schwer aufs Herz; denn er fühlte, wie gut er diesem blonden, blauäugigen Mädchen war, wie viele glückliche Stunden er mit ihr verlebt, verlacht und verplaudert hatte, wie viel gemeinsame holde Liebeserinnerungen und junge Schmerzen sie beide verbanden.

Eine lange Flucht süßer Erinnerungen stöberte seine Phantasie auf, und sie jagten vorüber in buntem, krausem Wirrwarr, die Reste zahlloser Glücksminuten, verblichene Farben, verklingende Töne, die alle in ihm eine leise, süße Melancholie hervorzauberten, wie sie in der Dämmerungsstunde ihm oft erschienen, wenn er an ein verschollenes Glück dachte, mit wehmütigem Lächeln und geschlossenen Augen ...

Aus dem schillernden Gemisch seiner Empfindungen rettete er sich in die Wirklichkeit zurück, indem er auf die Kneipe ging. Hier wandte er sich in seiner Unerfahrenheit und Herzensangst an den in Liebesdingen vielerfahrenen Schliff, indem er ihm von seinem Briefe erzählte.

„Faß" lobte seine Kourage, indem er ihm einen Halben aufs allerspeziellste vorkam. Dann beruhigte er ihn.

„Sieh mal, Lupus", orakelte er, „pah, die Weiber! Sie wollen ja weiter nichts. Und so'ne Geschäftsmädels! Na, die sind weg, wenn ein ordentlicher, bierehrlicher Bierbursch seine sämtlichen Bieraugen auf sie wirft. Das Mädel ist paff! Natürlich!

So tun sie alle! Aber dann horchen sie so bei ihren Freundinnen rum. Na, und die sind hier in Berlin alle gescheit, und paß auf, schwapp, da hast se! — Na, also mach' nich so 'n Gesicht, wie 'n verliebter Frosch im Mondschein, oder wie 'n Kater, wenn's donnert; morgen kommt se noch nich, aber in acht Tagen, sag' ich dir! Paß mal auf, ob ich nicht recht habe! Pah, die Weiber! Aber was, dann zeigst du sie mir auch mal, und wir saufen dann alle drei ein Achtel. Prost, Lupus!"

Am nächsten Tage kam kein Brief.

„Faß" hatte also in der Tat recht.

Am folgenden Tage bekam er auch keinen, am 12. Februar auch nicht. Nun wurde er mißmutig.

Die ganze Woche verging, ohne daß er sie je hätte sehen können; denn sie schien absichtlich einen anderen Nachhauseweg zu nehmen.

Die zweite Woche verging, und keine Nachricht von ihr.

Die dritte Woche kam, und nun glaubte Leo, es sei alles aus, alles aus.

Da verwünschte er seinen Brief, seine Wünsche, sich selbst. Er hatte Stunden, wo er sich nach ihr bangte und sehnte, wo er nur mit äußerster Kraftanstrengung sich zur Arbeit zwang, wo mitten in seine Gedanken ihr blasses, blondes Köpfchen hineinguckte, mit Augen, angstvoll, fragend und groß.

Der Monat Februar ging zu Ende, der einzige Monat, in dem er angestrengt gearbeitet hatte. Aber diese Tatsache, die ihn mit einer fast naiven

Freude erfüllte, wurde weit aufgewogen durch den Verlust, den sein Herz erlitten.

Er hatte sie noch immer nicht gesehen, und noch immer keinen Brief erhalten.

Nun verzweifelte er ganz; es war aus, sicher alles aus!

Sollte er ihr schreiben? blitzte ihm einmal als letzter rettender Gedanke auf. . . . Gewiß, dann würde sie wieder kommen, aber . . . . nein, sein Trotz ließ es nicht zu. Er meinte, er würde sich zuviel vergeben. Sie sollte nicht meinen, daß er sie mehr liebe, als sie ihn, wo er doch immer geglaubt hatte, ihre Liebe sei inniger und tiefer als die seine.

Eine leise Hoffnung regte sich in seinem Herzen, eine Hoffnung fein und klein.

Sie mußte wissen, daß am ersten März das Wintersemester zu Ende war, daß die Ferien begannen, daß er auf zwei Monate nach Hause reisen mußte. Wenn sie daher ihn sehen wollte, so mußte es bald geschehen; denn in den ersten Tagen des März wollte er abfahren.

Wenn aber nicht, nun, dann war eben alles aus, ja, dann war eben alles aus.

Aber es konnte sein, daß sie nichts von seiner Abreise wußte. Ja, das war auch möglich.

Und schon saß er am Tisch und schrieb ein kleines Billet, worin er ihr Lebewohl sagte. Da er infolge „Ihres" Schweigens annehmen müsse, daß sie sich nicht mehr sehen sollten, so erlaube er sich, ihr am Tage vor seiner Abreise noch ein letztes

Lebewohl zuzusenden. Wenn sie etwas gegen ihn habe, so solle sie ihm persönlich, nicht aber dem „Juden" in ihm zürnen.

„In tiefer Dankbarkeit für tausend gemeinsame süße Erinnerungen

bin ich Ihr

Leo Wolff, cand. phil.

Das war zwar etwas sentimental, aber es gefiel ihm.

Das schrieb er am Sonnabend, den 28. Februar.

Damit war alles aus, also alles aus.

Wie ihm dieses „alles aus", diese kleinen, einfachen Worte ans Herz griffen! Er hatte solche Sehnsucht nach ihrem Anblick, jetzt, wo er ihr das letzte Lebenszeichen, das letzte Lebewohl zugesandt hatte!

Wenn sie ihm jetzt in dieser weichen Stimmung geschrieben hätte; „Komm zu mir!", er würde hingestürzt sein mit überquellendem Herzen, er würde ihr beide Hände, die beiden feinen, schlanken Hände ergriffen und geküßt haben. Damit hätte er sich begnügt, er, der noch vor einigen Tagen trotzig „alles oder nichts" gefordert hatte.

Und nun war das „nichts" gekommen.

Es war alles aus.

Tagelang hatte er in seinem Zimmer gesessen und jeden Verkehr, soweit es ging, mit seinen Couleurbrüdern gemieden. Nur die Arbeit, zu der er jetzt eine seltene Energie fühlte, machte ihm Freude.

So saß er auch des Sonnabends über in seinem Zimmer. Das letzte Billet hatte er soeben in den Briefkasten gesteckt, und nun zwang er sich zur Ruhe und tat so, als ob er Erleichterung gefunden hätte.

Am Sonntag versäumte er den Frühschoppen. Dafür ging er allein im Tiergarten spazieren. Es war ein schöner, klarer Wintertag, der die Erde fest und steif zusammenkrampfte, daß die Schritte einen eigenen dumpfen Ton erweckten, als wenn die Erde sich im Innern ohnmächtig aufbäumen wollte gegen die stampfenden Menschen. Der Himmel blickte klar herab, und hinten am Horizont stand die Wintersonne und glutete aus ihrer rotumrandeten Feuerscheibe auf die starre Erde hinab. An den Bäumen hing der Reif wie köstliche, feinste Silberarbeit herab und verwischte die Konturen der schlanken Äste.

Noch niemals hatte er einen Wintersonntag in Berlin so schön gefunden, wie diesen, als er hineinschritt in den großen, menschenleeren Wald. Stundenlang wanderte er umher, bis er in Charlottenburg ankam. Hier aß er zu Mittag und kehrte langsam heim.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als er wieder sein Zimmer betrat. Als er sich ans Klavier setzte und leise zu phantasieren anfing, hörte er, wie die Kinder, Fritz und Liese, den Korridor entlang liefen, sich an die Tür stellten und lauschten.

Er öffnete dieselbe und lachte laut auf, als er ihre blonden, runden Kinderköpfe auseinanderfahren sah.

„Na, kommt nur herein! Aber hübsch artig sein und zuhören!“ Er steckte die Lampe an.

Und nun spielte er ihnen alle Kinderlieder vor, die er kannte. Es freute ihn, wenn die Kinder dann jubelnd ein ihnen bekanntes aus dem Klanggewirr wiedererkannten. Er wollte heute fröhliche Gesichter um sich sehen, damit von ihrer Freude ein klein wenig Sonnenschein auch in sein Herz zurückfiel.

Bald jedoch holte Frau Peters ihre Kinder herein. Sie mußten angezogen werden, denn sie gingen heute Abend einen Besuch machen.

Das war Leo ganz recht. Dann war er am Abend mit sich und seinen Gedanken ganz allein. Er wollte auch heute einen Brief an seinen Direktor und Lehrer schreiben, um seiner Freude über dessen bevorstehende Übersiedlung Ausdruck zu geben, und dann einen langen Brief an Richard nach Freiburg über seinen Bruch mit Helenen.

Dazu brauchte er Ruhe und Einsamkeit.

Langsam verstrich die sechste und siebente Stunde.

Er lag auf dem Sofa und starrte zur Decke. Vor ihm auf dem Tisch lag Papier und Feder, daneben das kleine Tintenfaß, aber er hatte noch kein Wort geschrieben. Eine wohlige Müdigkeit fesselte ihn, so daß er sich kaum regte.

Der Ofen strömte eine behagliche, frohe Wärme aus, die Uhr nickte gravitätisch ihr Tick-Tack ab, und die Lampe surrte vergnügt. Sonst weiche, wohlige Stille.

Er dachte an gar nichts Bestimmtes, sondern seine Gedanken träumten, ohne daß er hätte sagen können, wovon . . .

. . . Da klingelte es, leise und fein.

Er fuhr auf. Diese Störung war ihm unangenehm. Irgend ein Couleurbruder, dachte er sich.

Und langsam ging er den Korridor entlang und öffnete die Tür.

Er fuhr zurück.

Vor ihm stand Helene.

Sie sprach kein Wort. Sie atmete nur mühsam.

„Willst du nicht näher treten?"

Die Tür schloß sich hinter ihnen. Sie hatte noch immer kein Wort gesprochen.

„Willst du nicht ablegen, Helene?" sagte er mit heiserer Stimme, als sie in seinem Zimmer angekommen waren, „komm, leg' ab".

Und er nahm ihr mit beiden Händen den großen Rembrandthut ab, dann nahm er ihr den Pelzkragen ab und das Winterjakett.

Sie litt alles mechanisch, ohne ein Wort zu sprechen.

Nun standen sie beide am Tisch, daß der Schein der Lampe voll auf ihr Gesicht fiel. Das war so blaß, daß es ihm weh tat und er weich wurde.

„Wie geht es dir, Helene? Willst du dich nicht setzen?" wagte er leise zu bemerken, denn er wußte nicht, wie er sich ihr Schweigen deuten sollte.

Sie stand noch immer am Tisch. Als er seinen

rechten Arm leicht um ihre schlanke Taille legte, da fühlte er, wie sie zitterte.

„Wie geht es dir, Lenchen?" flüsterte er wieder, und sah ihr dabei zärtlich-besorgt ins Gesicht.

Da verlor sie die Kraft, daß er sie mit beiden Armen halten mußte, und weinte und schluchzte bitterlich.

„Ich hab' dich ja so lieb, Leo".

Er versuchte sie zu beruhigen. Immer wieder mußte er es ihr wiederholen, daß er sie noch liebe, daß er der Alte sei.

Und da, als sie neben ihm auf dem Sofa saß und ihn wieder unter Tränen beschwor, ihr zu sagen, ob er sie immer lieben, ob er ihr treu bleiben würde, und er ihr in überströmender Zärtlichkeit und Dankbarkeit die Hände küßte, da ergriff sie seinen Kopf und preßte ihn heftig an ihre wogende Brust. Dann neigte sie ihren Mund seinem Ohre zu und flüsterte ihm mit dunkelrotem Gesicht ein paar Worte zu, daß er mit einem Jubelruf emporfuhr und sie wie ein Trunkener wahnsinnig küßte, daß sie matt und fast schmerzlich lächelnd im Sofa lag . . .

Dann aber surrte die Lampe nicht mehr weiter, es war dunkel im Zimmer und nur der Ofen strömte weiter seine behagliche, frohe Wärme aus, und die Uhr nickte weiter ihr gravitätisches Tick-Tack ab . . .

— — — — — — — — — —

Als sie gegen halb zehn Uhr Leos Wirtsleute heimkehren hörten, da schlang Helene beide Arme

mit furchtbarer Kraft um ihn, als wollte sie sich an ihm festhalten.

Im Nebenzimmer wurden die Kinder zu Bette gebracht. Sie wußten es und horchten beide mit angehaltenem Atem.

Da schlug Liesens feines Kinderstimmchen an ihr Ohr.

Ein Zittern durchlief ihren ganzen Körper.

„Was ist dir, Lieb?“ flüsterte Leo besorgt, indem er seinen Kopf aufrichtete.

„Nichts, nichts“, wehrte sie ab.

Er sah nicht, wie ihr zwei große Tränen die Wangen herabliefen . . .

— — — — — — — — — — —

Werther, der Jude.

Zweites Buch.

Zwölftes Kapitel.

Nun konnte er nicht mehr abreisen. Auch wollte er nicht. Und so schrieb er denn einen langen Brief nach Hause, daß er mitten in seinen Arbeiten stecke, daß er sie nicht unterbrechen könne und stark in der königlichen Bibliothek arbeiten müsse. Er wolle sich im nächsten Semester in das philosophische Seminar aufnehmen lassen, um sich zum Doktor-Examen vorzubereiten, kurz, er führte eine solche Schar von Gründen ins Feld, daß sein Vater in einem mißmutigen Briefe „Ja" sagte und ihn die Ferienmonate März und April in Berlin bleiben ließ.

Zwar waren einzelne Gründe und Tatsachen, die er anführte, bedenklich falsch. Auch bereitete es ihm doch ein gewisses Unbehagen, wenn er an seinen Freund Richard dachte, der die Ferien stets mit ihm zusammen in ihrer Heimatsstadt verlebte. Ihm konnte er ja nicht einen ähnlichen Brief schreiben, denn dieser kannte ihn zu genau. Und die reine Wahrheit schreiben konnte er ihm doch auch nicht. Wie hätte dieser verwundert den Kopf geschüttelt, wenn

er gewußt hätte, daß einzig allein die Flitterwochen seines Liebesverhältnisses ihn in Berlin festhielten!

Wie gern wäre er mit Richard zusammengewesen. Da gab es dann wieder tausend köstliche Reminiszenzen zu feiern, Heiteres und Ernstes durchzuschwatzen, und ihm, dem Einzigen, vor dem er sich nicht schämte, sein Tiefstes und Innerstes zu offenbaren.

Aber alle diese Bedenken verflogen wie Papierschnitzel im Sturmwind vor seinem jungen Liebesglück. Gerade die Seltenheit und die Vorsicht, nicht gesehen zu werden, erhöhte für beide den tiefen Reiz desselben und kettete sie um so fester aneinander.

Leo entdeckte tausend neue Schönheiten an ihr, tausend neue seelische Züge, die sie ihm immer werter und lieber machte. Was sie ihm aber so rührend erscheinen ließ, das war ihre Naivetät, ihre Keuschheit, selbst in der leidenschaftlichsten Hingabe. Er besaß dafür einen so fein ausgebildeten ästhetischen Instinkt, daß er sich durch ein unzartes Wort, durch eine gemeine Bewegung abgestoßen fühlen konnte. Auch hatte er gefürchtet, daß wie bei allen Liebesverhältnissen nach der Erreichung des Zieles seine Zuneigung schwächer werden würde. Aber nichts von alledem. Selbst nicht einen Augenblick erschien sie ihm dadurch weniger der Achtung würdig, jetzt, da sie nun ganz sein war.

Als sie einmal klagte, jetzt müsse er sie doch weniger achten, obschon sie alles aus Liebe zu ihm getan, da hatte er ihren Kopf zwischen beide Hände

genommen, sie zärtlich angesehen, dann an den beiden rosigen Ohren gezogen und sie einen Kindskopf genannt. Und dann hatten sie beide lustig gelacht, und sie war beruhigt.

— — — — — — — — — — —

„Du sollst nicht mit einer anderen gehen", sagte sie zornig und klopfte dabei mit dem Löffel ihrer Chokoladentasse auf den Tisch.

„Aber Kind, beruhige dich! Was ist denn dabei. Ich habe dir doch eben gesagt, wer Fräulein Berger ist. Du hast doch gar keinen Grund zur Eifersucht!"

„Ach, Eifersucht. Ich bin gar nicht eifersüchtig, nicht ein bischen", entgegnete sie heftig und warf die Oberlippe schnippisch auf, aber ihre Augen straften ihre Worte Lügen.

Da lachte er. „Na, wenn du nicht eifersüchtig bist, — weißt du — na, warum bist du denn so böse? Ist doch eine einfache Geschichte! Ich komme um zwölf Uhr aus der Bibliothek, geh' die Linden lang, Friedrichstraße, die Leipzigerstraße, und treffe Fräulein Berger. Na, und ich habe dir ja auch gesagt, daß ihr Alter, mein Lehrer, in dieser Woche noch, vielleicht schon übermorgen, oder auch am 13. April erst nach Berlin übersiedelt. Na, da habe ich sie halt begleitet, um zu erfahren, wann es wirklich geschieht, ob schon Mitte oder Ende April. Na, da sagte sie eben, schon übermorgen! Das war mir doch sehr wichtig. Da, und wenn du uns beide genau angesehen hättest, als du bei uns vorbeirauntest, da hättest du sehen können, daß wir nichts

weniger als gut zu einander stehen. Na, Blondkopf, sei wieder gut . . . . .

„Aber du sollst nicht wieder mit ihr gehen, Leo!" betonte sie beharrlich wieder. „Du brauchst gar nicht darüber zu lachen, Leo! Ich bin nicht eifersüchtig".

„Na, da bin ich neugierig, was du erst sagen wirst, wenn ich bei Direktors häufig verkehren werde. Da werde ich oft eingeladen, und muß doch hingehen. 's ist ja mein liebster Lehrer, der alte Direktor. Weißt du, furchtbar gutmütig! So'n Kerl gibt's gar nicht wieder! Wenn der kleinste Junge grüßt, zieht er auch seinen Hut. Und schneeweißes Haar und 'n langen weißen Bart. Ich glaube, der hat noch nie einen Jungen geschlagen! Er traut sich nicht mal, jemanden anzuschnauzen. Und arbeitet dabei vom Morgen bis auf 'n Abend. — Siehst du, wenn ich nun da eingeladen werde, ... da ist doch die Grete . . ."

„Du meinst wohl Fräulein Berger? Jetzt nennst du sie sogar beim Vornamen?" und dabei streckte sie ihren Zeigefinger aus, erfreut und halb mißgestimmt darüber, daß sie ihn auf einer neuen Sünde ertappt hatte, „Grete ist überhaupt ein furchtbar häßlicher Name, nicht?"

„Und dann ihre Stiefmutter! Höchstens vierunddreißig Jahr. Und ein pompöses Weib, sag' ich dir. Groß, voll, und dabei hat sie Augen! Einfach famos!"

Absichtlich beschrieb er sie in glänzenden Far-

ben, um ihre Eifersucht noch mehr anzustacheln, denn es belustigte ihn ungemein, wenn sie im Zorn war. Da bekam ihr bleiches Gesicht eine zarte Röte, ihre roten Lippen zitterten und öffneten sich, ihre ganze sonst weiche Haltung bekam dann etwas Straffes, daß die Brust sich voll und plastisch heraushob und in hastigem Atem auf und niederwogte. Dann vermochte sie so viel Kraft zu entwickeln, daß sie seinen Oberarm oder seine Hand heftig kniff, bis es ihn schmerzte.

Er wunderte sich, daß sie jetzt nicht zornig wurde, als er die schöne Frau Direktorin immer noch mehr pries. Sie sei ein gefährliches Weib, die gewiß einen Teufel im Leibe habe. Sie sei der Gesprächsstoff seiner kleinen Heimatsstadt gewesen, ohne daß man ihr etwas Schlimmes hätte nachsagen können.

Aber sie schwieg beharrlich und gab endlich auf vieles Drängen Antwort, als er den Gesprächsstoff änderte und sich nach ihrer Freundin Marie erkundigte, ob sie noch mit ihrem Studenten ginge. Er glaubte gehört zu haben, daß dieser aus der Studentenliste gestrichen und nun nach seiner Heimat abgereist sei, um dort in seines Vaters Fabrik einzutreten.

Das interessierte sie wieder gewaltig.

„Nun, gesehen habe ich Marie seit damals nicht, seit dem Zank! Und ich kann doch jetzt nicht nach zwei, drei Monaten abbitten! Sie kann ja zu mir kommen! Aber das tut mir so leid, das mit dem Studenten da! — Aber ich habe es ihr gleich

gesagt! Die arme Marie! Ich weiß gar nicht, was sie an dem Menschen hatte. Und so lieb hatte sie ihn, daß sie wegziehen wollte von ihren Eltern . . ."

„Na, das würde doch eine gewisse Dame nicht tun, ich will sie nicht ansehen", und dabei sah er sie lachend an.

„Nein", lachte sie, „das könnte ich nicht tun. Ich würde mich zu Tode schämen, vor den Leuten. Meine Mama zankt ja sehr viel, aber ich bin ihr doch sehr gut, und die Emma, meine Schwester, das ist ein furchtbarer Neidteufel und eine Klatschliese! Die sagt alles der Mama! Und meinen Papa liebe ich eigentlich am meisten, weißt du, weil er immer so still ist, und Mama das große Wort führt. Und erst der Hans, mein lieber, kleiner Hans. Ist das ein hübscher Bengel! Soll ich den mal mitbringen? Ja? Darf ich, Leo? Wenn wir spazieren gehen? Das ist eine kleine Spielratze! Kauft man ihm was, Spielzeug, gleich muß er nachsehen, was drin ist, und schwapp, ist's kaput! Mit der Scheere den Leib aufgemacht, und alles rausgeholt, der Junge ist zu süß!"

Er lachte über ihr Geplauder herzlich, und sie freute sich über seine gute „Laune". Nur als er fragte, warum ihre Mama immer so sehr zanke, zögerte sie mit der Antwort, aber sein in diesen Dingen so feinspüriger Argwohn brachte sie bald so sehr in die Enge, daß sie ihm gestand, ihre Mutter sei so sehr dagegen, daß sie mit einem „Juden" ver-

kehre. Sie möchte zu gern seinen Namen wissen, aber sie sage ihn nicht. Und ihr Onkel Reinicke, so erzählte sie, das sei ein „schrecklicher Antisemit", und der schimpfe so sehr auf sie und die Juden, und auf ihn, Leo.

Das hatte er sich zwar längst gedacht und auch längst gewußt, aber trotzdem verstimmte ihn diese neue Bestätigung seines Verdachtes tief. Er war in seinem Zorngefühl nahe daran, wieder ungerecht gegen Helene zu sein, und sie mit dem boshaften Wort zu kränken, warum sie, das christliche Mädchen ihn nicht auch hasse, aber die Worte, die sie gleich anfügte, versöhnten ihn wieder.

„Aber am letzten Donnerstag Abend, da habe ich die Juden verteidigt! Ja, gewiß! Du brauchst garnicht zu lachen! Was du mir immer gesagt hast, das habe ich gesagt. „Es gibt auch schlechte Christen, und der Tietze bei uns nebenan" — das ist nämlich ein Rentier —, „der ist auch ein Halsabschneider, und kein Jude". „Das habe ich gesagt! Na, da war aber Onkel Reinicke fuchtig, und sagte: „Das ist eine Ausnahme!" Da habe ich gesagt: „Es gibt auch Ausnahmen unter den Juden!" „Nein", hat er geschrieen, „dein Jude ist wohl so eine Ausnahme?" Darauf habe ich ihm gar keine Antwort gegeben, und bin in meine Stube gegangen und habe gelesen. Ich bin den ganzen Abend nicht mehr nach vorn gegangen! Und Mama hat so geschimpft! . . ."

Leo streichelte fast mechanisch ihre Hand. Aber seine Gedanken waren nicht dabei; denn seine Augen starrten wie geistesabwesend finster vor sich hin.

Dreizehntes Kapitel.

Als Leo aus dem Blumenladen trat, wo er soeben für die Frau Direktorin ein paar weiße Rosen gekauft hatte, in denen eine rote stak, überlegte er, ob er nicht eine Rose für Fräulein Grete mitkaufen sollte, ja, ob er sie nicht abholen sollte, um gemeinsam mit ihr nach dem Bahnhof zu fahren, wo ihr Vater und ihre Stiefmutter eintreffen sollten. Er hatte ja noch Zeit. Es war erst drei Uhr nachmittags und um vier Uhr zweiundzwanzig Minuten kam der Zug auf dem Anhalter Bahnhof an.

Aber sofort verwarf er sein Vorhaben.

Diese junge höchst seltsame Dame, so kalkulierte er humoristisch bei sich selbst, ist ein Prachtexemplar der kühlen Blonden. „Lebendiger Eiszapfen!" Hat mich neulich bei der Begegnung sehr abfallen lassen, alle meine Hilfsdienste bei der Einrichtung der elterlichen Wohnung schlankweg abgewiesen, den Gruß der vorbeieilenden Helene kaum beantwortet und nach demselben immer ein mokantes Lächeln aufgesteckt . . .

Rein war das Resultat seiner Überlegung. Wir revanchieren uns. Die scheint sich unter Horst's

Anleitung zur gesinnungstüchtigen Antisemitin auszubilden, und soll in mir schon ihren Gegner finden.

Der Fuchs, dessen Name ihm da eben eingefallen war, hatte ihr beim Wohnungssuchen samt seiner kleinen, runden Tante helfen dürfen, und er ärgerte sich darüber halb scherz-, halb ernsthaft, so sehr er sich dagegen sträuben und sich belügen wollte, weil seine Hilfe mit einem leichten Achselzucken von ihr abgelehnt worden war. Sein ganzer Groll richtete sich deshalb gegen dieses blonde, dieses „impertinent blonde Subjekt" Horst.

Er konnte ihn von vornherein nicht ausstehen; dieses füffisante trotz seiner Jugend doch so satt und überlegen blickende Gesicht, dieser ewig durchgezogene und ewig lackierte Scheitel, dieser unheimlich spitz gedrehte und unheimlich dünne und hellblonde Schnurrbart, diese ganze, nur äußere und äußerliche Patentheit, welche Leutnantstum und -tun als Ideal bewunderte, dieser blonde Schlingel, der in einem kühnen Kreisbogen die Hand zum Gruße darbot und für das „r" sich einen besonderen Schnarrlaut erdacht hatte, das war ihm alles so widerlich, zumal sein feiner Instinkt die gleiche Abneigung bei dem Fuchsen gegen sich, den Juden, witterte. Noch war ihm der Fuchs nie „rauhbeinig" entgegengetreten und hatte in seiner Gegenwart etwa seine Religion belächelt oder bespöttelt, aber er ahnte, daß es hinter seinem Rücken geschah, daß ein feiner Zug antisemitischer Tendenzen durch den Fuchs in die Couleur hineinwehte. Über kurz oder lang mußte es zwischen

ihm und Horst zu einem Krach kommen; denn er war nicht gewillt, vor diesem jungen Bürschchen, wie er ihn nannte, die Segel zu streichen.

Er war viele Semester aktiv gewesen, er hatte mit seinem Blute für die Guestphalia gekämpft. —

In seiner Manier, jedes seiner Gefühle gleich zu zerpflücken, fand er diesen letzten Satz zwar etwas theatralisch, aber die Tatsache war doch richtig, daß er für die „Guestphalia' „geblutet" hatte . . .

Der beste Schläger, Richard Manzow, der die Couleur bei der ganzen Studentenschaft gefürchtet gemacht hatte, war zudem noch sein bester, liebster Freund; er, Leo, hatte sie aus manchen Geldklemmen „herausgerissen", viele der einzelnen standen in seiner Schuld, ohne daß er es sie je hatte merken lassen! Und nun sollte er vor diesem grünen aristokratischen Bürschchen die Segel streichen?

Nimmermehr!

In diesen Gedanken schlenderte er langsam die Leipzigerstraße entlang, dann die Wilhelmsstraße hinunter, bis zur Anhaltstraße. Endlich, etwas vor vier Uhr, war er am Anhalter Bahnhof.

Er ging durch die hohe Vorhalle, die riesige Steintreppe hinauf in den Wartesaal I. und II. Klasse, um nachzusehen, ob schon Grete Berger da war. Er brauchte nicht lange suchen; denn in einer Ecke saß die Gesuchte mit ihrer Ziehmutter und dem Fuchs.

„Natürlich", dachte er ingrimmig bei sich, als

er auf die Gruppe zuging, „der Fuchs ist natürlich auch wieder dabei. Ohne den Kerl geht's ja nicht!"

„Guten Tag, gnädige Frau! 'N Tag, mein gnädiges Fräulein! 'N Tag, Fuchs!"

Zwei Verbeugungen und dann gab er dem Fuchs die Hand.

Er setzte sich Grete Berger gegenüber, an deren Seite der Fuchs saß, und legte sein Bukett auf den Stuhl neben sich. Auf dem Tische lagen schon einige voluminöse Buketts von der Frau von Horst und ihrem Neffen, und ein kleines Bukett der jungen Dame.

Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung über die Ankömmlinge. Dabei traf es sich, daß Grete Berger immerzu von ihrem Vater sprach, während ihr zum Trotz Leo das Gespräch auf ihre junge, schöne Stiefmutter lenkte. Er bemerkte mit einem gewissen boshaften Vergnügen, wie peinlich es ihr war, von ihrer Stiefmutter zu sprechen, wie sie sich aber nicht verraten wollte, um den beiden anderen Zuhörern nicht ihr kühles Verhältnis zu ihrer Stiefmutter zu offenbaren.

„. . . Gewiß, mein Fräulein, der Herr Direktor muß sich hier in der Großstadt von seiner Arbeit erholen. Es war ein ausgezeichneter Gedanke Ihrer Frau Mama, ihn aus seiner Arbeit in die Großstadt zu entführen. Freilich, wer sein Lebtag Kleinstadt und Landluft gekostet hat, und immer nur stille Gelehrtenarbeit kannte — ich weiß nicht, aber ich hoffe,

daß sich mein verehrter Herr Direktor hier wohl fühlen wird!"

„Das ist doch Sache der Damen", mischte sich die schnarrende Stimme Horst's ein, „ein warmes Nest zu bereiten! Und ich meine, Fräulein Grete, bei Ihren Fähigkeiten . . ."

„Und unter Assistenz ihrer schönen Frau Mama. Mein gnädiges Fräulein, unser krasses Füchslein da", — er betonte diese Worte absichtlich, weil er sich halb wunderte, halb ärgerte daß Horst die vertrauliche Anrede „Fräulein Grete" gebrauchte — „unser krasses Füchslein da hat gar nicht so unrecht. Wenn Sie beide bei ihrer gegenseitigen Zuneigung . . ."

Sie sah ihm fest ins Gesicht, so daß er seine Bosheit nicht vollendete, sondern nur eifrig mit der kleinen Dame sprach, während sich Grete Berger dem jungen Horst zuwandte.

Nur manchmal flog sein Blick seitwärts und umfing ihre hohe, schlanke Gestalt, die in dem Pelzmantel etwas Volles und Weiblich-Reifes zeigte, das interessante Profil mit dem elfenbeinartigen, matten Teint und den grauen, tiefen Augen, während das aschblonde Haar an der Seite vorwitzig herausdrängte. Er bewunderte namentlich die freie, stolze Haltung des Kopfes, und hatte einen geheimen Respekt vor der Bewegung, mit der sie das Haupt zurückwerfen und ihn von oben herab ansehen konnte, wie es eben geschehen war, als sie seinen prüfenden Blick einmal gewahrte.

Sie schienen sich stillschweigend Feindschaft geschworen zu haben.

Da zeigte die Uhr viertel fünf. In sieben Minuten mußte der Zug ankommen.

Sie brachen auf und gingen auf den Perron, Grete und Horst voran, und dann Leo mit der kleinen, runden Dame. Schweigend schritten sie auf und ab; ab und zu sahen sie auf die große Bahnuhr, und zählten die Minuten bis zur Ankunft des Zuges.

Je weiter der Zeiger vorrückte, um so unruhiger schien Grete Berger zu werden. Sie schritt hastig auf und ab, und hörte kaum auf die Bemerkungen ihres Begleiters. Leo versuchte von ihrem Gesicht abzulesen, was in ihr vorging; ihre Augen zeigten nur etwas Irres, Flackerndes, wenn sie in die Ferne nach dem Zuge ausspähte, aber ihre Züge blieben unbeweglich.

Da, in der Ferne schwammen leise, weiße Dampfwölkchen in der Luft, die nach und nach zu einer langen, dampfenden, breiten Linie auswuchsen und sich endlos fortsetzten; dann hörte man schwere, dumpfe Atemzüge, die die Lokomotive ausstieß. Man vernahm einen schwachen Pfiff. Jetzt sah man den ganzen Zug heranrasen. Dann verschwand er wieder nach einer Biegung hinter dem Wärterhäuschen, und nun pustete er heran, indem er mächtige Qualmwolken vor sich hertrieb. Und dann polterte und und dröhnte er in die Halle hinein.

„Papa, Papa!“ rief die Stimme des Mädchens hell und freudig, als sie einen greisen Kopf im

Schlapphut aus einem Kupee II. Klasse heraus-spähen sah.

Nun hielt der Zug.

„Mein lieber, guter Papa".

Leo sah in Gretens Gesicht. Er hatte es noch nie so zärtlich und hingebend gesehen. Wie sie dem greisen Mann die Arme um die Schultern legte und ihn ein-, zwei-, dreimal küßte! Dann machte er sich los, um auch die andern zu begrüßen.

„Mein lieber, lieber Herr Direktor . . ."

„Herr Wolff, bitte", klang eine volle Altstimme aus dem Kupee.

Leo sprang hinzu, und ehe er noch ein Wort der Begrüßung sagen konnte, reichte ihm die Frau Direktorin allerhand Pakete hinaus, die er eilfertig ergriff.

„Wollen gnädige Frau nicht herauskommen, ich besorge schon alles!"

Und schon sprang sie vom Trittbrett.

„Donnerwetter", entfuhr dem Fuchs unwillkürlich, als er die hohe, königliche Gestalt sah.

Grete hatte diesen Ruf gehört und biß sich auf die Lippen.

„Guten Tag, mein Kind, wie geht es dir?" begrüßte die Mutter ihre Stieftochter. Ihre Worte waren so warm, ihre Handbewegung so aufrichtig, daß Grete sie dankbar ansah. Sie hatte sich vor dieser ersten Begegnung nach ihrer Abreise von Hause so sehr gefürchtet.

„Gestatte, Mama, Papa, daß ich dir Frau

von Horst vorstelle, und Herrn von Horst. Sie sind euch ja bereits aus meinen Briefen wohl bekannt!"

Der alte Direktor begrüßte den Sohn seines Studienfreundes besonders herzlich, und ging dann mit seiner Tochter langsam den Perron herunter, nachdem er Leo für seine Bemühungen um sein Gepäck gedankt hatte. Dann kamen Leo und Horst, beide schwer bepackt, und endlich die kleine Dame mit der Frau Direktorin, deren kleine Hand kaum die vier Buketts umspannen konnte.

Als die drei Damen und der Direktor in einen Wagen stiegen, um nach der neuen Wohnung in der Lützowstraße 13 zu fahren, verabschiedeten sich die beiden jungen Leute.

„Sie machen uns doch recht bald das Vergnügen", klang die senore Stimme der Frau Direktorin.

„Gewiß", beeilte sich der Fuchs mit einer tiefen Verbeugung zu erwidern.

„Und Ihnen, Wolff, habe ich noch vieles von Ihrem Herrn Papa auszurichten. Also auf Wiedersehen, meine jungen Herren", verabschiedete sich der Direktor.

Der Wagen zog an.

Leo sah noch, wie die Frau Direktorin sein kleines Rosenbouquet auf ihren Schoß legte, während sie die übrigen Grete herrüberreichte.

Das fand er merkwürdig!

Dann rasselte der Wagen davon.

Vierzehntes Kapitel.

„Weißt du, Helene, seit acht Wochen der erste Streit, und nicht durch meine Schuld, gewiß nicht, Blondkopf!“

„Gewiß hast du Schuld, du brauchst nicht alle Tage zu Bergers hinzugehen, zu der schönen Frau und zu dem Fräulein!“ protestierte sie, fast mit Tränen in den Augen.

„Na, nun mal erst eine Berichtigung“, lachte er ganz gemütlich. „Erstens gehe ich nicht alle Tage hin, sondern höchstens in der Woche zweimal. Und das muß ich einfach! Und zweitens gehe ich auch nicht der beiden Damen wegen hin, so interessant und feingebildet sie auch sind“.

Diese beiden Worte trafen sie wie ein paar Stiche.

„So, dann kannst du meinetwegen alle Tage zu den ‚interessanten und feingebildeten‘ Damen gehen!“ fügte sie schwer gekränkt hinzu. Sie glaubte, er fände diese beiden Attribute bei ihr nicht, weil er sie besonders hervorhob. Das verletzte ihren weiblichen Stolz tief.

„Du bist überhaupt jetzt ganz anders zu mir.

Seit die Bergers hier sind, kommst du viel weniger oft. Und bist dann so mürrisch! Und erzählst mir immer, wie du dich amüsiert hast. Denkst du, daß das hübsch ist von dir? Nein, das ist so unrecht von dir! Und wenn ich tagüber mich auf den Abend freue — Mama zankt deinetwegen so sehr — und da schreibst du ab, und du kannst nicht. Ich weiß dann schon immer, wo du hingehst! Zu Bergers! Das ist so unrecht von dir!"

„Aber Blondkopf", tröstete er sie heiter, „sei doch gescheit! Du bist wieder mal eifersüchtig und hast gar keinen Grund dazu! Komm noch ein wenig weiter spazieren, mehr in den Tiergarten hinein, es ist jetzt neun Uhr und du hast noch eine halbe Stunde Zeit. Heute, wo der wunderschöne Monat Mai anfängt, darfst du nicht bös sein . . . Spürst du, wie der Frühling in den Lüften webt, und hörst du, dort schlägt ein Vöglein! Du siehst, ich werde noch ganz poetisch! Ich weiß nicht, aber heute ist mir so kannibalisch wohl, daß ich dich hier mitten im Walde küssen muß".

Sie lachte und duldete glückselig seine Küsse.

Der Tiergarten lag in schwarzer Masse da und nahm sie in sein geheimnisvolles Schweigen auf. Ein feiner Hauch von entstehendem Leben, von knospenden Blüten und sprossendem, jungen Grün lag wohlig in der Luft und umfing die einsam Wandelnden, daß ihre Brust sich sehnsüchtig dehnte vor unaussprechlichem Gefühl. Von fern her klang das Gebrause der Großstadt nur matt, wie hinsterbend

zu ihnen, die jetzt beide aneinandergeschmiegt auf einer Bank saßen. Eine Riesenlinde schützte sie mit langen, bedächtig herabhängenden Ästen, deren Gewirr nur ab und zu einen einsamen Stern hindurchblinzeln ließ.

So saßen sie beide zusammen in der träumerischen Frühlingsnacht, in dem einsamen Walde, Brust an Brust, daß das warme quellende Frühlingsleben des Waldes sie trunken machte und sie sich küßten, fast irr vor Liebeslust. Die Linde rauschte nicht mehr. Sie hielt den Atem an . . .

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend begann ihr Streit von neuem. Sie waren beide gereizt wie noch niemals und wußten beide nicht warum. Sie ärgerte ihn mit ihren Eifersüchteleien, und er verletzte sie auf's tiefste, indem er sich in der Rolle des „duldenden Juden" gefiel, der von ihrer Mutter beschimpft würde und den sein Mädchen nicht einmal zu verteidigen wage. Wenn sie zu Hause Beschimpfungen seiner Person höre, dann weine sie höchstens und schwiege, anstatt mit freiem offenem Wort für ihn einzutreten. Das sei keine rechte Liebe, sie habe nicht den ehrlichen Mut, zu Hause seinetwegen zu trotzen usw.

Dann, als sie ihn bat, am nächsten Abend sie wieder abzuholen, lehnte er es rundweg ab, mit der sie tief verletzenden und brüsk ausgesprochenen Erklärung, er sei an diesem Abend von Berger eingeladen und habe zugesagt.

Da schwieg sie plötzlich ganz still und bat ihn nicht mehr mit einem einzigen Wort.

Das reizte ihn nur noch mehr, denn er wollte sie bitten und quälen und weinen sehen. Das bereitete ihm und seiner Eitelkeit eine Art Wollust.

Aber heute trotzte sie und schwieg. Erst vor der Haustür fragte sie noch einmal: „Kommst du morgen?"

„Nein!" antwortete er kurz.

„Morgen kennen wir uns ein Jahr!" fügte sie leise hinzu.

„Ach so!" — Daß sie den Tag, an dem sie sich kennen gelernt hatten, so gut behalten, das rührte ihn, aber seine Eitelkeit ließ es nicht zu, nachzugeben, deshalb war sein Ton ein affektiert nachlässiger. „Ach so! — Ja, das tut mir leid! Aber ich kann wirklich nicht. Hab's bestimmt versprochen!"

Da sagte sie leise „Gute Nacht", drehte sich langsam um und ging in das Haus.

Mit verhaltenem Ärger schaute er ihr nach.

„Einfach öde!" murmelte er. „Die reine Tyrannei!" — — Am nächsten Abend holte er sie nicht ab, sondern ging in die Lützowstraße 13 zu Berger.

Es war ein wundervoller Frühlingsabend. Der Himmel lag schwarzblau da, und in seiner endlosen Fläche funkelten unzählige blitzende Sterne, daß sich das Auge weidete an den glänzenden Lichtpünktchen. Der Mond hatte heute einen klaren, silberweißen Hof, in dessen Nähe ein paar kleine lose Wölkchen

flatterten, die in dem zitternden Silberlicht des Mondes fast milchweiß erschienen.

Durch die Linden führte Leos Weg hindurch, auf deren Trottoir sich das großstädtische Leben in seiner ganzen breiten Fülle abrollte. Ein schwarzer Strom von Menschen trug ihn förmlich die Straße hinunter bis ans Brandenburger Tor. In breiten Lichtwellen ergoß sich das elektrische Licht der Laternen und Schaufenster über die Vorübereilenden, daß die Gesichter auf Minuten leichenweiß erschienen. Erst am Tor breitete sich der Menschenstrom fächerförmig weiter aus und ergoß sich in leichteren Strömen in den Tiergarten und in die Nachbarstraßen.

Leo schlenderte langsam die Königgrätzer- und Potsdamerstraße entlang und sog in tiefen Atemzügen die weiche Frühlingsluft ein. Solch ein Spaziergang, das hatte er oft erfahren, fegte mit gewaltigen Luft- und Duftwogen den Unmut aus seiner Seele. Als er drüben den riesigen Wald schwarz in die Lüfte aufstarren sah, dachte er an den vorgestrigen Abend, an dem er mit Helene in demselben gewesen.

Da lachte er einen Augenblick ganz eigen . . .

Gegen einviertel neun langte er bei dem Direktor an. Er entschuldigte sein spätes Kommen mit seiner Arbeit, die ihm im philosophischen Seminar über Locke aufgegeben worden sei, und die seine ganze Zeit in Anspruch genommen.

Der Abendtisch war gerade abgeräumt worden. Der Direktor saß im behäbigem Hausjakett auf dem Sofa und rauchte und plauderte mit seiner Tochter,

die eine Stickerei vor sich hatte, indes die Frau Direktorin in einem kühn geschweiften Schaukelstuhl saß und sich leise hin- und herwiegte. Leo setzte sich auf einen Lehnstuhl, so daß er zwischen den Damen und dem Direktor gegenüber saß.

Eine hohe Tischlampe, die auf überschlankem, langem Messinghals tronte, erhellte das behaglich eingerichtete Zimmer, dessen mattrote Tapeten einen wohltuenden, ruhigen Eindruck machten. Über der Lampe hing ein grünseidener Schirm, der mit durchsichtigen Spitzen besetzt war, und der hinreichend Licht hindurchließ, um die Gesichter der vier um den Tisch Herumsitzenden mit einem warmen Schimmer zu bedecken. Die eine Tür des Zimmers, die nach dem Vorderzimmer führte, war geöffnet, und ließ durch die offenen Fenster desselben die warme, würzige Mailuft hinein. Ab und zu polterte das Geräusch eines vorüberrasselnden Wagens gedämpft ins Zimmer.

Nach den üblichen Begrüßungen wagte sich Leo mit einer Frage heraus, die er schon lange auf dem Herzen hatte. Selten hatte er bei seinen Besuchen die Familie Berger allein getroffen. Sehr oft waren außer ihm noch die Familie Horst zu Gast, denn die beiden alten Studienfreunde schienen mit vielem Vergnügen ihren Verkehr wieder aufzunehmen.

Heute aber hatte er Glück. Er traf sie allein und konnte daher nach Herzenslust seinen Lehrer und dessen Gemahlin nach tausend kleinen Dingen

aus seiner Heimatstadt fragen, die ihn interessieren mußten.

Da kam er nun auf das Aktienunternehmen.

Die schöne Frau fing an zu lachen.

„Ich sage Ihnen, Herr Wolff, die ganze Stadt war außer Rand und Band. Als man hörte, daß Ihr Vater fast dreiviertel der Aktien übernommen hatte, da wollte jeder kleine Gevatter Schneider und Handschuhmacher sich auch daran beteiligen. Sie träumten schon von dem großen Aufschwung der Stadt. Es war fast komisch! Sogar die Frauen hatten auf Wochen keine anderen Gespräche. Sogar meine Schneiderin belästigte mich damit. Es fing nachgerade an, langweilig zu werden!"

Sie lachte wieder und schaukelte auf dem Stuhle, so daß Leo, der ihr das Gesicht zugewandt hatte, einen Augenblick ihren kleinen Fuß mit dem schwarzen Strumpfe wahrnahm. Da fühlte er, daß sie seinen Blick verfolgt hatte, und wurde vor Verlegenheit purpurrot.

Das schien sie zu amüsieren, denn sie lachte ein wenig lauter, so daß Grete sie erstaunt ansah.

„Gewiß, lieber Wolff, ich bin in der Tat der Meinung, daß durch das Aktienunternehmen unsere kleine Stadt nur gewinnen kann. Sie begreifen — es werden dadurch großstädtische Tendenzen geweckt, — Sie begreifen — ohne daß sie bei uns großstädtische Bedürfnisse zur Folge haben könnten. Sie begreifen!"

„Im allgemeinen stimme ich Ihnen zu, ver-

ehrter Herr Direktor, aber ich finde es immer bedenklich, wenn sogenannte kleine Leute ihr Geld in Börsenpapieren anlegen. Ja, ich halte das einfach für frivol! Geld, welches das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit und Sorgen ist, kann hier an einem Tage verloren gehen. Freilich kann es auch in kurzer Zeit sich stark vermehren. Aber auch das ist frivol! Für den einfachen Arbeiter ist keine Tatsache mehr der Gegenstand seiner Wut, als das man Tausende verlieren kann, ohne einen Finger zu rühren, daß man Tausende gewinnen kann, ohne eine Hand voll ehrlicher Arbeit. Und wenn nun die Sache schief geht ... Der allgemeine Taumel, die große Freude in unserem stillen Günterstal ... Das gefällt mir wirklich nicht!"

„Wer wird gleich so schwarz sehen?" entgegnete die Frau Direktorin.

Sein Antlitz bekam etwas Düsteres, Bitteres. „Gnädige Frau, wir modernen jungen Juden haben sie verlernt, die rosige Auffassung vom Leben" — er bemerkte, wie Grete ihre Arbeit auf den Tisch legte und zuhörte, ohne ihn anzusehen — „wir wissen, wie sehr, sehr viel Berechtigung der Judenhaß hat, denn wir sind ja seit langen Jahrzehnten wieder die erste junge Generation, die in der Umgebung voll Haß aufgewachsen ist. Das weiß niemand, wieviel ein jüdischer Knabe an Zurücksetzungen, an Hohn und Beschimpfungen tagtäglich zu erleiden hat. Das weiß ja niemand, was es heißt, „Jude" sein, niemand, wie sich eine nur halbwegs empfindliche Seele

tagtäglich unter Schmerzen winden muß! Von dem Augenblicke an, wo ein jüdisches Kind zum erstenmal die Straße betritt, da beginnt auch die Kette seiner Leiden . . . Ich mag ja gewiß zu schwarz sehen, denn ich sehe, gnädige Frau, daß sie mir nicht recht zu geben scheinen . . . Vielleicht war das früher auch so . . . Aber noch niemals kann eine junge jüdische Generation es mehr empfunden haben, als jetzt die moderne, die im neuen deutschen Reich erzogen!"

Er wurde immer leidenschaftlicher in seinen Ausführungen. Alles, was in ihm gärte und wogte, rang sich zu Tag. Was er früher so oft seinem Freunde Richard anvertraut, das legte er in schmerzlichen Worten dem so verehrten alten Manne dar. Er vergaß ganz, daß dieses Gespräch vielleicht die beiden Damen langweilen würde, nur manchmal erkannte er blitzschnell, daß sie doch beide gespannt zuhörten, daß die schöne Frau ihm immer scharf ins Gesicht sah, während Grete die Augenlider gesenkt hatte, gleichsam als ob sie zu schlafen schien. Nur das regelmäßige Auf- und Niedergehen der Brust verriet ihre Teilnahme.

Darüber freute er sich halb unbewußt, daß er lebendiges Verständnis fand. Das gab seiner Sprache und seinen Gedanken Kraft und Fülle. Seine Sprache bekam etwas Weiches, Zitterndes, Schmerzliches, sein Antlitz übergoß sich mit feinem Rot, und in seinen Augen zuckten ungeahnte heiße Flammen.

„Der Unterschied zwischen der alten und jungen jüdischen Generation ist für mich ein gewaltiger! Nur ist das eine geradezu tragische Komik der Weltgeschichte, daß die schuldlosen Jungen für die Alten büßen müssen. Der Mann, der Greis, der durch seine Taten Feindschaft gegen die Juden erzeugt hat, er hat seelisch fast nichts unter dem Antisemitismus zu leiden . . . Aber die Jugend! . . . Da liegt's! Die jungen, reinen, unbefleckten Seelen, die schuldlosen! Aber nicht genug, daß diese Jungen die Schuld der Alten am eigenen Herzen fühlen, nein, wenn sie ehrlich sein wollen, müssen sie die Schuld der alten Generation erkennen, müssen sie die partielle Berechtigung des Antisemitismus zugeben. Und doch, die alte Generation stirbt jetzt nach und nach weg, aber der Haß bleibt. Und der ist jetzt so wüst geworden, so wüst, so unsagbar gemein! Man kann nicht mehr auf der Straße gehen, wenn man das Unglück hat, schwarze Haare und eine lange Nase zu haben. Man ist ja nicht vor Beschimpfungen sicher! Der Antisemitismus, der früher eine schwerwiegende soziale Tatsache war, ein soziales Problem von furchtbarem Ernst, ist jetzt eine Modesache der feinen Kreise geworden, und auf der Gasse ein beliebter Sport. Ich erwarte alles von einer ethischen Besserung der einzelnen Juden. Ob meine Generation, der ich angehöre, sie schon in sich durchführen wird; ich weiß es nicht. Aber ich habe niemals einen sehnsüchtigeren Wunsch gehabt, als diesen! Vielleicht müssen wir noch den Dünger abgeben für

eine folgende Generation. Es war ja oft so in der Geschichte, daß ein paar Generationen weggefegt werden mußten, ehe eine neue lebensfähig und lebensberechtigt war!" . . .

Leo brach hier ab. Sein Gesicht war in der Erregung rot geworden, ein paar dunkle Locken waren ihm in die Stirn gefallen, und in seinen schwarzen Augen glühte ein tiefer Schmerz. Er sah den Direktor erwartungsvoll an und dann die Frau zu seiner Linken.

Sie hatte sich aus ihrer bequemen Lage aufgerichtet und, die Hände im Schoß gefaltet, ihm gespannt zugehört. Jetzt trafen sich ihre Blicke, und der ihre sprach eine Sprache, die ihm etwas zu verraten schien, ohne daß er sich bewußt war, was.

Er wandte sich dem Direktor zu. Fast absichtlich hatte er es vermieden, seine Nachbarin zur Rechten, Grete, anzusehen. Er tat so, als läge ihm nichts an ihrer Zustimmung oder Entgegnung, und wußte, daß er sie damit verletzte. Seine Bosheiten ihr gegenüber konnte er nicht unterlassen und wollte seine Rolle konsequent durchspielen. Auch glaubte er, würde sie bei ihrem skeptischen Charakter seine ganze Erregung und Leidenschaftlichkeit mit einem moquanten Lächeln als unwahr abtun, und dieser Gedanke würde ihn, wo ihm jedes Wort aus dem Herzen kam, tiefer verletzen, als *er* jemals *sie* hätte treffen können.

Aber gerade weil er sich bemühte, sie nicht anzusehen, packte ihn die Versuchung um so stärker.

Er wollte schon nachgeben und mit einer Frage sich an Grete wenden, aber mit einer plötzlichen Wendung wandte er sein Gesicht energisch von ihr ab.

„Mein lieber, junger Freund", hub der Direktor mit langsamer, gedehnter Stimme an. — „Sie begreifen — daß der Antisemitismus so ungeheure Fortschritte gemacht hat" — er stieß seine Rauchringe aus seiner Zigarre aus — „ist allerdings Tatsache. Aber — Sie begreifen — daß das Volk unlogisch ist. Das Volk als solches ist stets unlogisch — Sie begreifen — und generalisiert einzelne Fälle, Spezialfälle, zu Typen, zu allgemeinen! Aus dieser Betrachtung heraus — Sie begreifen — wird allerdings der Antisemitismus gewissermaßen konstant sein. Somit haben Sie allerdings recht, Herr Wolff, daß das einzige Radikalmittel — Sie begreifen — eine ethische Reformation des einzelnen Juden ist. Aber, Herr Wolff, es ist drollig, daß ich die Juden vor Ihnen in Schutz nehmen muß — Sie begreifen — daß auch dieses Radikalmittel in gleicher Weise den Christen not tut. Ich kenne so viel rechtschaffene Juden. Sie wissen, unsern Oberlehrer Löwenstein, Ihren Herrn Papa . . ."

„Ja, das ist auch meine einzige Beruhigung bei dem Aktienunternehmen", entgegnete Leo, „daß mein Vater dabei ist. Denn er ist geschäftlich doch so sehr Autorität bei mir, daß ich weiß, er läßt seine Hand von einer unsauberen Geschichte. Ich würde gewiß, Herr Direktor, wenn mein Vater nicht der rechtschaffene Mann wäre, nicht einen Pfennig von

seinem Gelde nehmen. Lieber Handwerker oder Arbeiter hätte ich werden mögen . . ."

„Sie sehen wieder Gespenster, mein Herr Doktor in spe", lächelte die schöne Frau. „Wer ein solches Vertrauen genießt . . ."

„Darum liebe ich ihn, meinen Vater, so wenig wir uns auch gegenseitig verstehen", versetzte Leo mit einem leuchtenden Blick; „denn er ist jüdischer Bankier. — Und die wirft man ja leider alle in einen Topf. — Aber ich war stets glücklich darüber, daß man ihm so viel Vertrauen entgegenbrachte. Sonst müßte ich vor Scham vergehen. Er arbeitet ja doch im Grunde nur für mich, seinen einzigen Sohn. Wenn an diesem Gelde ein unreiner Hauch, eine einzige Träne eines Fremden klebte, ich wüßte nicht, was ich täte! . . . Darum stehe ich meinem Vater menschlich so nahe, so wenig er meine geistigen Interessen versteht. . . . Aber es ist elf, gnädige Frau, Herr Direktor. Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich sie so lange aufgehalten, vielleicht auch gelangweilt habe. Ich werde mich jetzt empfehlen; denn ich möchte Ihnen nicht noch mehr von Ihrer Nachtruhe rauben . . . Wünsche Ihnen gute Nacht, Herr Direktor. Adieu, gnädiges Fräulein!"

Er reichte Grete nicht die Hand, sondern verbeugte sich tief und zermoniell, während er der Frau Direktorin die Hand küßte. Sie fühlte, daß seine Lippen brennend heiß und trocken waren, und er glaubte zu spüren, daß ihre Hand sich leise seinen Lippen entgegenpreßte.

Als er auf der dunklen, menschenleeren Straße war, war es ihm, als spürte er noch immer diesen Druck, diesen leisen, feinen Druck der kleinen, weißen Hand . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Leo war in diesem Semester mit sich sehr zufrieden. Er arbeitete eifrig im philosophischen Seminar und wollte sich am Ende des Semesters ein Thema für eine Doktor-Dissertation geben lassen, damit er nach den großen Ferien, im November etwa, promovieren könnte. Er hielt es für die höchste Zeit; denn er stand jetzt, im Juni, in der Mitte seines zehnten Semesters. Auch hatte der Direktor ihm neulich eifrig ins Gewissen geredet, nun endlich sein Doktor-Examen zu machen. Er brauchte, hielt er ihm vor, dann noch ein Jahr, um sich zum Oberlehrer-Examen vorzubereiten. Wenn er das günstig bestanden hätte, so würde er ihm schon eine angenehme Stellung als Lehramtskandidat verschaffen, die eventuell Aussicht auf sichere Anstellung böte.

Manchmal sagte er sich zwar, daß bei der gegenwärtigen Zeitströmung ein jüdischer Lehrer wenig günstige Aussichten hatte, angestellt zu werden, aber der Geldbeutel seines Herrn Papas, so kalkulierte er, würde ihn schon über Wasser halten.

Vorläufig war er jedenfalls mit sich sehr zufrieden; denn es war das erste Semester, wo er nicht

nur portionsweise, sondern hintereinander arbeitete. Daran trug hauptsächlich der Direktor Schuld, dessen pädagogischer Eifer in Ermangelung einer regelmäßigen Tätigkeit sich nunmehr auf Leo und Horst erstreckte . . .

Horst hatte freilich eines Tages unter ärgerlichem Lachen erklärt, ein Fuchs brauche noch nicht zu arbeiten, ein Jurist erst recht nicht; wenn er sechs Semester habe, werde er zu einem „Einpauker" gehen, der ihm den notwendigen Kram einpauken würde, und so mußte denn der alte Direktor ihn wohl oder übel aufgeben. Auch entschuldigte sich Horst lachend damit, daß sein Vater während seiner Studienzeit ebenso gebummelt habe und doch etwas Tüchtiges geworden. Sogar ein Geheimer Regierungsrat!

Aus dem gelegentlichen Verkehr Leos bei Berger war nach und nach ein fester geworden. An manchen Nachmittagen saß er in der Arbeitsstube des Direktors und studierte mit ihm Descartes und Spinoza. Das Arbeitszimmer ging nach der Straßenseite zu in einen Vorsprung aus, zu dem eine kleine Stufe führte. In diesem geräumigen Erker pflegte die Frau Direktorin zu sitzen und zu lesen oder sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen. Selten nur erblickte er Grete.

Es schien, als ob sie ihn absichtlich seit dem Abend mied, an dem er seine Ansichten über das Judentum und sich gleichsam als Typus der jungen jüdischen Generation dargestellt hatte. Es schien ihm, als ob das ihre unzweifelhaft antisemitischen

Neigungen verletzt hätte. Jedenfalls geschah es wie durch einen geheimen Pakt, daß sie sich niemals die Hand zum Gruße boten. Er verbeugte sich nur tief, und sie dankte mit leisem, vornehmen Kopfnicken.

Wenn die jungen Mädchen von Horst Grete besuchten und abends ein kleiner Tanz arrangiert wurde, tanzte er niemals mit ihr, so sehr er auch seine eigene Unhöflichkeit empfand, zumal sie die Tochter des Hauses war. Dagegen war er der erste, der die Frau Direktorin um einen Tanz quälte, trotzdem sie sich stets mit der zum Widerspruch reizenden Ausrede zurückziehen wollte, sie gehöre nicht mehr zum „jungen Volk!"

Aber wenn sie tanzte, dann fühlte er, wie leidenschaftlich sie wurde, wie ihr herrlicher Körper sich im wogenden Rhythmus des Tanzes fest an ihn schmiegte. Dann erblickte er in ihren Augen Flammen, die ihn bestürzt und purpurrot machten, daß sie zu lachen anfing und ihrem Manne unter großer Heiterkeit mitteilte, der „Herr Kandidat" könne noch rot werden wie ein Kind.

Das kränkte ihn, daß sie ihn zuweilen als Mann behandelte, dann wieder als Kind. Damals hatte er heftig geantwortet, er habe glücklicherweise das Rotwerden noch nicht verlernt, er hätte noch nie gewußt, daß das von Seiten einer Dame als „Kinderei" angesehen werden könnte.

Da hatte sie herzlich aufgelacht, daß die weißen Zähne zwischen ihren vollen, roten Lippen erschienen

waren, und hatte mit dem Finger gedroht: „Nicht so boshaft!“

Und der Direktor hatte sich herzlich über dieses kleine Intermezzo amüsiert.

Nur Grete hatte nicht mitgelacht, sondern sie war ans Fenster gegangen und hatte hinausgesehen auf die Straße.

Dann war sie mit anscheinend gelangweiltem Gesicht vom Fenster zurückgetreten, hatte kühl über ihn hinweggesehen und sich Horst zugewandt . . .

Oft sann er über sein eigenartiges Verhältnis zur Frau Direktorin nach. Sie war ihm nicht gleichgiltig, das stand fest. Er liebte sie aber auch nicht, das glaubte er genau zu wissen, sondern er wußte sich überhaupt nicht Rechenschaft über sein Gefühl abzulegen. Liebe, ja, das fand und empfand er bei Helene; denn Liebe ohne völlige Unterwerfung und Unterordnung des Weibes konnte er sich nicht denken. Wenn er sie liebte, wußte er, mußte das Weib seiner Liebe sein wie Wachs, das er mit seiner Hand erst formte und modelte, und dem er die Gestalt gab, welche er wollte.

Aber hier bei Frau Direktorin war es ganz anders. Hier fühlte er sich stets als der Unterwürfige, als der Empfangende, sie als die Herrin, die Geberin. Ihre Art und Weise, ihn als Kind zu behandeln, machte ihn ohnmächtig, weil es einen ungeheuren Reiz auf ihn ausübte. Wenn er sich manchmal mit einem energischen Worte wehrte, dann nahm sie es hin, als ob er nichts gesagt hätte, mit einer

überlegenen Ruhe und einem geheimnisvollen Lächeln, das ihn verblüffte, das ihn entwaffnete und wiederum unterwürfig machte.

Aber zuweilen regte sich auch seine Ehrlichkeit, wenn er sich sagte, daß er ihrem dämonischen Zauber unterliegen könnte. Schon ein einziger unreiner Gedanke, der sich an sie, an die Gemahlin seines verehrten und überaus gutherzigen Lehrers, heftete, trieb ihm die Schamröte ins Gesicht. Dann kam er sich vor wie ein gemeiner Patron, der hohe Worte von der ethischen Reformation der Juden im Munde führte und in Wirklichkeit nur ein ordinärer Jude war, an dem jeder Zoll ein Lump, ein Lump . . .

Jedoch wegbleiben konnte er auch nicht. Das hätte seine Energie nicht gekonnt. Das hätte er auch nicht mit dem Schatten eines giltigen Grundes bei seinem Direktor verteidigen können. Das wäre zu sehr aufgefallen. Immer nach jeder Zusammenkunft, nach jeder Stunde gemeinsamen Studiums, immer diese herzliche Einladung, diese freundlichen, lieben Worte des alten Lehrers: „Also, Wolff, wann fahren wir fort. Sie begreifen —!"

So komisch ihm, dem Primaner, dieses stereotype „Sie begreifen" vorgekommen war, so sehr rührte es ihn jetzt. Und sich an diesem greisen Mann versündigen, wenn auch nur in Gedanken, das brachte ihn förmlich dazu, sich bis zu eigenen Beschimpfungen zu versteigen. Wußte er doch, daß aus Gedanken Wünsche stiegen und aus Wünschen Taten . . .

Ja, aus Gedanken Wünsche?

War es nicht so? Was hatte ihn da durchblitzt wie ein elektrischer Funken, damals, am ersten Pfingsttage, als er mit der Familie Berger und Horst und anderen nach Wannsee gefahren?

Wie immer war der Fuchs Gretens Ritter, er der Ritter der schönen Frau gewesen. Beinahe Stolz hatte er empfunden, als er die bewundernden Blicke vieler jungen Leute auffing, die seiner Begleiterin galten. Damals hatte ihn das Parfüm berauscht, das ihrem feinen Taschentuch entstieg, damals hatte sein Auge glühend die plastische Schönheit ihrer vollen Gestalt in sich eingesogen, die ein strafffitzendes, graues Seidenkleid energisch hervorhob.

Nie hatte er sie so schön und heiter gesehen, nie hatte er seine Kleinheit und Ohnmacht ihr gegenüber so sehr gefühlt, als an diesem Pfingsttage, nie hatte er sich so bemüht, sie durch ein anregendes Gespräch zu fesseln. Und das seltsame, bange Glücksgefühl, als sie sich in einem Anflug heiterer Laune entschloß, mit dem „jungen Volk" mitzuspielen und die älteren Herren im Lokal allein zu lassen.

Sie spielten: „Eins, zwei, drei!"

„Die beiden Hintersten rennen vorbei!"

In einer Kette standen die Paare hintereinander, und es traf sich einmal, daß Leo an der Spitze stand. Als er laut die Hände klaschte und lachend rief: „Eins, zwei, drei, die beiden Hintersten rennen vorbei", eilte das letzte Paar, Frau Berger und Horst, rechts und links an ihm hastig vorüber, um sich wieder zu begegnen. Aber in langen Sätzen eilte Leo

hinter Frau Berger her. Aber sie schien sich nicht einholen lassen zu wollen und lief im weiten Bogen nach links ab, daß die Kante des Kleides emporschlug.

Da glitt sie aus und sank ins Knie.

Aber schon sauste Leo heran. Er besaß nicht mehr die Kraft, sofort im Laufe einzuhalten, sondern im Bestreben, ihr aufzuhelfen, griff er in der Hast des Laufes fest um ihre Arme und hob sie empor.

Dabei preßten sich beide Hände gegen die volle, wogende Brust, daß sie sich fast eingruben in das schwellende, weiche Rund.

Er fühlte, daß er nichts für das Unschickliche seiner Berührung konnte; denn seine Hast war daran schuld, aber wie mit Blut übergossen, stand er vor ihr, die sich eben erhoben hatte und ihn überrascht ansah.

„Verzeihung", flüsterte er halb atemlos. „Aber meine Hast!"

Sie nickte beruhigend.

Seine Verlegenheit amüsierte sie wieder.

„Nicht so stürmisch, mein Lieber! Ich bin Ihnen nicht böse", war ihre verzeihende Antwort . . .

Die ganze Szene war das Werk einiger Augenblicke gewesen, so daß es nicht auffiel, als beide erhitzt und schweratmend wieder herankamen.

Aber in seiner Hand hatte es wie Fieberhitze gebrannte, als er ihren vollen Körper gefühlt hatte. Ja, zuweilen schwand sein Reuegefühl ganz, und er

glaubte zu wissen, daß seine Leidenschaft ihn verführt, nicht der Zufall eines günstigen Augenblicks.

Aber damit belog er sich nur selten. Meist brannte es ihm in der Hand und im Herzen. Ein starkes Gefühl der Reue bemächtigte sich dann seiner. Er dachte dann an seinen guten, alten Direktor, an sein blondes, liebes Mädchen, und war verzweifelt über sich und seine wilden Wünsche.

Immer dachte er an ihre volle, hohe Gestalt, an den siegreichen, kühnen Blick ihrer dunklen Augen, an ihre milde, verzeihende Antwort.

Wie gut sie war! dachte er dann, und er, wie erbärmlich und gemein! Wenn sie seine Gefühle ahnte, die sturmesgleich durch seine Brust brausten, wenn sie seine Wünsche ahnte, deren bloßer Gedanke sein Ich, seinen Charakter befleckten . . .

Aber nein, dachte er sich, fortbleiben durfte er nicht.

Wie glücklich oder weit mehr schmerzlich-glücklich war er, als er hörte, daß sie in der nächsten Woche, am ersten Juli, auf Sommerwohnung nach Wannsee ziehen wollten. Nun könnte er sie höchstens alle Sonntage sehen, und auch dann nur immer in zahlreicher, wachsamer Umgebung. Und dann würde er wieder häufiger mit seinem Blondkopf zusammen sein können, mit seiner Helene, die er so sehr vernachlässigt hatte, und die so bleich jetzt war, vor Leid und Tränen; dann würde er im Juli sehr fleißig allein arbeiten, sich auf ein Semester von seiner Couleur zurückziehen, mit der Begründung, sich zum

Doktor-Examen vorbereiten zu müssen. Dann würde so der Juli vergehen, bis er in den großen Ferien heimreisen könnte, um mit seinem Freunde Richard zusammen zu sein und mit seinem Vater. Dann würde er Erna vergessen, wenn er sie nicht mehr sehen würde. Dann würde er an sich arbeiten, jene große ethische Reformation der jungen jüdischen Generation an sich allein vollenden können. Nun stand er ja vor einer Prüfung, wo er seine große ethische Reformation an sich beweisen konnte, auf daß er werde ein Jude, edel, hilfreich und gut. Nun war ja die erste Prüfung da!

Das berührte ihn eigentümlich.

Und er murmelte, während er zu Helene ging, jene drei Worte mechanisch vor sich hin. . . .

Ein Jude, edel, hilfreich und gut. . . .

Ja, das wollte er sein!

Sechzehntes Kapitel.

Das war heute der vorletzte Sonntag im Juli. Und dann war das Semester zu Ende, und er fuhr nach Hause. Zu Ende waren damit die Vorwürfe, die er sich machte, zu Ende die Vorwürfe Helenens! Dann sah er Frau Erna nicht mehr, und dann würde er von seiner Leidenschaft zu ihr geheilt werden in dem kleinen, friedlichen Güntherstal.

Das war vor einigen Tagen erst wieder eine böse Szene mit Helenen gewesen. Sie weinte immerzu, er sei ganz anders zu ihr geworden, er habe sie nicht mehr so lieb wie früher, er habe sie g a r nicht mehr lieb, nicht ein bißchen mehr! Zu Hause habe sie seinetwegen von ihrer Mutter und ihrer Schwester Emma so viel auszustehen. Und nun käme sie zu ihm und finde ihn immer übelgelaunt und zerstreut und nicht zärtlich. Jetzt habe sie niemanden mehr, dem sie ihr Leid klagen könne. Und ihre Freundin Marie solle sehr krank sein, auch vor Gram. Und er sage ihr auch kein liebes Wort mehr. Daran sei bloß die Hexe schuld, die Frau Berger . . . Und

nun fahre er wieder Anfang August auf ein Vierteljahr fort, und dann sei sie allein hier, ganz allein.

Und dann weinte sie herzerweichend und wünschte zu sterben. Sie könne das nicht mehr aushalten. Aber wenn er gut zu ihr sein wolle, recht gut, dann solle er die beiden letzten Sonntage noch mit ihr zusammen sein. Sie wolle ihn so lieb haben, wie noch niemals. Nur dürfe er nicht mehr nach Wannsee zu Bergers fahren.

Das hatte ihm viel Überlegung gekostet. Er machte ihr klar, daß er den letzten Sonntag des Juli durchaus bei Bergers zubringen müsse, sonst würde man es ihm dort sehr übel nehmen. Man würde sehr erstaunt sein, wenn er in den letzten vierzehn Tagen des Semesters dort gar keinen Besuch machen würde. Dazu läge gar kein Grund vor. Das würde ihm der Direktor übel nehmen . . .

„Aber die Hexe von Frau", hatte sie gereizt hinzugefügt.

„Ach, sei nicht albern!" war seine heftige Antwort.

Dann hatte es eine böse Auseinandersetzung gegeben, und sie waren im Groll auseinander gegangen.

Leos Zorn, das fühlte er instinktiv, war lediglich eine Folge von Helenens nur allzu richtiger Besorgnis. Ihr Verdacht war begründet, und darum wandte sich seine Laune gegen die, die ihm offen aussprach, was er sich kaum insgeheim zu gestehen wagte.

Ihr durch Eifersucht verfeinerter weiblicher Instinkt hatte recht. Frau Erna war es, die ihn am meisten nach Wannsee zog. So sehr er sich mit aller Macht gegen diese Einsicht sträubte, so sehr verfiel er dem dämonischen Zauber der Persönlichkeit dieses Weibes, selbst wenn er sich ihr Bild auch nur im Gedächtnis wieder hervorzauberte . . .

. . . Dann sah er sie wie damals in dem grauseidenen Kleide, das straff die vollen Arme und die hohe, runde Brust umspannte und den prachtvollen Körper in sinnlicher Drallheit plastisch hervorhob, dann sah er sie eilenden Fußes dahineilen, daß der feine Knöchel und der dunkelblaue Strumpf sichtbar wurde, dann fiel sie nieder und seine Hände preßten sich fieberisch heiß gegen ihren Körper . . .

. . . und dann ihr Lächeln . . . ihr Blick. —

Aber heute, am vorletzten Sonntag des Juli, wollte er ihr Bild von sich verbannen, so sehr es ihn drängte, sie wiederzusehen. Heute hatte er ja Helenen versprochen, mit ihr mit dem Dampfer nach Treptow zu fahren. Und da wollte er gut zu ihr sein, über alle Maßen gut; denn ihr Wesen, ihre Mädchenhaftigkeit liebte er immer noch. Und er war oft so grillenhaft, so boshaft, wenn er bei ihr war, daß er heute alles gut zu machen sich vornahm.

Sie hatte ihm ja alles gegeben, was sie zu geben hatte. Und er war so undankbar, so gemein zu ihr, sagte er sich. War das der „Jude", wie er ihn sich dachte?

Vergessen wollte er das schöne Weib bei ihr,

glücklich sein bei ihr, heute, an diesem herrlichen Tage.

Und er schritt wohlgemut, den Überzieher über den linken Arm geworfen, die Oranien- und Prinzenstraße hinunter nach der Jannowitzbrücke zu. Hier wollte sie ihn um drei Uhr erwarten.

Es war schon zehn Minuten später, als er ankam. Eine riesige Menschenmasse drängte sich zu beiden Seiten des Fahrdammes in die Perrons der Eisenbahn- und Dampferstationen. Mit Mühe konnte er sich durch die Masse hindurchdrängen, aber in dem Gewühl vermochte er nicht, sie zu entdecken.

Da zupfte ihn jemand am Arm.

Er wandte sich um und sah Helene.

„Donnerwetter, Lieb! Siehst du aber heute hübsch aus!"

Sie lachte glückselig, daß er zur rechten Zeit gekommen, daß sie ihn überrascht hatte, daß sie ihm gefiel.

„Gefalle ich dir so?" flüsterte sie leicht errötend.

„Einfach schneidig!" sagte er lachend und musterte sie noch einmal. Wie sie sich um ihn schön gemacht hatte! Der weiße große Sommerhut mit der blendend weißen Feder saß keck auf ihrem lachenden Gesicht, indes blonde Locken diskret in die Stirne fielen. Ihr Kleid von dunkelbrauner Farbe hatte braune Sammetärmel und schickte schlanke, wellige Falten über beide Schultern nach vorn, die sich an der Brust begegneten und mit dem goldenen Halbmond einer Vetsera-Brosche zusammengehalten wur-

den, so daß der schneeweiße Hals bis zum Beginn der feinen Psychebrust freiblieb. Über dem Arm trug sie ein dunkelblaues Sommerjaket.

Wie schön sie heute war! Wie ihre blauen Augen heute so feucht und zärtlich blickten . . .

„Komm, Lieb", flüsterte er zärtlich.

Als sie nach halbstündigem Warten und humoristischem Herumgestoßenwerden in der Menschenmasse, wobei sich ihr ganzer Körper dicht an ihn schmiegte, sich Plätze auf dem Dampfer erobert hatten, saßen sie Arm in Arm oben und sahen vergnügt dem Treiben auf dem Wasserspiegel der Spree zu.

Die ganze Fläche war bedeckt mit kleinen Booten, in denen mehr oder weniger geschickte Ruderer vorwärts strebten. Wenn der Dampfer an ihnen vorbeifuhr, dann schnellten sie ihren Kiel in rechtem Winkel zu den Wellen, die der Dampfer warf. Kühne Ruderer fuhren dagegen mit der Längsseite parallel dem Dampfer und erregten durch ihr gefährliches Schaukeln das Entsetzen der auf dem Dampfer Sitzenden.

Leo amüsierte sich über die komischen und naiven Bemerkungen, mit denen Helene die Rudernden glossierte. Träumerisch sah er auf die grüne Wasserfläche, auf welcher ein sonniges Leuchten lag und die zitternden Strahlen reflektierte. Der klare, blaue Himmel, die goldene, funkelnde Sonne, die Häuserreihe zu beiden Seiten, lagen in leichten Spiegelbildern in der Flut, als hätten sie genug in dem

warmen, frohen Sonnenlicht geatmet und sehnten sich nach feuchtem Bade.

Nun zeigten die Häuserreihen Lücken, nun hörten sie ganz auf, ab und zu tauchten Villen aus dunklem Grün hervor, nun war man in Treptow.

Sie ließen sich in Zenners Restaurant nieder, um Kaffee zu trinken. Nach langem Suchen entdeckten sie an einem Tisch, an dem eine ganze Schar junger Leute saß, noch zwei freie Plätze.

„Weißt du, Leo", flüsterte sie ihm zu, als er ihr das Jaket abnahm, „es ist doch gut, daß wir uns nicht bei so alten Leuten rangesetzt haben. Da muß ich so steif dasitzen und Gesichter schneiden!"

Er lachte laut auf.

Der Kaffee kam und zwei Portionen Kuchen. Als er den seinigen verzehrt hatte, schob sie ihm den ihrigen zu, da sie wußte, wie gern er ihn aß.

„Du bist ja solch ein Leckermaul, und dann freue ich mich so sehr, wenn du dich freust", sagte sie einfach und innig.

Es belustigte ihn, daß sie diese herzlichen Worte infolge seiner Weigerung fand, ihren Kuchen zu nehmen.

„So?" fragte er lächelnd, „wenn ich deinen Kuchen nehme, ja, das will ich schon glauben, daß du es gern tust. Aber denk dir, Lieb" —

Sie legte ihre Hände auf den Tisch, beugte sich herüber zu ihm und sah ihm aufmerksam ins Gesicht —

„— aber denke, wenn hier auf diesem Teller

die ganzen Süßigkeiten deines Lebens lägen — nicht bloß dieser Kuchen, Blondkopf — und ich würde sie nehmen wollen, denk' dir, alle Lust, alle Freuden, daß du nichts behieltest, nicht ein Körnchen Glück ..."

Sie sah ihn noch immer aufmerksam mit glänzenden Augen an.

„. . . Dann könntest du alles nehmen, und ich würde nichts sagen, wenn du alles nimmst!"

Es lag etwas Rührendes und Treuherziges in ihren Worten, was sich warm und schmeichelnd um sein Herz legte. Wie erbärmlich kam er sich jetzt vor, weil seine Sinne und seine Gedanken so oft bei einer anderen geweilt hatten, weil er einen Verrat an ihr begangen, an seinem treuen, lieben Blondkopf. Immer wieder sagte er sich, daß es ja bald anders werden würde, daß er Frau Erna nur noch einmal, am nächsten Sonntag sehen würde, und dann gehörte er ihr ganz, dann würde er nach Hause fahren, ihr oft schreiben und bei seiner Rückkehr der Alte sein in alter, herzlicher Liebe.

Und er überhäufte sie mit Schmeichelnamen und versteckten Liebkosungen, daß sie ganz vergaß, ihn von neuem um den nächsten Sonntag zu quälen.

Sie war ja so glücklich, daß er heute „gut gelaunt" war, wie sie ihm zuflüsterte, daß sie ihm nicht eine Frage vorlegen wollte, die ihn „schrecklich garstig" machen könnte.

Es war halb fünf geworden. Sie verließen den Garten und gingen in den nahen Wald, um sich hier zu lagern. Ganz unbewußt forschten sie nach einer

von Menschen weniger besetzten Stelle, aber in dem kleinen Walde lagerten so viele, daß sie noch froh waren, in der Nähe einer Schar spielender junger Leute, unter einem schattigen Kastanienbaum, einen kühlen Lagerplatz zu finden.

Leo hing ihr blaues Jaket an einen kleinen Baumvorsprung und breitete seinen Mantel auf dem Grase aus. Sie setzte sich auf ihn, so daß ihr Oberkörper gegen den Baum lehnte. Den weißen Hut hatte sie abgenommen und neben sich hingelegt. Dann zupfte sie ihr Kleid an den Füßen mit mädchenhafter Scheu zurecht. Leo lachte darüber, während er noch vor ihr stand, und guckte humoristisch durch beide Hände, wie durch ein Opernglas, nach ihren Füßen.

„Pfui, du bist ungezogen, Leo!"

„Na, na, beruhige dich nur", sagte er lachend, warf seinen Strohhut neben den ihren und legte sich an ihre Seite, so daß sein Haupt ihr Kleid berührte.

Sie hätte so gern seinen Kopf in ihren Schoß genommen. Dann hätte sie ihn immerfort streicheln können. Aber sie schämte sich vor den Leuten, die heut im Walde sich gelagert hatten oder vorbeizogen. Nur ab und zu glitt ihre Linke liebkosend über sein dunkles Haar, und sie war glücklich, wenn er dann lächelnd emporschaute und sie ansah.

Zu ihren Füßen spielten Sonnenstrahlen im Grase, während die dichte Laubkrone des Kastanienbaumes nur ab und zu Sonnenstrählchen hindurchschlüpfen ließ, die am Stamm herabglitten und sich

in ihrem Blondhaar verfingen. Wenn ein leiser Hauch das Laub bewegte, dann zitterte eine ganze Schar schwarzer und goldener Flecken über ihr braunes Kleid und ergossen sich ins zitternde Gras.

Ab und zu drang helles Lachen und Schreien, Kindergekreisch und Gesang von Mädchenstimmen zu ihnen herüber. Sie selbst sprachen wenig. Sie fühlten sich beide glücklich und bedurften in ihrem Glücksgefühl keiner weiteren Unterhaltung. Sie saßen bei einander, und das genügte ihnen.

Aber lange hielt Helenens Stillschweigen nicht an. Sie hatte eine drollige Art, ihm kleine Erlebnisse vom Geschäft und von zu Hause zu erzählen, daß fast sie es immer war, die lebhaft plauderte. Heute hatte sie nun allerhand zu erzählen.

An ihrer neuen Kollegin im Geschäft, Flora Schneider, hatte sie viel auszusetzen. Und nach Berlinerinnen-Art schloß sie gleich eine genaue Kritik ihrer äußerlichen und moralischen Eigenschaften daran. Helene erklärte, sie habe sie gleich von vornherein nicht leiden können, weil sie sich so „schrecklich einschmeicheln" will. Aber hübsch sei sie! Nur die dunkle Titusfrisur sei sehr auffallend! Und alle Abend lasse sie sich von einem anderen abholen. Jetzt sei sie erst einen Monat im Geschäft bei ihr, und schon habe sie einen dritten, der sie abholte; das könne sie nicht ausstehen!

„Na, warum denn nicht, Blondkopf? Ihr Weiber liebt doch halt die Abwechslung!" sagte er, um sie ein klein wenig zu ärgern, während er zu ihr

aufsah.

Aber heute war sie zu glücklich, als daß sie sich hätte ereifern können.

„Nicht wahr, du Guter, das ist doch nicht wahr! Das sagtest du bloß!" und dabei beugte sie ihren Oberkörper zu ihm herüber, streichelte ihm das Haar und ergriff seine Rechte, die er ihr entgegengestreckt hatte.

Sie preßte sie heftig gegen ihre Brust.

„Ich habe dich nur lieb, und werde dich immer lieb haben!" flüsterte sie, „und du . . ."

Da hörten sie ein paar Männerstimmen in ihrer Nähe das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald . . ." losbrüllen, daß sie erschrocken innehielt und Leo sich emporrichtete . . .

Sie sahen, wie eine Anzahl junger Leute, lachend über ihren Scherz und den Schreck der beiden, im Gänsemarsch an ihnen vorbei defilierten.

Herzhaft stimmten beide in das Lachen der Schar ein. Aber mit ihrem Lageridyll war es nun vorbei. Leo wollte ein wenig im Walde spazieren gehen, und, wenn es ging, quer durch denselben nach dem alten „Eierhäuschen".

„Dort", schlug er vor, „unternehmen wir eine Kahnpartie, bis es dunkel ist!" Sie hatte zwar Furcht vor dem Wasser, aber mit ihm, gestand sie, wolle sie es wagen. Wenn sie ins Wasser fielen und ertrinken würden, sagte sie, so stürben sie wenigstens zusammen.

„Aber, du Närrchen! Wer denkt denn daran?

Ihr Berlinerinnen seid ein drolliges Korps. Erst kreuzfidel und dann in der nächsten Minute gleich sentimental und ans Sterben gedacht! Komm, Lieb!"

Sie nahmen die Hüte vom Grase auf, die Mäntel, und gingen Arm in Arm weiter. Wenn sie stolperte, dann hing sie sich fest und zutraulich an seinen Arm, und wenn sie über einen hohen Baumstumpf schreiten wollte, dann hob er sie fast hinauf und fing sie dann wieder auf. So trieben sie allerhand Allotria, just wie zwei vergnügte, verliebte Kinder. Als eine Frau ihnen Rosen zum Kauf anbot, da entnahm er ihrem Korb eine weiße und eine rote Rose. An einer einsamen Stelle blieb er vor ihr stehen und steckte ihr beide vorn an die Brust, an den goldenen Halbmond, in dem der Herzausschnitt der braunen Taille endigte. Als seine rechte Hand ihren schneeweißen Hals berührte, während seine Linke an dem Halbmond herumnestelte, sahen sie sich beide tief und schweigend in die Augen.

Wie ein Feuerstrom durchwogte es ihn, als er in ihren blauen, tiefen Augen es heiß und verlangend aufleuchten sah.

„Sieh, mein Blondkopf, eine rote Rose, das ist die Liebe! Und eine weiße, — das ist die Unschuld! — Na, gewiß, du brauchst garnicht rot zu werden! Ich gebe dir diese Rose, weil du in meinem Herzen mein keusches, unschuldiges Mädchen bist..."

Damit belog er sich nicht, und Helene auch nicht. Bei ihrer Hingabe hatten seine gierigen Sinne auf

der Lauer gelegen, auf ein unzartes Wort, auf eine unschöne, sinnliche Bewegung, die ihn hätte abkühlen können. Sie besaß bei ihrer Hingabe noch etwas Keusches, das ihn reizte, etwas Weibliches, das er nicht zu enträtseln vermochte; inmitten ihrer heißen Küsse und schweigenden Umarmungen, da war noch immer ein feiner Schleier, den er nicht zerreißen konnte, der das letzte verhüllte, ein Schleier, der ihr noch immer einen Schimmer von Keuschheit lieh, ein Schimmer von Mädchenhaftigkeit.

Sie duldete es mit bleichem, glücklichem Angesicht, daß er ihr die Blumen anstecke. Als seine heiße Hand ihren Hals berührte, da zitterte sie. Ihr Mund öffnete sich ein wenig und ließ ihren schweren Atem hören. Eine Blutwelle nach der andern jagte ihr zu Kopf. Berauschend und schwül webte und wogte die Sommerluft um sie, und blütenwürzig sog ihr Atem Düfte ein, die die Luft mit sich führte.

Als er sein Meisterstück bewunderte — die beiden Rosen vor ihrer Brust, da schlang sie um ihn die Arme und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Er sah sie überrascht an.

Da wurde sie purpurrot.

Und auch Helene wußte nicht, wie sie zu dieser Liebesbitte kam. Sie hatte vergessen, daß sie erst gestern so unbekannte Schmerzen ausgehalten, eine schwere Müdigkeit und schmerzliches Ziehen in der Brust, vergessen, daß sie gestern einen Verdacht hatte . . . einen so bösen . . . bösen Verdacht! . . .

Sie lächelte matt und versteckte erglühend das Köpfchen an seiner Brust, als er mit einem halb unterdrückten Jubelruf sie küssen wollte . . .

Siebzehntes Kapitel.

Trotz Helenens inniger Bitten, trotz ihres Zornes und ihrer Tränen hatte er es nicht vermocht, den letzten Sonntag der Familie des Direktors fern zu bleiben. Es hatte natürlich wieder eine böse Szene zwischen beiden gegeben, so daß sie zornig auseinander gegangen.

Am Montag nach ihrem Ausfluge nach Treptow waren sie wieder zusammen gewesen, beide in gereizter Stimmung, ohne zu wissen, weshalb. Als er ärgerlich von ihr ging, schwor er sich, sich nicht mehr von ihr tyrannisieren zu lassen. Er hatte ihr ja auch zum Schluß gesagt, er sei sein eigener Herr und könne tun und lassen, was ihm beliebe. Da hatte sie zu ihm gesagt: „Vor ein paar Monaten hast du ganz anders zu mir gesprochen!"

Weil er im innersten Herzen die Berechtigung ihrer Worte fühlte, ärgerte er sich über sie, anstatt sich selbst Vorwürfe zu machen. Die ganze Woche holte er sie nicht ab, und auch sie schrieb ihm nicht eine einzige Zeile. Es schien also dieses Mal wieder ein längeres Zerwürfnis zu sein.

Wenn ihn auch das tief verdroß, so kam noch mancherlei dazu, um ihm diese Woche noch mehr zu verleiden. Horst hatte ihm eine Börsenzeitung gezeigt, in der das Aktienunternehmen der Stadt Güntherstal einer absprechenden Kritik unterzogen wurde. Ein Aufkommen sei zweifelhaft, da die ausländische Konkurrenz die gleichen Produkte billiger und besser liefere. Es wurde daher geraten, vorläufig bei Ankauf der Aktien Reserve zu zeigen.

Das traf ihn wie ein physischer Schlag!

Ein Telegramm, das er nach Hause sandte, wurde beruhigend beantwortet, nur befremdete es ihn, daß nicht sein Vater, sondern sein Vetter Königsberger das Telegramm beantwortet hatte. Und etwas dunkel war ihm die Fassung desselben auch: „Unbesorgt, unsere Angelegenheit steht sehr gut!"

Aber lange konnte ihn diese mißliche Sache auch nicht beunruhigen. Hoffte er doch recht bald aus seines Vaters eigenem Munde genauere Nachricht zu erhalten. Wozu also sich erst den Kopf zerbrechen, wenn er an etwas Wichtigeres, an seinen Abschied von Bergers zu denken hatte, an den letzten Sonntag!

Er hoffte, dort nicht wieder Horst anzutreffen. Zwischen beiden war es jüngst zu einem offenen Skandal in der Couleur gekommen. Horst hatte in einem Gartenlokal einen Nichtcouleurstudenten, einen Juden fixiert, und ihn dann angerempelt mit der Begründung, dieser hätte ihn beleidigt. Als der Jude, erstaunt über den unmotivierten Angriff, seine

völlige Ahnungslosigkeit bekannte und sich weigerte, seine Karte zu geben, hatte er ihn angeschnarrt: „Feiger Kerl, krummer Judenjunge!" Darauf wurde der also Beschimpfte totenblaß und gab Horst eine Ohrfeige. Dann kam es zu einer regelrechten Prügelei. Am nächsten Vormittag lehnte Horst's Gegner eine Pistolenforderung mit der Begründung ab, er schlage sich mit keinem „Rowdy!"

Leo hatte ein seltsam gemischtes Gefühl, als er diese Geschichte vernahm. Einerseits war er wütend, daß Horst's Gegner „gekniffen" und sich feig gedrückt hatte; denn seiner Meinung nach hätte er nun erst recht antreten müssen, um als Jude nicht den Vorwurf der Feigheit auf sich zu laden. Andererseits verurteilte er das Benehmen Horst's auch sehr scharf und ärgerte sich über das Schimpfwort „krummer Judenjunge" derart, als ob es ihm gegolten hätte.

Horst brauste auf.

„Natürlich, du wirst den frechen Judenjungen noch in Schutz nehmen!"

Da regte sich in Leo ein Haß gegen den vor ihm Sitzenden, dessen Gewalt er nie geahnt hätte.

„Nein, das nicht. Denkst wohl, weil ich auch ein ‚Judenjunge' bin, um dein straßenmäßiges Wort noch einmal zu gebrauchen. Der Mensch kann ‚frech' sein, ein ‚Junge' sein, warum aber das Schimpfwort ‚Judenjunge' in meiner Gegenwart? Das ist ebenso roh wie dein Benehmen dumm und jungenhaft! . . ."

Dann gab es noch eine lange, heftige Auseinandersetzung, zum Schluß sogar noch, den Tag darauf, einen Ehrenrat, der drei Stunden über die beiderseitigen Beleidigungen beriet, bis endlich der Fuchs gezungen wurde, zu erklären, daß ihm bei dem Worte „Judenjunge" jeder Gedanke an Leo ferngelegen habe. Darauf revozierte denn auch Leo um des lieben Couleurfriedens willen seine heftigen Worte.

Aber das Zerwürfnis zwischen beiden bestand innerlich weiter. Sie reichten sich nie mehr die Hand und behandelten einander mit ausgesuchter Steifheit. Das hatte wieder rückwirkende Kraft auf die Couleur selbst, die, wie Leo instinktmäßig empfand, für Horst Partei nahm. Ja, er glaubte, daß man es nicht ungern sehen würde, wenn er um seinen Abschied einkommen wollte. Aber er nahm sich vor, erst dann es zu tun, wenn er mit seinem Freunde Richard Manzow gesprochen hatte.

Nun noch die neue Perfidie des Fuchsen, ihm jene Börsenzeitung zu senden, ohne ein einziges Wort hinzuzufügen, warum er es getan.

„Hoffentlich treff' ich den Kerl nicht", murmelte er, als er die breite Treppe des Potsdamer Bahnhofs hinaufstieg um nach Wannsee zu fahren.

Ein banges Gefühl ergriff ihn, als sich der Zug pustend und schnaubend in Bewegung setzte. All das Schlimme, was er in der letzten Woche empfunden, sollte heute von ihm fallen, sollte verschwinden vor dem Glück, das der Augenblick, der Tag ihm

brachte. Doch dieses frohe Erwartungsgefühl wurde gedämpft, als er sich sagte, daß er diese Fahrt in diesem Sommer zum letztenmale mache, daß er sie zum letztenmale sehe, daß sie nicht wisse, was sie an ihm verbrochen habe.

Und während der Zug an hellen Häusern, an grünen Wiesen und dunkeln, schweigenden Fichtenwäldern vorbeibrauste, starrte er achtlos hinaus und genoß nicht die Schönheiten der sommerfreudigen Natur. Ihm ging immer ein Wort im Kopf herum, das all seine Gedanken aufsog, das seine Sinne von der Natur wegzog.

„Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?..."

Der Spruch hatte in diesem Augenblicke, in der weichen Stimmung, in der er sich befand, etwas Rührendes, Inniges, das ihn traurig machte.

Er saß am Fenster und achtete nicht der schwatzenden Leute, die neben und vor ihm saßen. Er hörte ihr Sprechen und Lachen wie aus weiter Ferne. Seine Gedanken waren weit, weit ...

„Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?..."

Und er wurde immer trauriger und immer mutloser.

Da kamen die Gedanken der Reue, die er oft unterdrückt, der Verrat an seinem Blondkopf, der Verrat an seinem Lehrer ...

Das Blondhaar seines Mädchens, das weiße Haar seines Lehrers ...

Wie ihn das rührte!

Er hätte umkehren mögen vor Reue und Verzweiflung.

Da pfiff die Lokomotive lang und gellend und hielt prustend und weißen Dampf ausziſchend.

„Morgen, Herr Wolff! Ganz allein heute?“

Er ſah überraſcht auf. Vor ihm ſtand Frau Erna und Fräulein Grete.

Er begrüßte beide Damen.

„Sie wundern ſich, uns hier zu ſehen! Ja, ſehen Sie, wir beide, Grete und ich, haben heute ſchon ganz früh gebadet, dann eine Kahnpartie unternommen. Und nun wollten wir ſehen, wer von unſern Gäſten mit dieſem zehn Uhr-Zuge kommt. Es ſcheint, daß Sie der einzige ſind, der dieſen Zug gewählt hat . . .

„Ich wollte heute einen etwas frühen Zug benutzen, gnädige Frau, weil es heute mein Abſchiedsbeſuch iſt. Und da wollte ich möglichſt lange bei meinem Lehrer verweilen, um den Tag voll auszunutzen!“

„Sie wollen alſo doch fort, Herr Wolff?“ antwortete ſie ruhig, „mein Mann ſprach allerdings davon, daß jetzt das Semeſter zu Ende ſei. Ich beneide Sie nicht darum! Jetzt in dieſem herrlichen Sommer das kleine Neſt aufſuchen zu müſſen, ich käme um alles in der Welt nicht dahin zurück!...“

Und dabei zeigte ihr Geſicht eine Heiterkeit, und ihren üppigen Mund umſpielte ein Lachen, das ſeine Lippen bleich machte. Er verſpürte einen heftigen Stich im Herzen, das Blut ſchien ſchneller durch

die Adern zu jagen, indes er sich mit furchtbarer Anstrengung zwang, ein heiteres Gesicht zu machen und eine passende Antwort zu geben. Immer wieder tauchte aus dem Unterstrom seiner Gedanken das Wort auf:

„Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?" —

Leo freute sich, daß mit dem nächsten Zuge Horst nicht ankam. Auch am Nachmittage kam er nicht. So war er allein mit den drei Personen, von denen er heute auf lange Zeit Abschied nehmen wollte, an welche er sich so sehr gewöhnt hatte.

Er wartete darauf, daß Frau Erna wieder von seinem Abschied sprechen sollte, er lechzte wie ein Fiebernder nach einem Wort des Bedauerns aus ihrem Munde, woran sich seine Sehnsucht klammern konnte wie ein Schiffbrüchiger an einen lebensrettenden Balken im Meere. Nur ein Wort, von dem er fühlte, daß es *ihm* nur galt, nur ein Blick, dessen Inhalt *er* nur enträtseln konnte, wollte er haben, aber nichts hörte er, nichts sah er.

Er fühlte, wie er völlig seine Männlichkeit in ihrer Nähe verlor, wie sein bißchen Energie zu unsichtbarem Hauch verpuffte. Hätte sie gesagt „Bleib", wäre er geblieben, hätte sie gesagt „Geh", wäre er gegangen. Und er hätte beides getan, wie einer, der den Verstand verloren hatte, bewußtlos wie ein Irrer, apathisch wie ein Hypnotisierter.

Er hatte nicht einmal mehr das Gefühl, daß seine Eitelkeit durch seine Erfolglosigkeit empfindlich gekränkt war. Manchmal sogar, wenn er ihre

hohe Medea-Gestalt vor sich wandeln sah, in ihrer Schönheit und plastischem Ebenmaß, verlor er ganz das Bewußtsein von der Lumpenhaftigkeit seiner Wünsche. Nur ein Gefühl beherrschte ihn noch, die Verzweiflung, die Verzweiflung, die keine Träne kannte, nur eine trostlose, mutlose Apathie . . .

„Sie sind heute schrecklich langweilig, Herr Wolff!" sagte sie, als sie nachmittags im Vorgarten der Villa Schröter saßen, dessen Parterrewohnung der Direktor gemietet hatte.

„Abschiedsstimmung, gnädige Frau!" gab er lachend zur Antwort.

Er bemerkte nicht, wie Grete ihm voll ins Gesicht sah.

„Ei, ei, Sie werden doch nicht sentimental werden!" war die Entgegnung Ernas.

„Nein, das nicht! Nur verstehe ich nicht, warum man jedes Gefühl in unsrer modernen, so überaus praktischen Zeit, gleich „sentimental" nennt. Zeigt man einmal eine einfache, naiv sich äußernde Empfindung, gleich wird sie mit dem Worte „sentimental" abgetan und lächerlich gemacht. Und doch wünschte ich, wir fühlten mehr, als wir dächten. „Werther" ist für die moderne Zeit eine komische Figur geworden. Vielleicht ist er gerade viel mehr Mensch als kühle Nordpoldenker. Gedanken machen nicht warm, wohl aber Gefühle . . .

„Danke sehr, hochgeehrter Herr Kandidat" — dabei verbeugte sich Frau Erna drollig — „danke sehr für das gelehrte Kolleg!" . .

Der Direktor und Grete lachten herzlich, und Leo der im ersten Augenblick verblüfft dagesessen, lachte nun herzhaft mit.

„Nun, was macht Ihre Dissertation", lenkte der Direktor das Gespräch plötzlich ab.

„Ein Thema habe ich bereits erhalten, „Darstellung der Sittenlehre des Descartes", nur ist es schade, daß ich in meiner Heimat nur wenig werde arbeiten können aus Mangel an Material. Die Bibliothek fehlt mir, und Sie, Herr Direktor", fügte er mit fröhlichem Gesicht hinzu.

„Na, das ist doch ganz einfach — Sie begreifen — Wolff. Sie bleiben noch vier Wochen hier. Wenn Sie September und Oktober zu Hause sind, ist Ihr Papa auch damit zufrieden, zumal Sie ihm schreiben — Sie begreifen — daß es sich um Ihr Doktor-Examen handelt. Und ob Sie drin in der Stadt wohnen oder hier in Wannsee — Sie begreifen — ist doch ganz gleich! Mein Wirt hat noch mehr Zimmer zu vermieten!"

„Aber Herr Direktor, das kann ich gar nicht annehmen, diese Hilfe! Mein Papa wird gewiß schon zustimmen, wenn er weiß, daß Sie, Herr Direktor, mich zum Bleiben veranlaßt haben, aber . . ."

„Passen Sie auf, Wolff, wie wir beide hier zusammen arbeiten. Sie helfen mir auch — Sie begreifen — bei der Lesung von Korrekturen meines neuen lateinischen Lesebuches. Das ist auch eine Arbeit." —

„Gewiß, Herr Wolff, wenn mein Mann Ihnen

diesen Vorschlag macht! Ich glaube, er ist für Sie am besten", hörte er plötzlich Ernas klare Stimme.

Er sah ihr ins Gesicht, in dem Augenblick, als sie sich erhoben, um ihm eine Tasse Kaffee einzuschänken, den eine dicke Magd eben herbeigebracht hatte. Ihre Augen tauchten tief ineinander. War es das Bewußtsein, ein kleines gemeinsames Geheimnis zu besitzen, oder Freude über ihre zustimmenden Worte, er wurde purpurrot und fühlte es. Das bereitete ihm wieder lebhaftes Unbehagen, daß er rot werden konnte wie ein „Schulknabe".

Darüber lachte sie wieder, so eigen, so ganz eigen!

Und so willigte er ein, nach Wannsee zu ziehen. Nur als Grete einwarf, daß auch Horst's die Absicht hätten, sechs Wochen auf Sommerwohnung, vielleicht auch nach Wannsee zu ziehen, zog ein leiser Hauch von Unmut über sein Gesicht.

Seines Vaters Zustimmung war er gewiß. Und Helene? fiel ihm ein.

Sie konnte zufrieden sein, daß er noch länger in Berlin blieb. Aber die Nachricht von seiner Übersiedelung würde sie außer sich bringen. Deshalb wollte er es ihr erst mitteilen, wenn er bereits in Wannsee wohnte, und zwar brieflich.

Er fürchtete sich vor ihren großen, flehenden Augen.

Den ganzen Abend und Nachmittag über sehnte er sich, von Erna ein Zeichen von Freude darüber zu erhalten, daß er hierblieb. Aber nichts geschah,

selbst als er auf Augenblicke mit ihr allein blieb. Nur in Gretens Gegenwart sprach sie von gemeinsamen Fußpartien und Kahnfahrten.

Das verdroß ihn. Als er ihr beim Abendbrot gegenüber saß, berührte sein Fuß zufällig den ihren. Sie zog ihn gleichmütig zurück und sah ihn an.

Dieser kalte, fremde Blick, wie er ihn verdroß! Vielleicht dachte sie, er habe es absichtlich getan. Das machte ihn wieder rot. Gewiß, sie spielte nur mit ihm. Einmal einen leuchtenden, warmen Blitz aus ihren Augen, daß er wie festgewurzelt stand, als habe er eine süße Erscheinung gesehen, und dann wieder diese abstoßende und zurückweisende vornehme Kälte . . .

Gewiß, sie spielte nur mit ihm. Er hatte noch nie ein solches Weib kennen gelernt, bei dem er als Mann Unterwürfigkeit als Genuß empfand. Sie behandelte ihn als Knaben, und er ließ es sich widerstandslos gefallen. Er empfand eine Art Wollust in dem Gedanken, von ihr wie ein Ding, ein Nichts behandelt zu sein. Das war ein Akt der Gerechtigkeit, weil er mit satanischer Lust eine andere ihres Geschlechts gequält hatte und noch quälte — Helene. Er empfand es wie einen bestimmten, geheimen Rachezug des Schicksals.

Wenn er bei Helene saß, dann empfand er das Gefühl, als ob sie, gebrochen und willenlos, Sklavin seiner Launen war; als er jetzt bei Erna saß, da wäre er glücklich gewesen, wie ein Trunkener, wenn er

weinend den Saum ihres Kleides hätte berühren können.

Und doch, wenn er sie vor sich sah . . .

„Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?...“

Achtzehntes Kapitel.

Leo lag lang auf dem Sofa und starrte, wie er es so liebte, träumerisch in die Luft. Es war am Nachmittag. Das Fenster war geöffnet und ließ den frischen, würzigen Duft des nahen Fichtenwaldes ein, daß ein wohliges Gefühl der Mattigkeit seine Glieder auf das Sofa fesselte. Hin und wieder schweifte sein müder Blick durchs Fenster hinaus in das Stückchen Himmelsblau, das durch die Fensteröffnung hineinlachte, und sein Blick verfolgte träge und apathisch die schneeweißen Wölkchen, wie sie innerhalb seines Gesichtsfeldes erschienen, langsam sich weiter schoben und verschwanden. Es war so feierlich still; denn die Hitze hatte die meisten Bewohner der Villa Schröter in den nahen Wald getrieben.

Manchmal erscholl es zu ihm hinein wie ein weites, weites Lachen und Schreien, manchmal der helle, bellende Anschlag eines aufgestörten Hundes, ein schläfriger Hahnenschrei, sonst alles still.

Er träumte so gern in diesen heißen Stunden. Seine Gewohnheit, stundenlang teilnahmlos seine Gedanken allein fortzuspinnen, zu träumen, zu ruhen, hatte er mehr zugenommen, als nachgelassen. Es war ihm so wohl, in Ruhe zu träumen und an nichts

zu denken; denn des Tages über hatte er so viel, was ihn bedrückte, soviel was vor ihm stand wie eine große Mahnung, wie eine bange Warnung. Wenn er sich nicht selbst zwang, eine gleichgiltige, harmlose Gedankenreihe durchzudenken, kamen sie wieder, die Gespenster trüber Stunden, die Schatten weinender Vorwürfe und erfüllten ihn mit Schmerz. Und sein Schmerz war ein tiefer, nachhaltiger, es war der Schmerz der Reue. Wenn er sein Leben im letzten Jahre überschlug, dann fühlte er seinen Pharisäismus heraus, er sah im Geist sein blasses, blondes Mädchen durch ihn verraten; er wagte im tiefsten Innern leidenschaftliche Wünsche zu hegen, die den alten Mann beschimpften, den er von Jugend auf verehrte und dem er so viel verdankte, den er sich nicht anders ins Gedächtnis zurückrufen konnte, als mit mildem Gesicht und Greisenhaar voll Rührung und Weichheit. Wenn alle diese Gedanken, diese Vorstellungen, diese inneren Gesichter sich langsam über der Schwelle des Bewußtseins hoben und immer höher ihr Haupt emporreckten, dann zeigte sich seine ganze Energielosigkeit, seine seelische Schlaffheit, dann stand er wehrlos ihnen gegenüber und hörte, wie mit tausend Zungen seine eigenen Taten zu ihm redeten, und in ein Meer von Vorwürfen und Reue versank dann sein Herz. Was er in diesen Stunden an heißen Schmerzen und aufrichtiger Reue gefühlt, es war so gewaltig, daß er sich zu den bittersten Vorwürfen verstieg. Er nannte sich gemein, erbärmlich, einen Lumpen, und verfiel auch hier wieder dem extremen

Gefühl der Verzweiflung. Und dabei fühlte er, daß er im Grunde seines Herzens das war, was die Leute einen „guten Kerl" nannten, und war oft ratlos und niedergeschlagen, wie er von seiner vermeintlichen moralischen Höhe so tief habe sinken können, wie er seit einem halben Jahre verwandelt sei.

Diese Gefühle der Verzweiflung und Reue empfand er zumeist an trüben Tagen voll Regen und schwarzer Wolken auch im dumpfig engen Zimmer; in Momenten jedoch, wo er seine Brust vollatmend dehnte in der herrlichen Sommerluft, zumeist im Freien, wenn er das geheimnisvolle Säftesaugen und Weben des Waldes belauschte, und die goldige Sonne erschauernd und brünstig die durstige Erde durstiger küßte, wenn er im Vollgefühl seiner jugendlichen Kraft und Gesundheit sehnsüchtig die Arme ausbreitete im Wald, um einzufangen, was er konnte an Waldesschöne von der Allmutter Natur, dann ward ihm wohl und er ledig aller drückenden Vorwürfe der Reue, dann sah er die Welt wie durch ein hellgelbes Glas, wo das Auge erfreut wurde und das Herz sich sehnsüchtig weitete.

Dann konnte er hell auflachen über seine dummen Gedanken und Gefühle und schalt sich einen „traurigen Philister", der nicht wüßte, was leben und leben lassen hieß, und nun erschrak, wenn er das schöne Wort praktisch betätigen sollte. Dann fand er tausend verschiedene Entschuldigungen, um sich seine „dummen" Vorwürfe wegzudisputieren. Jeder junge Mensch mache einmal dieselbe „große

Dummheit" wie er, nur philiströse Beschränktheit könne sie verdammen, vorurteilsfreie Weltkenntnis müsse sie entschuldbar finden usw. Einmal wollte er zu all diesen Argumenten noch eines hinzufügen, seine Eigenschaft als alter Couleurstudent! Er dachte einmal, eigentlich sei eine Liebelei mit zwei Weibern „feudal und schneidig" . . . aber diese Worte wollten ihm nicht recht über die Lippen, das frivole Lachen erstarb ihm im Munde, er fühlte sich beunruhigt, und dieses neue Argument weckte wieder die alte Reue.

Das war erst gestern gewesen!

Und dann fiel es ihm einmal ein, daß er doppelt zu verdammen sei, weil er Jude! Was hatte er doch immer wieder von der großen ethischen Reformation der Juden gefabelt!

Was war nun aus ihm geworden!

Wie hatte er sie an sich selbst durchgeführt, befolgt, er, der ein Mädchen verführt hatte, der in Gedanken ein Verächter und Vernichter der Ehe, ein Schurke an seinem verehrten greisen Lehrer werden wollte, er, der Jude, der keinen Ausweg wußte aus dem Labyrinth der Verfolgung der Juden als innere Umwertung ihrer ethischen Werte, als eine Regeneration ihrer moralischen Faktoren. Das fiel ihm schwer auf die Seele, schwerer als irgend ein anderes Argument. Wenn e r schon fehlte gegen seine reformatorischen Grundsätze, wenn er schon nicht ein Mensch war, „edel, hilfreich und gut", was sollten erst die anderen tun, die der Judenhaß noch

mehr verbittert hatte und die sich noch mehr einkapselten in die Hülle ihrer Unbräuche und Fehler.

Er wütete gegen sich selbst, aber seine Taten standen hinter ihm und konnten nicht mehr vernichtet werden. Und wenn seine Leidenschaft, die zuweilen zur Verachtung gegen sich selbst stieg, einen ruhigeren Verlauf nahm, dann suchte er sich zu rechtfertigen mit seiner menschlichen Unfreiheit. Dann meinte er, er sei nicht verantwortlich für seine Taten, nicht für die besondere ihm eigentümliche molekulare Struktur seiner Nervenzentren, er sei als Mann polygamisch veranlagt und müsse sich daher seinen individuellen Dispositionen adäquat ausleben und entladen. Das pflegte er immer laut vor sich hinzusagen, wenn er ruhelos im Zimmer auf- und abschritt. Ach, das klang ihm alles so schön und so gelehrt, aber nur seinem Ohre und nicht seinem Herzen. Die alte Gedankenkette, die immer mit einer Anzahl bitterer Vorwürfe endigte, hatte sich durch die Macht der Gewohnheit so fest bei ihm eingeprägt, daß er sie durch keine Rechtfertigung vernichten konnte, mochte er sie sich auch noch so klar darlegen. Er fand nur dann ein wenig Ruhe, und die Vorwürfe verblaßten ein wenig, wenn er aus tiefem Herzen heraus Vorsätze für die Zukunft faßte. Dann trat er energisch auf während des unruhigen Auf- und Abgehens, und seine Lippen preßten sich fester aufeinander, und seine Augen leuchteten lebhafter in der Hoffnung auf völlige Durchführung seines Entschlusses . . . aber wenn er sie wieder sah,

die üppige Gestalt, die spöttischen, liebedurstigen Lippen, den vollen Arm, das kokette Haar, dann wallte sein Blut wieder in heißer Sinnlichkeit, und sein Atem ging heiser, nur seine wilden Wünsche waren wieder da . . . er dieselbe Memme!

. . . Es klopfte, er fuhr auf. Er machte ein trübes Gesicht. Hatte er doch wieder die Reihe der letzten Wochen vor sich vorbeiziehen sehen, mit ihren Freuden, mit ihren Qualen und Vorwürfen, mit ihrer Reue und ihren Entschlüssen. Es klopfte wieder.

„Wer da?"

„Ick bin's."

Leo erkannte die Stimme der Hausmagd.

„Wollen Sie was?"

„Ick hab' 'n Brief for Ihnen!" antwortete sie.

„Geben Sie 'n her!" befahl er kurz.

Mit hochrotem Gesicht, die Arme dunkelrot und bis an die Schultern fast entblößt, stand sie an dem Tisch und sah zu, wie er, trotz seiner geringen Bekleidung wenig durch die Anwesenheit der dicken Magd geniert, den Brief hastig aufriß und ihn überflog. Er wurde unruhig und biß sich auf die Lippen. Er sprang empor vom Sofa, sah auf und erblickte sie.

„Was wollen Sie denn noch hier?" herrschte er sie an.

„De Frau Direktorn läßt Ihnen sagen, Se möchten runterkommen und mit Kahn fahren!" antwortete sie, und sah ihn mit breitem, lachenden Gesicht an.

Er mußte lächeln über die plumpe Vertraulich-

keit, die in ihrem Blicke lag, trotzdem ihn der Brief bis ins Herz getroffen hatte.

„Bestellen Sie der gnädigen Frau meine Empfehlung und sagen Sie ihr, ich müßte notwendig nach Berlin fahren!" sagte Leo jetzt schroff mit abweisendem Ernst.

Die Magd ging, geärgert durch das geringe Entgegenkommen, das sie mit ihrer Vertraulichkeit bei ihm fand, und murrte vor sich hin über den Judenjungen, der sich wunder was einbilde. Na, und den kannte sie aber! Wenn sie doch bloß weiter nachforschen und mehr entdecken könnte. Daß zwischen ihm und der schönen Frau Direktor „was los" war, hatte sie in ihrem Dienstbotenspürsinn längst herausgefühlt. Wenn sie die beiden bloß mal abfassen könnte! Na, dann würde sie aber dem Juden anstreichen! Was dem Kerl bloß immer einfiele. Mal gab er ihr drei Mark Trinkgeld, natürlich als „Jude" konnte er sich ihrer Meinung nach das leisten, ein andermal wieder garnichts, ihrer Meinung nach auch wieder ein rechter schäbiger „Jude"! Sie wollte aber schon aufpassen! Na, und dann . . .

Die beiden Damen standen im Hof und schauten wortlos vor sich hin. Sie waren in Gedanken versunken, und keine wagte die andere mit einem leisen Worte zu unterbrechen. Erst das schwere Stampfen der herankommenden Magd und ihre unwirschen Worte weckten sie aus ihren Gedankenkreisen. Leos Ablehnung verdroß Erna. Es war das erste Mal, daß er eine ihrer Einladungen abgeschlagen hatte.

In der alten Kohl'schen Konditorei in der Jakobstraße saß Leo und las die „Fliegenden Blätter". Aber kein Witz, keine humoristische Illustration vermochte ihm ein leises Lächeln zu entlocken. Er befand sich in einer sonderbaren nervösen Stimmung, die ihn unempfindlich machte für Zeitungsnachrichten, für die schwatzenden, kichernden Mädchen am Nebentische. Alle zehn Minuten sah er nach der Uhr, ob die Zeit der Ankunft Helenens noch immer nicht da wäre. Selten war ihm die Zeit so lang erschienen. Und doch lag es ihm wie ein rauhes Hindernis in der Kehle, daß er husten mußte, wenn er an die bevorstehende Zusammenkunft dachte, und eine ihm unerklärliche Unsicherheit befiel ihn, als er sich nun neben dem blassen Gesicht seines Mädchens sitzend dachte.

Wie sollte er sich entschuldigen, daß er die erste Zusammenkunft vor zehn Tagen plötzlich abgeschrieben hatte, was sollte er sagen, daß er auf ihren vorletzten Brief überhaupt nicht geantwortet hatte? Wie sollte er diesem feinen, blassen Gesicht, diesen großen, blauen Augen etwas vorlügen, wogegen sich sein Wahrheitsgefühl sträubte.

Er versuchte sich einen moralischen Ruck zu geben, sich aufzuraffen, all die selbstquälerischen Vorwürfe abzuschütteln und sich eben als junger Student zu fühlen, als Ritter goldenen Leichtsinns. Und während er sich noch diese schönen Beweisgründe für die Erbärmlichkeit seiner Handlungsweise zurechtlegte, da regte sich in ihm schon wieder der Zweifel

an ihre Glaubenskraft, da wußte er, daß für ihn dieser goldene Leichtsinn schwer war, schwer wie ein Verbrechen. Immer wieder klang durch seine Selbstqualen das monotone Geständnis hindurch: „Du bist ein Heuchler, der an andern verdammt, was du selbst getan. Du bist ein Jude, und hast hohe Worte gegen die schlechten Juden. Du bist ja gar kein Jude, sondern ein Lump, ein ganz gewöhnlicher Lump!..."

Da öffnete sich die Tür, und langsam mit suchendem Blick trat Helene in das kleine Zimmer. Da sah sie ihn, errötete unter glücklichem Lächeln, und streckte ihm unbekümmert um die anwesenden erstaunt sich anblickenden Mädchen beide Hände entgegen. Wortlos nahm er sie. Es würgte ihm wie ein Band die Kehle zusammen, daß er keinen Ton hervorbringen konnte, nicht einmal den Willkommensgruß „guten Abend". Er nahm ihr den Schirm aus der Hand, den großen, weißen Sommerhut von dem Kopf und legte ihn samt dem blauen Sommerjaket auf einen Stuhl. Als er ihr den Hut abnahm, sah er ihren Blick auf sich gerichtet und fühlte, wie ihre Wange einen Augenblick sich gegen seine Hand preßte.

Nun saßen sie beide einander gegenüber und schauten sich wortlos ins Gesicht. Und doch war ihr Schweigen beredt genug, es enthielt tausend Fragen und tausend Antworten.

Durch die Tür trat die Verkäuferin auf sie zu und fragte, was sie wünschten.

„Nun was, Helene?" fragte Leo mit rauher,

etwas vibrierender Stimme. Dann hustete er, als ob er ein Hindernis aus seiner Kehle entfernen wollte.

„Eine Tasse Kaffee", antwortete sie leise und lächelte die Verkäuferin an, wie sie es immer bei Mädchen tat, welche selbst Verkäuferinnen waren.

Das war die erste Frage und die erste Antwort.

„Mir eine Flasche Bier!" fügte Leo hinzu.

Pause.

Sie erhielten das Gewünschte. Beide schauten in das Glas, und während sie die Farbe des Kaffees studierte, verfolgte er die im Bier aufsteigenden Kohlensäurebläschen eifrig. Da geschah es, daß beide gleichzeitig emporsahen und ihre Blicke sich trafen.

Wieder war es Leo, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei.

„Ach, du hast ja heute dein graues Kleid angezogen?" lachte er gezwungen.

„Weil du Grau ja so gern hast!"

„Du bist doch so lieb zu mir, Lenchen, ich weiß garnicht . . ."

„Wieso denn?" unterbrach sie ihn eifrig abwehrend, und sah ihn zärtlich mit großen Augen an. „Du bist so gut zu mir, daß du heute reingekommen bist aus Wannsee. Ich habe mich ja so gefreut, schon so lange, aber, weißt du, Leo, ich weiß ja, daß du nicht immer so fort kannst wie du willst —"

Er war verblüfft! Dieses gute Mädchen! Er atmete auf, als er nun hörte, daß sie keine Entschul-

digungen verlangte, daß sie aus Liebe selbst Entschuldigungen erfand.

„— und du bist ja doch heute bei mir, und ich bin so glücklich, Leo, du Guter, und du bist so gut, nicht wahr, Leo, und dann läßt du mich nicht mehr vierzehn Tage warten. Ich will auch gar nicht mehr fragen nach Bergers und dich nicht mehr quälen. Ich hatte schon solche Sehnsucht, und dann war ich auch ein paar Tage krank, und lag im Bett und —"

„So, mein Lieb", fragte er zärtlich und strich ihr sanft die Hand, „was hat dir denn gefehlt?"

„Es war ja weiter nichts", wehrte sie seine Fragen ab. Sie hatte jetzt plötzlich eine merkwürdige Scheu, ihm mitzuteilen, welcher Art ihre Schmerzen gewesen seien. Sie hatte es sich zwar fest vorgenommen, es zu tun, und nun hielt sie eine sonderbare Scheu davon ab. Merkwürdig! Sie wußte nicht, weshalb. Vielleicht war es nur töricht, ihnen eine größere Bedeutung zuzuschreiben, als ihren gewöhnlichen Unpäßlichkeiten. Und ihren Verdacht? Den mitzuteilen, schämte sie sich erst recht!

Sie beugte sich mit einem blitzschnellen Seitenblick auf den Nebentisch, wo die kichernden Mädchen saßen, nieder auf den Tisch, legte ihren Kopf einen Augenblick auf seine Hand und küßte sie.

Das rührte ihn tief. Auf solche wortlose, verzeihende Liebe war er nicht gefaßt. Und mit seiner Rührung wuchs seine Verzweiflung, seine Selbstquälerei. Vor Stunden noch bei einer andern, die glühende Lavaströme, dampfende Glut in seinem

Herzen emporweckte, und nun bei ihr, bei seinem Mädchen, die ihm alles gab, sich selbst, die ihm . . . Und dabei nannte sie ihn „du Guter!"

Wie ihn dieses Wort rüttelte und packte!

„Du Guter".

Diese beiden Worte waren ihm mehr als eine ganze Reihe selbstquälerischer Vorwürfe. Nie fürchtete er sich vor Mädchenaugen mehr als in diesem Augenblick, wo Helene ihn ahnungslos und glücklich über seine Anwesenheit „du Guter" nannte.

Mit einem Ruck ergriff er ihre rechte Hand, preßte sie gegen seine heiße Stirn und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Nun lachte sie glücklich vor sich hin. Jetzt war sie so zufrieden, so froh, so beruhigt, nun vergaß sie die schändlichen Schmerzen, die ihren Körper gequält und den bösen . . . bösen Verdacht. Nun plauderte sie wieder allerhand. Von ihrer Häuslichkeit, vom Geschäft, von ihrer Kollegin Flora. Nach und nach verflogen bei ihrem Geplauder seine trüben Gedanken, die weinende Reue, und in seinem Herzen setzten sich tausend gute goldene Vorsätze fest, Pläne für die Zukunft. Noch konnte vielleicht alles gut werden, er sich vor sich selbst wieder herstellen. Er war ja noch ein junger Mensch, der der Verführung eines schönen Weibes ja auch einmal unterliegen könnte, so tröstete er sich, aber er könnte darum doch noch bleiben, was er sein wollte, ein ordentlicher Kerl und ein — guter Jude . . . Das war immer der Refrain seiner Gedanken.

So plauderten beide und glaubten sich von Herzen glücklich. Als Helene ihren Kaffee ausgetrunken, verlangte sie jetzt einen Apfelkuchen mit Schlagsahne. Leo lachte über ihren Wunsch; denn das sei ein gutes Zeichen, daß sie ihm nicht mehr zürne. Er habe schon die Beobachtung gemacht, daß sie stets den melancholischen Kaffee liebte, wenn sie böse über ihn sei, daß sie dagegen in Stunden des Glückes mehr zu einem weißumhüllten süßen Apfelkuchen neige. Eigentlich, meinte er lachend, könnte man darüber ein gelehrtes Buch schreiben: „Psychologie der Konditorwaren in Bezug auf die Menschheit im allgemeinen, auf die Mädchen im besonderen, und auf Verliebte speziell usw." Sie lachte hell mit, sah ihm mit hingebender Zärtlichkeit ins Gesicht und hörte seinen neckischen Worten aufmerksam zu. Dann fragte sie ihn wieder über seine Couleur aus; denn mit weiblicher Schlauheit fragte sie alle Dinge, von denen sie wußte, daß sie ihn interessierten.

„Ach, weißt du", fing er plötzlich an, als sei ihm plötzlich ein Gedanke eingefallen; „hast du nicht von einer Kollegin im Geschäft gesprochen, die Flora heißt?"

Sie sah ihn erstaunt an. „Natürlich, das habe ich dir doch längst gesagt. Aber warum willst du denn das wissen, Leo, Lieber, sag' mir warum?" flehte sie. „Ich sterbe vor Neugier!"

Er lachte darüber. „Na, du brauchst nicht gleich eifersüchtig zu sein Lieb! Aus meiner Couleur

poussiert nämlich einer, und zwar der Schlimmste, Max von Horst, die Flora aus deinem Geschäft".

„So, ach die", sagte sie wegwerfend.

„Warum betonst du denn das „die" so merkwürdig? Ist denn was mit ihr? Ist sie wenigstens hübsch?" fragte er und lachte dabei.

„Hübsch ist sie schon", entgegnete Helene eifrig, „aber mit der ist ja nichts los. Die taugt nichts. Ich mag sie nicht leiden!"

„Na, wenn sie hübsch ist, dann wird schon mit ihr was los sein", meinte Leo etwas studentisch-frivol. „Warum taugt sie denn nichts?"

„Von drei Stück hat sie sich schon abholen lassen, so lange sie bei uns im Geschäft ist!" protestierte Helene eifrig.

„Na, was ist denn dabei", heuchelte er erstaunt, „sie will sich halt a bissel amüsieren, und mein Couleurbruder Horst versteht den Rummel!" Dabei schaute er sie prüfend und belustigt an; denn er wußte, wie sie immer über ähnliche leichtsinnige Worte zürnte.

„Aber Leo, pfui!" schalt sie energisch, und lebhafte Röte stieg ihr in das Gesicht. „Wie kannst du denn so was sagen! Das ist unrecht, wirklich sehr unrecht von dir, immer so was zu sagen! Ach, geh nur", wehrte sie ihn ab, als er belustigt von ihrem mädchenhaften Zorn und erregt von ihrem rot überhauchten Gesicht, ihr Gesicht streicheln wollte, „ich will gar nichts mehr von dir wissen! Du bist schlecht, und es ist wirklich sehr unrecht von dir",

hub sie von neuem an, und lachte nun schelmisch mit, als er sich über ihren Zorn belustigte.

„Na, Blondkopf, es war ja gar nicht so bös gemeint", begütigte er sie, „nimm dich nur vor deiner Kollegin in acht, sonst plaudert sie alles Horst aus, und wenn der erst alles von uns weiß, dann ist des Ulkens und Radaumachens in der Couleur kein Ende".

Da sah sie erschrocken auf. Die Uhr schlug zehn Uhr.

So schnell war ihr die Zeit vergangen, klagte sie schmollend, und sie daure immer so lang, wenn er fort sei.

Als sie auf der Straße waren, meinte sie, wenn er noch einmal nicht käme, wie er versprochen, würde sie ernstlich mit ihm böse werden und ihn überhaupt nicht mehr sehen wollen usw.

Leo lachte. Sie schüttelte mit ernsthafter Miene den Kopf, obgleich ihre lachenden Augen das Gegenteil sprachen.

„Sag mal, wie böse könntest du mir denn werden?" fragte Leo. Erst sah sie prüfend und nachdenklich zu dem schwarzblauen Sternenhimmel empor. Dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn heftig. „Siehst du, so böse!" lachte sie glückselig.

„Aber Helene", wagte er einzuwenden, „hier auf der Straße!"

„Ach, was gehen mich die Leute an", antwortete sie abwehrend, „wenn ich dich doch so sehr lieb habe!"

„Mein Lieb, mein Blondkopf", flüsterte er zärtlich und preßte sie an sich . . .

Als sie vor der Tür ihres Hauses Abschied nahmen, mit zahlreichen Zärtlichkeitsworten und -beweisen, da fühlte Leo, daß er bei ihr noch rein sein und rein fühlen konnte. Als er mit diesem Gefühl nach den ewigen Sternen aufblickte, da war es ihm, als fiele von seiner Seele alles Staubige erdenwärts, als gäbe es unter den Sternen noch Erlösung und Heil für ihn.

Und auch sie schlummerte heute ein, glückselig wie lange, lange nicht! . . .

Werther, der Jude.

Drittes Buch.

Neunzehntes Kapitel.

Wieder war Helene ins Geschäft eingetreten, und wieder war ihr erster Blick auf ihren Platz gefallen. Und richtig, da lag ein Brief. Hastig nahm sie ihn und erkannte sofort seine Handschrift. Sie war erregt und lief in das Hinterstübchen, nachdem sie undeutlich dem Herrn Chef „Guten Morgen" gewünscht hatte, riß ihren Hut, ihr Jaket ab und setzte sich zitternd auf den Stuhl. Sie fühlte sich so matt, und das Herz klopfte so stark, daß sie einen Augenblick regungslos auf den Brief starrte, ohne ihn zu öffnen. Nun las sie ihn. Ihre Hand zuckte hin und her, und endlich fielen ihr zwei große Tränen in den Schoß. Leo entschuldigte sich, daß er die letzte Woche nicht hatte hereinkommen können, aber er hoffe nächsten Montag sie bestimmt abholen zu können. Auch habe er ihre letzten Briefe erhalten, aber aus Mangel an Zeit nicht beantworten können. Das war also der Brief, den sie mit sehnsüchtigem Herzen erwartet! Ihr schien der Ton so kalt, so frierend kühl und die Anrede „Liebe Helene" und der Schluß „Gruß, dein Leo" desgleichen, und doch konnte er so warm sprechen, so liebevoll schreiben, und warum

dieses Mal nicht? Warum konnte er diese Woche nicht nach Berlin zu ihr hereinkommen? Warum hatte er drei lange, liebe Briefe nicht beantwortet? Er hatte gar keinen Grund angegeben und war doch sein eigener Herr. Ach, nun fiel es ihr ein, er wohnte ja bei der schönen Frau, von der er so oft scherzhaft erzählt, und sie hatte auch noch eine Tochter und auch einen Mann, den er verehrte als seinen Lehrer; ja, sie schienen ihn nicht fortlassen zu wollen, ihn nicht entbehren zu können. Er mußte gewiß immer bei ihnen sein, mit ihnen plaudern, sie unterhalten, den Damen den Hof machen, dafür war er ja Couleurstudent gewesen. Er müßte es tun, das hatte er ihr einst lachend gesagt.

Aber Eifersucht empfand sie doch. Er kann ja alle drei achten, unterhalten, vergnügen, aber Liebe, Liebe fand er nur bei ihr, und sie mußte ihm stärker wiegen, als alle drei. Warum kam er nun nicht, warum nicht . . . Montag erst, und heut ist Donnerstag, noch drei, vier Tage . . .

Sie stützte den Kopf nachdenklich und betrübt in beide Hände.

„Guten Morgen, Fräulein Ernesti!"

Sie fuhr auf und erblickte ihre Kollegin Flora Schneider, die schnell die ganze Lage überschaut hatte. „Machen Sie aber ein Gesicht! Sie haben wohl einen dummen Brief bekommen? Wer wird denn gleich am frühen Morgen so'n Gesicht machen! Na, wer morgens weint, lacht abends. Sie kennen ja das Sprichwort!"

Es war ihr sehr unangenehm, daß dieses Mädchen Zeugin ihrer Stimmung gewesen und ihren Brief gesehen hatte. Sie konnte sie nicht leiden, gerade, weil sie sich immer bemühte, aller Welt gegenüber freundlich zu sein. Sie nannte das „katzenfreundlich". Darum antwortete sie kurz:

„Nein, Sie irren sich. Der Brief ist nicht daran schuld. Ich hatte nur Kopfschmerzen!"

Flora zog die Oberlippe ein wenig herauf. Sie hatte allerlei Bedenken. Sie war doch nicht so dumm, das zu glauben, was die hochmütige Helene ihr vorredete, diese Tugendjungfer, die so wenig Worte sprach und doch so viele für sich einnahm. Sie haßte sie instinktiv. Sie wußte aber genau, wenn ein junges Mädchen am frühen Morgen mit einem Brief im Schoß dasitzt, mit gefalteten Händen, und schmerzlich vor sich hinstarrt, und totenblaß ist und müde und schleppend, dann, na, dann war immer „der Liebste" schuld. Entweder hat er abgeschrieben — auf immer, oder sie fühlt sich schuldbewußt . . . Sie wußte das aus Erfahrung . . . Na, sie nahm sich vor, aufzupassen.

Ihre Augen funkelten sonderbar, als sie langsam Jaket und Taille auszog, um ihre Arbeitstaille anzuziehen.

„Soll ich Ihnen helfen?" rief Helene, und schon war sie aufgesprungen und hielt ihr die Taille, bis sie beide weißen Arme in die prall sitzenden Ärmel eingezwängt hatte.

Und während Helene hinter ihr stand und ihr

half, da schwirrte ihr mancherlei durch den Kopf, was sie gestern Abend erfahren. „Ihr" Max — sie kannte ihn erst seit vier Wochen — hatte ihr von seiner Studentenverbindung erzählt, daß sie eine der schneidigsten und königtreuesten Verbindungen sei, und daher keinen Juden aufnähmen — einen hätten sie freilich, der sei aber schon lange drin, einen ruhigen Philister, den sie eigentlich kennen müsse; denn seine „Liebste" sei in demselben Geschäft, wie sie. Das hatte sie höchlichst überrascht und erfreut — es konnte ja garnicht anders sein . . . Helene war das. Na, sie würde ihr das nächstens ins Gesicht sagen, und dann müßte sie eigentlich froh sein, daß ihr Geheimnis in so guten Händen wäre. Ja, diese Helene — diese Stillen sind immer die Schlimmsten.

„Aber, Fräulein Ernesti, Fräulein Schneider, wo stecken Sie denn? Was machen Sie denn da hinten?" ertönte die unwillige Stimme des Chefs.

Hastig eilten sie hervor.

„Wollen Sie hier die Briefe besorgen, Fräulein Ernesti, und Sie, Fräulein Schneider, sorgen für die Ablieferung der Kommissionen. Ich habe jetzt einen Geschäftsgang zu besorgen und möchte, daß Sie sich ordentlich ranhalten. Leider fehlt das jüngste Fräulein wieder mal". Damit verschwand er.

Es war im Geschäft ziemlich still, es schlug eben erst neun Uhr, und so früh kam kein Kunde, um zu kaufen. Auch die beiden Mädchen waren still; denn sie hatten beide ihre Aufträge auszuführen, und

beide spannen innerlich die Gedankenkette fort, die sie, jede für sich, angefangen hatten.

Helene stand vor dem hohen Pult und beantwortete die eingelaufenen Briefe.

Wie ihr das Stehen schwer wurde! Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sie zuerst eine gewisse Mattigkeit gefühlt, und Tag für Tag wuchs dieses Ohnmachtsgefühl und zwang sie, in immer kürzeren Pausen sich hinzusetzen und sich auf einige Augenblicke auszuruhen. Aber das konnte sie ja nur, wenn der Chef nicht da war, sonst mußte sie sich mit großer Gewalt zwingen und die Zähne zusammenpressen, damit sie ihre Mattigkeit überwand und standhaft stehen blieb. Wie unsagbar schwer ihr das wurde, wenn der Chef eine Stunde im Laden war! Wie oft hatte sie die Knie zusammengedrückt, sich an das kalte Holzpult gepreßt und es mit beiden Händen festgehalten; denn sie wollte sich nicht vor den Augen ihres Chefs auf einem Stuhl ausruhen. Was hätte er von ihr denken sollen? Einige Male hatte sie es nicht ausgehalten: diese schwere, erdziehende Müdigkeit, diesen hämmernden Kopfschmerz, diese stechenden Schmerzen in der Brust, wenn sie diese an das Pult drückte, und dann hatte sie sich auf einen Augenblick ins Hinterzimmer geflüchtet, mit schleppendem Gang und müden Sinnen, und war apathisch auf einen Stuhl hingesunken.

Wenn sie saß, dann war ihr wohl, so wohl!

Und Tag für Tag hatte dieses Übelsein zuge-

nommen, keine Stunde des Stehens verging, ohne daß es lauernd sich bemerkbar machte.

Wenn sie nur wüßte, was das war.

Aber zum Arzt zu gehen, wagte sie nicht, und obwohl sie die Gründe für diese Weigerung insgeheim wie einen dunkeln Unterstrom in der Seele fühlte, zitterte sie davor, sich klar zu machen, warum sie sich vor dem Arzt und seinem forschenden Blick fürchtete. Auch hatte sie zu Hause wenig von diesen Übelseinanfällen zu befürchten, da sie ja dort zumeist saß. Aber auch zu Hause oft diese schwerfällige, niederziehende Mattigkeit, und morgens, wenn sie aufstand, dieser Reiz zum Brechen . . .

Was war das nur?

Und dann war sie so reizbar; sie schrak zusammen, wenn die Tür polterte, wenn ein schwerer Wagen vorbeirasselte, wenn ihr kleiner Bruder schrie, wenn ihre Schwester Klavier spielte . . .

Was war das nur?

Und heute wieder! Ach, so ungern war sie noch nie ins Geschäft gegangen, so matt und träge fühlte sie sich noch nie, so übel war ihr noch nie, so heftige Brustschmerzen und starkes Ziehen hatte sie noch nie gefühlt, und dazu eine Arbeitsunlust, daß sie am liebsten die Feder hingeworfen und sich lang auf den Boden hingelegt hätte.

Und Leo . . .

Er . . . dieser Brief . . . und Montag erst, heute erst Donnerstag, heute erst Donnerstag, und noch drei, vier Tage . . .

Wie ihr das wieder im Kopfe hämmerte, in der linken Schläfe mit unheimlicher Regelmäßigkeit! Die Feder glitt ihr aus der Hand, und schwer sank sie auf den nahen Stuhl.

„Aber, Fräulein Ernesti, was ist Ihnen denn heute bloß? Sie sind wirklich krank", rief Flora, erschrocken von ihrem Paket aufsehend. Ihr Ton war ehrlich und teilnahmsvoll; denn das Mädchen mit dem blassen Gesicht und den schmerzlichen Augen tat ihr in diesem Augenblicke wirklich leid. „Ich werde Ihnen ein Glas Wasser holen!" Hurtig rannte sie aus der Hintertür in den Hof, und nach kaum einer Minute war sie wieder da.

„Ich danke Ihnen sehr; Sie sind zu freundlich!" antwortete sie matt. „Es ist ja nichts; Sie wissen ja, ich leide oft daran!"

„Wie können Sie sich nur eines Briefes wegen so aufregen! Versteh' ich garnicht! . . . Ja, ja, die Liebe! —" meinte sie lachend, und sah sie dabei prüfend an.

Helene fuhr auf und sah sie groß und starr an. Wußte sie was? Von wem wußte sie es? . . . Aber, nein, sie konnte ja nichts wissen und schien nur eine Vermutung auszusprechen; denn sie lachte ja so harmlos und mit so fröhlichen Augen.

„Wie können Sie das denken? Ich und lieben! Nicht wahr, es war ja bloß Spaß von Ihnen?" Langsam erhob sie sich und guckte ihr halb ängstlich und halb besorgt ins Gesicht.

„Na, weiß schon! Spaß . . . Nun, ich weiß,

was ich weiß", lachte sie und prüfte Helenens blasse Mienen aufmerksam.

„Ach, Sie sind neugierig! Sie wollen mich bloß aushorchen. Na, ja, der Brief, und da denken Sie . . . Es ist aber drollig!"

„Liebes Fräulein, tun Sie nicht so! Ich weiß so mancherlei. Man hat ja auch abends seine scharfen Augen, und dann, und dann so manches andre!" entgegnete sie, und zerbiß mit ihren weißen Zähnen einen dünnen Bindfaden.

Da flackte es plötzlich in Helenen auf. Nun stand es ihr klar vor Augen. Sollte Leo recht haben? Verkehrte sie nicht mit einem seiner Couleurbrüder? Wie hieß doch der? Horst! Dieser wußte ja von ihrem Verkehr und hatte es sicher Flora mitgeteilt, als Sonderbarkeit, daß zwei Couleurbrüder Mädchen aus demselben Geschäft liebten . . .

Liebten? . . .

Ach, nein, wie konnte dieses Mädchen lieben? Sie war ja erst ein Vierteljahr hier im Geschäft, und schon war es der Dritte, der sie abholte . . .

Was kümmerte sie das? fiel ihr jetzt ein.

Sie sammelte mühsam ihre Gedanken.

Ja, richtig, sie stand vor dem Mädchen, das von ihrer Liebe wußte, und nun mußte sie um jeden Preis erfahren, *was* sie wußte. Sie hatte ja ein böses Gewissen — und das Herz schlug ihr hörbar bis in den Hals hinauf. — Sie konnte ja nichts anderes wissen, als die einfache Tatsache ihres Verkehrs, weiter nichts, gewiß, weiter nichts.

Ach, und wenn doch, wenn doch . . .

Sie zitterte.

„Sagen Sie mir, Fräulein, bitte, bitte, was wissen Sie? Garnichts können Sie wissen?“ flehte sie und ließ die Feder fallen.

Flora lachte über das ganze Gesicht. Wie dumm! Sie verriet sich ja immer mehr!

„Ach Gott, garnichts weiter. Er heißt Leo Wolff, ist Student und ein Jude und in derselben Couleur wie mein Max, das ist alles, weiter weiß ich gewiß nichts, garnichts weiter, wirklich nichts!“ entgegnete sie, und die letzten Worte betonte sie absichtlich langsam und sah sie dabei forschend an; denn Helenens unsichere, bange Augen hatten sie stutzig gemacht.

„So, so“, sprach diese, aufatmend, als ob ihr ein Stein vom Herzen genommen wäre, „da ist ja auch garnichts weiter dabei! Nicht wahr?“

Flora lachte. Nein, dieses Mädchen war aber auch zu dumm. Wie konnte sie bloß! Sich so zu verraten! Nein, da war sie doch viel heller.

Sie lachte noch immer.

„Was soll denn weiter dabei sein? Wir jungen Mädchen im Geschäft wollen uns amüsieren, lassen uns abholen, ausführen, und man amüsiert sich gegenseitig!“

Ihr Lachen berührte Helene unangenehm; denn sie fühlte seine Frivolität heraus. Hastig trank sie das Glas Wasser aus und ging wieder an das Pult.

Fünf Minuten lang hörte man nichts als ihre

schweren Atemzüge und das Kritzeln ihrer Feder, während Flora noch einige Pakete polternd auf dem Ladentische zurecht machte und vor sich hinpfiff, allerhand lose Operettenmelodien, bis ihr das Lied am besten gefiel:

„Heimliche Liebe, heimliche Liebe,
Von der kein anderer etwas wissen darf!"

Helene fand Pfeifen aus dem Munde eines Mädchens abscheulich, aber sie bezwang ihren Unwillen, um sie nicht zu verletzen, die vorhin so freundlich zu ihr gewesen war. Mechanisch schrieb sie weiter. Der eine Gedanke verließ sie nicht: noch vier Tage, vier Tage, ehe sie ihn wieder sah! Aber der Gedanke an das Wiedersehen machte sie so glücklich, daß ein feines Lächeln auf einige Augenblicke ihr blasses Gesicht verschönte.

Ach, wenn sie ihn sah, wenn sie ihn küßte, dann war ja alles gut, alles wieder gut . . .

Flora war mit ihrer Arbeit fertig. Es war doch so langweilig, dieses Hervorsuchen und Einpacken, Zusammenbinden und Beschneiden, daß sie herzensfroh war, ihre Arbeit beendet zu haben. Trällernd ging sie hinter dem Ladentisch hervor, warf noch einen Blick in den hohen Spiegel, ordnete ihre kecke Ponyfrisur und zupfte ihre Trikottaille herunter, daß ihre volle Büste drall und prall zur Geltung kam. Dann ging sie vor die Ladentür, blickte die eifrig schreibende Helene mit einem Viertelsseitenblick an und guckte hinaus auf die Straße. Das war ihre liebste Beschäftigung, dem Leben und blutvollen Treiben der

Straße zusehen zu dürfen, vorausgesetzt, daß in kurzen Zwischenpausen junge Herren vorbeikamen, mit denen sie kokettieren und lachen konnte; denn sonst war ihr das Leben auf der Gasse höchst gleichgiltig. Was kümmerten sie die alten Steinklopfer, die mitten auf dem Damm hämmerten und pochten daß man sich die Ohren zuhalten mochte, was die Rollwagen und ihre Kutscher, die drüben den ganzen Tag Kisten auf ihre Wagen luden. Sie fand die Leute mit ihrem Fleiß einfach dumm. Warum machten sie es nicht wie sie? Gearbeitet wird nur, wenn der Chef da ist!

Sie konnte diese arbeitsamen Leute überhaupt nicht leiden, die Arbeiter nicht, die sich Handschuhe bei ihr kaufen wollten. Die hatten immer solche rissige, rote Hände! Aber da drüben im Konfektionsladen und in der Materialwarenhandlung! . . . Richtig, da standen sie auch wieder alle vier innerhalb der Ladentür und starrten zu ihr hinüber und suchten durch allerhand Kapriolen an Schnurrbart und Frisur und Handbewegungen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Da konnte sie wenigstens alle ihre Kokettierkünste zeigen und alle vier gleichzeitig „verrückt machen", oder wie sie es nannte, „aufregen". Diese beiden bezeichnenden Worte liebte sie; denn bei allen ihren Liebhabern hatte sie diese gehört und sie sich gemerkt. Sie machte ein höchst hochmütiges Gesicht, als sie jetzt langsam die lachenden Ladenschwengel prüfte; denn als obersten Grundsatz ihrer Koketterie hatte sie: Je unnahbarer sie

schien, desto sicherer war die Wirkung! Und dann waren da drüben vier auf einmal, und sie wollte allen gleiche Huld zeigen und es mit keinem verderben. Doch da, im Konfektionsgeschäft regte sich's auch; sie fühlte sich zwar sehr geschmeichelt, aber das waren ja „Judenjungen", und einer besaß dazu noch eine lange Nase, und wenn der ein liebenswürdiges Gesicht zog, erinnerte sie das immer an einen Schimpansen. Dieser Vergleich gefiel ihr außerordentlich. Max hatte ihn ja neulich auf eine lange Judennase angewandt.

Sie lachte . . .

Sich mit einem Juden abgeben? Nein, oder er müßte reich sein, daß er ihr die teuersten Sachen kaufen konnte, sonst würde sie gewiß mit keinem Juden gehen. Na, so dumm! Wie konnte die Helene das bloß tun?

Damit war sie wieder bei ihren alten Gedanken angelangt. Warum hatte sie bloß so lange gefragt, w a s sie wüßte? Richtig, da fiel ihr ja ein, daß ihr Max einen drolligen Auftrag gegeben hatte. Sie sollte mal ausforschen, wie weit Helene mit diesem Juden gekommen war, ob sie es herausbekäme, daß beide schon . . . so gemütlich mit einander verkehrt hätten. Ach, was hatte Max doch, als sie bei ihm in der Wohnung war, für einen drolligen Ausdruck gebraucht . . . sie dachte nach . . . ach ja, ob sie schon „zwei Herzen und ein Gedanke" gewesen wären. Sie fand den Ausdruck in dieser Anwendung äußerst komisch und lachte, daß die jungen Leutchen drüben

sich ob dieses entgegenkommenden Lachens heftiger ihre Schnurrbärte strichen; denn jeder hielt sich für unwiderstehlich, und jeder träumte von einem Ziel, einem Endziel.

Wenn sie es nur erfahren könnte, was die beiden, Helene und Wolff, mit einander vorgehabt hätten! Sie konnte doch dem Mädchen nicht diese Frage, diese delikateste aller Fragen, ins Gesicht sagen, denn sie fühlte sich vor diesen reinen blauen Augen unbehaglich. Sonst war sie gar nicht schüchtern und hatte im Kreise ihrer intimen Freundinnen keine, die sie in zotigen „Witzen" übertraf. Aber dies geschah nur, wenn man „unter sich" war; denn öffentlich galt man ja, als hochachtbares, anständiges, solides Bürgermädchen, das sich mühsam seinen Lebensunterhalt verdienen mußte. Wenn sie nur ans Ziel kommen konnte!

Da hörte sie wieder hinter sich, wie Helene sich matt auf einen Stuhl fallen ließ.

Nun ahnte sie es!

Sollte dieses Unwohlsein! . . . Vielleicht ein Zeichen . . .

Ach, sie kannte ja dieses Zeichen mit einem Male in seiner ganzen unheimlichen Konsequenz aus ihrer Jugend her; vor fünf Jahren, da war sie kaum sechszehn Jahr alt gewesen, da hatte sie es auch gehabt; er war Student . . . Mediziner, und das war gut, ein Mediziner ist in solchen Fällen immer gut . . .

Plötzlich wandte sie sich um und ging auf

Helene zu. Sie sah sie einen Augenblick wie triumphierend an und fragte: „Sagen Sie mal, Fräulein, haben Sie denn das Übelsein schon lange?"

„Vielleicht vierzehn Tage! Vorher niemals!"

„Und alle Tage regelmäßig?"

„Ja".

„Vielleicht haben Sie etwas gegessen, Magen verdorben? Können Sie nicht was zum Brechen einnehmen?"

„Ach nein, das ist es nicht. Jeden Morgen habe ich starken Brechreiz und auch so ein starkes schmerzhaftes Ziehen in der Brust!"

Flora verschlang förmlich ihre Worte. Sie wußte genug. Das war es ja, was sie als Backfisch von sechzehn Jahren auch gespürt hatte, bis ihr Mediziner . . . Das war also die hochnäsige Helene, die sich so abfällig über ihre „Verhältnisse" geäußert hatte, und nun war sie in aller Augen entehrt, wenn sie, Flora, es hinausrief in die jeden Klatsch und jede „Sünde" so gern aufschnappenden Menschen; hei, nun war sie in ihrer Hand, und nun wollte sie den Haupttrumpf ausspielen. Sie wollte es ihr ins Gesicht sagen, daß sie . . . Mutter werde.

Ja, das wollte sie tun. Dieser Hauptschlag würde ihr Gewißheit geben.

Ein klein wenig fühlte sie aber doch Angst.

Doch widerlegte sie sich dieselbe, indem sie sich sagte, wenn Helene solch ein Gänschen sei und ihren Zustand nicht kenne, so müsse man ihn ihr enthüllen.

Jetzt sei noch Zeit, sie zu retten. Es gibt ja so viel Ärzte! . . .

„Wissen Sie, was Ihnen fehlt?“ sagte sie leise flüsternd der ahnungslos aufschauenden Helene zu.

„Nun, was denn? Das wissen Sie d o c h nicht“, lachte sie trüb und ängstlich.

Da neigte sie den Mund ihrem Ohr zu und flüsterte ihr etwas zu. Mit einem Ruck stieß Helene sie von sich und brach ohnmächtig zusammen.

Zwanzigstes Kapitel.

Seit dem Tage, an dem Helene diese geheimnis- und verhängnisvollen Worte von Flora vernommen, war ihr Wesen noch unstäter. Sie glaubte sich verwandelt und kam sich selbst fremd vor. Ihr Angesicht war noch blasser und durchsichtiger geworden, ihr Benehmen wechselte wie Schatten und Licht, eben noch starr, düster, zum Sterben traurig, dann wieder unheimlich aufgeregt, ruhelos. Jetzt nervös, daß sie für ein lautes Lachen einmal ihren kleinen Bruder geschlagen hatte, und als er dann sie mit großen Augen ansah und heulte, hatte sie ihn mit erstickenden Küssen beruhigt.

Immer und immer wieder hatte sie sich gegen den Gedanken gesträubt, den ihr Flora heimtückisch eingeimpft hatte, und ihn von sich abzuschleudern gesucht, wie der Vogel einen Tropfen Tau vom Gefieder.

Sie überhäufte sie mit Vorwürfen, suchte ihr den Verdacht auszureden — freilich jetzt, insgeheim, jetzt wo sie im Bett lag und die Decke bis an den fröstelnden Hals emporzog, insgeheim nur; denn von morgen ab wollte sie in Wirklichkeit kein Wort

mehr zu dieser frivolen, heuchlerischen Schlange sprechen. Und dann wieder, wenn sie alle Gründe sich hergesagt hatte, die ihren Verdacht entkräften sollten, dann sah sie unter, ganz unter allen Gründen sich wieder den Schlangenkopf des Verdachtes emporrecken und langsam steigen, bis er wieder vor ihr stand in ganzer fürchterlicher, herzstockender Konsequenz, mit seiner ganzen Schande.

Dann fühlte sie den Puls langsamer schlagen, eine eisige Kälte überlief ihren Körper, daß sie sich vergrub bis an die Haarwurzeln in das Bett, als glaubte sie, unter der Bettdecke kämen die bösen weinenden Gedanken nicht wieder, wie ein Kind, das sich in der Dunkelheit im Bettchen fürchtet und sich unter der Bettdecke ängstlich verkriecht. Ach, der Gedanke, daß Flora Recht haben könnte, mit ihren schrecklichen, boshaften Worten, verließ sie nicht.

Dann wurde ihr wieder unter der Decke heiß, daß heller Schweiß auf der Stirn perlte und sie ungestüm das Deckbett auf die Seite warf, daß ihr weißer Körper durch die gespenstische Dunkelheit schien, wie die bleichen Gebeine einer Toten.

Aber ihre schlimmen weinenden Gedanken blieben, als wären sie mit Widerhaken im Gehirn befestigt, und jemehr sie daran riß, um sie herauszuziehen, desto fester hakten sie sich ein, desto schmerzlicher hämmerte es ihr im Kopfe. Wer ihr nur Erlösung, nur Entschluß geben könnte?

Einen Arzt aufsuchen?

Nein, nein, schrie es in ihr. Nur keinen Fremden!

Ihre Mutter?

Nein, nein, sie jagte sie aus dem Hause auf die Straße, denn seit einem Vierteljahr hörte sie kein freundliches Wort von ihr. Und Leo? Ach, sie schämte sich zu Tode, es ihm zu gestehen.

Gestehen? . . .

Was denn gestehen?

„Ich habe ja nichts zu gestehen, ich habe ja nichts, ich weiß nichts, du mein Geliebter!" wimmerte sie leise. „Ich habe es ja getan, dir zu liebe . . . weil du mich so seltsam geküßt hast . . .!"

So weinte sie und schluchzte die lange Nacht und fand keinen Schlaf. Dann richtete sie sich sitzend im Bett auf, zog ihre Kniee an die Brust und hockte in dieser Stellung stundenlang im Bett.

Das Hemd war von ihrem linken Arm geglitten, und schwer und schwerer sank der Kopf, und das volle Haar fiel nieder über die Schulter auf die weiße, junge Brust.

Wie ihr die Lippen brannten, wie sie vergebens rang, ein stammelndes Gebet um Rettung zu finden, wie es ihr in den Augenlidern zuckte, daß die Tränen langsam und heiß niedertropften auf ihre Hand und auf die Brust, auf die Knie.

So namenlos unglücklich hatte sie sich noch nie gefühlt . . . „Wie habe ich das verdient", schluchzte sie, „es war doch so gut, so gut, was ich getan, und er hatte so oft gesagt, was man tut aus

ganzem Herzen, mit tiefer Liebe, das sei immer gut, das hat er gesagt" . . .

Da dachte sie daran, wo er jetzt sei, wie ruhig er schliefe. O, er würde schon zu ihr kommen, wenn er wüßte, wie schwer sie litt, er würde sie wieder auf den Schoß nehmen, mit beiden Händen den Kopf halten, ihr den Mund küssen und die Augen und das Haar . . . und er würde sie wieder seinen Liebling, seinen Blondkopf nennen, gewiß, er würde ihr helfen . . . Und sie schloß die Augen und dachte an ihn und sah ihn vor sich, mit seinen dunklen, tiefen Augen und dem schwarzem Haar, und hörte ihn sprechen, so klug, daß sie sich so einfältig vorkam. Und wie er lachen konnte, . . . und küssen! . . .

Ihre Augenlider wurden müder und müder, und mit dem glücklichen Gedanken an den Geliebten schlief sie in später Nacht ein.

Der Mond hatte mit glänzendem, blankem Silberlicht zugesehen. Nun rollte er weiter durch die dunklen Wolken und ruhte nun allein, rund und behäbig in bleichem Glanze am Himmel. Jetzt traf ein breiter Silberstreif die Wand, jetzt das Bett der Schlafenden, und nun flutete es silbrig und kühl über sie hin und liebkoste das Gesicht der Bleichen noch weißer. Sie schaute friedlich aus, nur auf den Backen lagen zwei große Tränen . . .

Am nächsten Morgen erwachte sie schwer und müde. Sie fühlte sich wie zerschlagen, denn sie hatte zu kurze Zeit geschlafen. Noch halb im Schlaf erhob sie sich; denn sie hatte die Gewohnheit, sofort

nach dem Erwachen das Bett zu verlassen. Mechanisch zog sie sich an; sie fühlte sich so matt, und ein dumpfer Hammerschlag lag pressend an beiden Schläfen. Wie wohl tat das kalte Wasser ihrem Gesicht! Eben schlug die Uhr acht. Nun mußte sie sich beeilen, denn um halb neun mußte sie im Geschäft sein. Bei dem Worte Geschäft fiel ihr die ganze lange Gedankenkette ein, die sie gestern gedacht hatte, so oft, so unzählige Male oft, daß sie fast mechanisch sich abspann. Geschäft — Flora — ach, ach, ihre Worte, — was soll das werden — Leo, komm, komm, Leo — — Montag noch drei Tage, drei Tage . . .

Sie lehnte sich an den Waschtisch, denn sie zitterte am ganzen Körper.

Da war es wieder.

Da war es wieder — diese ziehende Schwere in den Beinen, dieser keuchende Reiz zum Brechen.

Das hatte ja Flora gesagt . . .

Diese Anzeichen! . . .

Mühsam paßte sie die enge Taille ihrem Oberkörper an, es schien ihr, als ob ihre Brüste so stark und weich geworden wären, daß sie den Atem einhalten mußte, um die Taille zuknöpfen zu können. Auch war sie so empfindlich, wenn sie dieselben berührte, und die Adern schienen blau und klar durch die weiße Haut. Ach, nun hatte sie wieder jenen zum Sterben traurigen Verdacht. Das Gefühl, körperlich verwandelt zu sein, hatte sich so fest in ihrem Gehirn eingebohrt, daß sie förmlich darnach

suchte, an ihrem Körper Veränderungen wahrzunehmen, die gar nicht vorhanden waren, die noch gar nicht vorhanden sein konnten.

Langsam trat sie in das Zimmer, wo die Familie Ernesti schon um den Kaffeetisch saß und auf sie wartete. Leise, mit tonloser Stimme sagte sie „guten Morgen", ging zu dem Jungen und küßte ihn auf den Mund, der gerade ein mächtiges Stück Schrippe überwältigte. Dann ging sie zu ihrem Vater und küßte ihn auf die Stirn.

Das machte sie alle Morgen; denn sie liebte ihren Vater unendlich, den schwachen Mann, der nicht wagte den Mund aufzutun, wenn ihn seine Frau ansah. Und sie fühlte so gut, wie er sie tief bemitleidete, wie es ihn schmerzte, wenn sie Tag für Tag nur böse und höhnende Worte hören mußte.

Heute, wie alle Morgen, machte er mit einem scheuen Seitenblick auf seine Frau eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, als Helene ihn küßte, als wollte er seiner Frau zeigen, daß auch er mit ihr seine starrsinnige Tochter verdamme. Er hatte ja während seiner zwanzigjährigen Ehe sich eine kleine Diplomatie zurechtlegen müssen, und Helene fühlte diesen kleinen Kunstgriff der Furchtsamkeit wohl heraus. Das tat ihr immer weh. Sie wußte ja, daß er insgeheim vieles gut machte, was die böse Laune seiner Frau verdorben.

Sie wußte, wie tief leid sie ihm tat, sein Liebling, sein Lenchen!

Er sah sie von der Seite an. Sein liebes gutes

Mädchen, Tag für Tag immer stiller, einsilbiger und blasser, und seine Frau zu ihr immer keifender und zänkischer, und zu allem mußte er schweigen. Da war sie zu ihm herangekommen. Sie hatte ihn auf die Stirn geküßt, ihn, der sie nie in Schutz genommen hatte, weil er es nicht durfte. Ach, am liebsten hätte er ihren Kopf in seinen Schoß gelegt und sie gefragt: „Sag, Lenchen, du, tut's denn so weh? Du, sag, was dir ist, Lenchen, sag mir's ins Ohr" . . .

Aber er schwieg, wie er immer geschwiegen; er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sah scheu auf seine Frau, was sie wohl jetzt wieder sagen würde.

Helene hatte sich hingesetzt und Kaffee eingeschenkt. Da hörte sie wieder die breite Stimme, die ihr ans Herz griff, wie eine eisige Hand:

„Wie siehste denn wieder aus? So 'ne roten Augen! Natürlich wieder gehenlt . . . um den verfluchten Judenjungen natürlich! Und hier geht se rum und brummt und kann nicht's Maul auftun, und ist muck'sch und tück'sch . . . Natürlich hat das gnädige Fräulein recht und will noch was bei raus haben, weil se ein ordentliches Mädel bleiben soll. Du siehst ja, wie's deiner Freundin gegangen! De Marie! Die ist was feines geworden! Ich sage dir aber, daß ich das länger nicht mit ansehe! So, oder so! Denn kannste aus dem Haus raus! Und alles um so'n Juden!"

Hochrot im Gesicht hörte sie auf und schenkte sich

eine neue Tasse Kaffee ein. Emma blickte schadenfroh auf ihre Schwester, während der Vater mit gesenktem Kopf in seine Tasse sah. Er wagte nicht, seine Frau anzuschauen. Er schämte sich vor seinen Kindern, namentlich vor Helene. Er bewegte die Lippen, erschrak aber sofort über sein Wagnis und schwieg.

Der kleine Junge, der nur fühlte, daß es sich um seine geliebte Schwester handelte, wäre so gern zu ihr gegangen, aber er getraute sich nicht, sondern aß mit großen, auf Helene gerichteten Augen weiter.

Diese hatte kaum ein Viertel der Tasse getrunken, als die Mutter ihre Worte begann.

Schwer setzte sie die Tasse hin, und mit gesenktem Kopf hörte sie alles, alles.

Sie konnte keinen Tropfen mehr trinken, keinen Bissen mehr essen, ihre Kehle war wie von rauher Hand zugeschnürt.

Kein Wort traf sie verletzender, brutaler, als die Beschimpfung ihres Geliebten. Nur diese Worte schallten ihr, wie zehnfach verstärkt, ins Ohr.

Und da sah sie ihn vor sich und las in seinen Blicken die stumme Frage: „Duldest du das, mein Lieb?"

Sie wollte antworten, aber ihre Lippen zitterten heftig, und kein Wort brachte sie heraus.

Sie stand auf und nahm Jaket und Hut, um zu gehen.

Sie sah nicht auf, als ihr Vater fragte: „Willst du nicht Kaffee trinken und was essen, Lenchen, du

kannst doch nicht so ohne weggehen."

„Ich kann nicht, Papa!" antwortete sie, und noch ein Wort brachte sie mühsam über die Lippen. Es sollte „adieu" heißen.

Diese Szene trug sich den Tag über dreimal zu, morgens, mittags und abends, und täglich wiederholte sie sich mit unermüdlicher Regelmäßigkeit mit tausend kleinen Variationen, welche die Mutter und die jüngere Tochter erfanden, um die ältere von ihrer unsinnigen Leidenschaft zu dem „Judenjungen" zu heilen. Sie brachten ihr unendlich viele Wunden bei; denn ihr feiner sensitiver Charakter, das wußten sie, war so leicht zu verwunden.

Helene empfand es immer wie eine Wohltat, das Haus verlassen und das Geschäft aufsuchen zu können, wo sie keine Schmähungen zu erwarten hatte.

Aber auch das war seit gestern anders geworden. Da war ja Flora.

Wenn diese auch schwieg, so waren ihre Blicke ebenso peinigend, höhnisch und beredt, wie die Schmähungen zu Hause. — Wo sollte das hinführen? — Sie sah kein Ende! . . .

Das rollte ihr immer wieder durch den Kopf, als sie die lange Straße hinabschritt. Sie ging rasch, denn es war bald halb neun.

Es war ein wunderschöner Morgen. Aus klarem, wolkenfreiem Himmel flammte die gelbe Sonnenkugel goldig auf das Häusermeer herab und tauchte die Dächer und Straßen in ein wogendes Meer von flimmernden Sonnenstrahlen. Noch

hatten sie nicht das Pflaster aufgetrocknet von der nächtigen Kühle, noch wehte hin und wieder ein frischer Zug durch die Straßen, der die dörrende Glut kühlend dämpfte, aber dennoch störten die vorwitzigen Strahlen die Wandelnde, daß sie über den Damm schritt, um drüben in dem schmalen Schatten der Häuser weiterzugehen. Sie hatte heute so wenig Sinn für die vorübereilenden Leute, für die rasselnden Wagen. Mit vornübergesenktem Kopfe schritt sie weiter. Die meisten, die an ihr vorbeikamen, waren junge Mädchen mit Körbchen oder kleinen Paketen in der Hand, die gleich ihr in das Geschäft eilten.

Früher hatte sie als echtes Berliner Mädchen jedem frei ins Gesicht gesehen, namentlich ihre Kolleginnen mit bekannter weiblicher Augenschärfe gemustert und oft gelacht, wenn sie einen komischen Hut gesehen oder die unternehmenden frechen Blicke der vorübergehenden Kommis geringschätzig abgewehrt hatte. . . . Das war nun ganz anders.

Da drüben blitzten die Fensterscheiben ihres Geschäfts, im Sonnenglanz stehend, ihr ins Auge.

Eben ging ihre Kollegin Flora in die Tür hinein.

Zitternd hielt sie einen Augenblick an; denn beim Anblick dieses Mädchens zog noch einmal der gestrige Tag, der Abend, die Nacht, der Morgen blitzschnell vor ihrem geistigen Auge vorbei, daß sie sich so elend, so weh fühlte, daß sie am liebsten hätte umkehren mögen, bevor sie ihre Kollegin von Angesicht zu Angesicht sah.

Was hatte sie zur Antwort, zur Entgegnung, wenn sie deren Augen höhnisch auf sich gerichtet fühlte? Was für Worte? . . . keine!

„Guten Morgen!" sagte sie leise, in die Tür tretend.

„'n Morgen", antwortete der Chef gut gelaunt, „wieder erholt? Ja, das ist schön! Sahen aber auch gestern aus wie 'ne Leiche. Das haben Se davon, wenn Sie ein enges Korsett tragen!"

Nun stand sie im Hinterstübchen ihrer Kollegin gegenüber. Diese lachte sie freundlich an mit ihren roten Lippen und blitzenden Zähnen, da aber begegnete ihr Blick dem des blassen Mädchens, und aus den großen Augen las sie instinktiv heftige Abneigung und Kälte. Nun erwiderte sie diesen Blick mit gleicher Schroffheit; um ihre Lippen zuckte etwas wie Hohn, und geringschätzig warf sie ihren dunkeln Lockenkopf zurück, als wollte sie zeigen, welch geringen Wert sie der Verachtung Helenens beimesse . . .

Verachtung? fragte sie sich, was fällt ihr denn ein? Nun will sie noch die Beleidigte spielen, sie, die doch völlig in ihrer Hand, die sich wohl hüten sollte, ihren instinktiven Haß noch zu verstärken! Pah, zu lächerlich, sie und noch hochmütig sein! Diese Gans, froh sollte sie sein, daß sie nun etwas zu ihrer „Gesundheit" tun könnte. . . . Was fiel ihr denn ein?"

Mit fröhlicher Miene nahm sie ihre Arbeit auf, und ernst und schweigend Helene die ihre. Sie hatten beide ihre eigenen Gedanken.

Helene fühlte, daß ihre Gegnerin sie völlig in ihrer Hand hatte, und Flora kostete ihren Triumph aus, daß sich eigentlich hinter dem Schweigen ihrer Genossin bange Angst verberge. Helene ahnte aus den frohen Mienen, aus der übermütigen Laune der andern mit wehem Schmerze heraus, daß jene ihres Verdachtes gewiß sei und sie durchschaue.

Und . . . und . . . und wenn sie selbst in das eigene Herz wühlte und hineinsah, unten, da ganz unten, da schien der Verdacht bei ihr selbst schon so festgewurzelt, daß sie keine neuen Gründe dagegen emporwinden konnte, sondern durch alle Schmerzen klang die schluchzende Gewißheit weinend und atembeklemmend hindurch.

Sie war so dankbar, daß sie den Vormittag auf dem Stuhl sitzen und nähen mußte; denn von heute ab durfte Flora von ihrem Übelsein nichts mehr merken, das sich auch wieder mit unheimlicher Regelmäßigkeit und fürchterlicher Stärke einstellte. Hin und wieder mußte sie Fragen an Flora richten, oder Flora an sie, Fragen rein geschäftlicher Natur, und dann sah sie nie auf, sondern sprach leise und tonlos.

Aber deutlich fühlte sie, wie dann der Blick der anderen höhnisch und triumphierend auf ihrem Angesicht ruhte.

So vergingen der Vormittag, so der Nachmittag, so die folgenden Tage. Im Geschäft immer der zum Sterben traurige Verstellungszwang, zu Hause

keifende Worte und Anklagen, die stummen Blicke des alten Vaters.

Wie war ihr das Leben eine Last.

Wenn sie sich ein Jahr zurückdachte, da schien es ihr, als läge diese Zeit fern, ganz fern, eingesargt in dunklen Särgen, darüber dreifache Erdschicht. Früher fand sie vor den Vorwürfen ihrer Mutter Erlösung in geschäftlicher Tätigkeit, aber seit jenen Worten Floras war ihr der Aufenthalt im Geschäft zu gleicher Qual erstarrt.

Dazu kam nun ihr Unwohlsein, ihre Unlust zur Arbeit.

Da fand sie noch Ruhe in dem dunkeln Weben der Nacht! Aber was war das für eine Ruhe! Sie konnte ja so schwer einschlafen, und was tun als denken . . . als denken . . . als die alten Gedanken von neuem durchweinen. Sie hatte ja nur den einen Hauptgedanken: „Du wirst Mutter", und an diesen schloß sich eine Kette anderer, wirrer, entsetzlicher an, wie Ring an Ring.

Und jeder Gedanke ein Vorwurf, jeder Vorwurf ein Dolch, jeder Dolch eine Wunde, jede Wunde zahllose Tränen!

Wenn sie dann am Schluß der Gedankenreihe angekommen war, dann saß sie aufrecht im Bett, den Kopf in beide Hände gestützt, bitterlich weinend . . .

Sie fand nur eine Hilfe, er, das war er, Leo.

Und nun waren es noch drei Tage, nun zwei,

nun noch einer, und sie konnte ihn sehen, ihn sprechen, ihm sagen, was sie litt . . .

Er mußte ja helfen können; sie tat es ja um ihn, um ihren Guten, Einzigen, nur um ihn, und er würde schon gut zu ihr sein und . . . Es war ja so lieb, so lieb, was sie getan!

Wenn es glühend heiß war, von dem tiefschwarzen, klaren Himmel Millionen funkelnder Sterne hinunterblinzelten und der bleiche Mond durchs Fenster fahlte, dann stieg sie aus dem Bett, und in Pantoffeln, mit einem Tuch bekleidet saß sie still und verlassen am Fenster und starrte in die finstere Nacht hinaus.

Immer schweiften ihre Gedanken hin zu ihm und fragten mit leise bebenden Lippen, wo er jetzt sei, wie er schlafe, und sie wünschte ihm tausend goldige Träume, und dann lehnte sie den rechten Arm auf das kalte Fensterbrett, stützte den Kopf in die Rechte und lächelte glücklich über den Gedanken, jetzt bei ihm sein und jetzt ihn im Schlaf küssen zu können.

Wie sie dann seufzte und glücklich und verloren den breit lachenden Mond ansah . . . wehmütig anlächelte, bis ein Windstoß sie in das Bett zurücktrieb und sie fröstelnd bis an den Mund die Decke emporzog. Ohne die glücklichen Gedanken an ihn schlief sie nicht ein. So dachte sie sich immer in der Erinnerung den Augenblick zurück, wo ihr Kopf in seinem Schoß gelegen, er ihr tausend närrische

Namen ins Ohr geflüstert, ihre Augen, Haar, Stirn, Mund und Hals geküßt hatte. Dann schloß sie selig lächelnd die Augen und schlummerte ein. — — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Den Sonntag darauf hatte Frau Erneſti dem Drängen ihrer jüngſten Tochter nachgegeben und ſich einer Landpartie „per Dampfer" angeſchloſſen. Sie hieß Helene nicht mitkommen, da dieſe wieder ihr Übelſein vorſchützte und erſt um zwei Uhr aus dem Geſchäft kam, während ſie ſchon um ein Uhr abfuhren; ferner hatte der Kleine einen ſtarken Huſten und mußte auch zu Hauſe bleiben. Da nun die beiden Kranken nicht allein das Haus hüten konnten, ſo war auch ihr Vater glücklich, als ſeine Frau nichts dagegen einwandte, als er zaghaft ſeinen Wunſch ausſprach, gleichfalls zu Hauſe zu bleiben.

Seine Frau war heute in guter Laune und hatte ſich des Morgens ſogar nur mit ein paar grimmigen Blicken begnügt, die ſie Helenen zuſchleuderte.

Als ſie eine Stunde fort waren, kam dieſe aus dem Geſchäft. Nachdem ſie gegeſſen, ſchob ſie den alten Lehnſtuhl an das offene Fenſter, legte das von ihr gehäkelte Kopfpolſter zurecht, nahm die lange Pfeife ihres Vaters, ſtopfte ſie und gab ſie ihm. Und wie er ſich freundlich lächelnd und wohlig in

den Lehnstuhl drückte und sie dankend ansah, preßte sie seinen Kopf gegen ihr wild klopfendes Herz und küßte ihm das spärliche, graue Haar. Sie wußte nicht, warum sie es tat. Aber es tat ihr wohl. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, ihm gegenüber, ans offene Fenster, während der Kleine zwischen ihnen es sich auf der Fußbank bequem gemacht hatte.

Sie fühlten instinktiv ihre Zusammengehörigkeit.

Still war es auf der Straße. Nur wenig Fußgänger unten. Drüben, auf der anderen Seite der Straße, innerhalb der Haustür, standen ein paar Dienstmädchen, die heute nicht ausgehen durften, mit roten Gesichtern und steifen, weißen Schürzen, mit drallen Armen und Hüften und braunroten, rauhen Händen. Ab und zu tönte ihr lautes Kreischen und Lachen in das stille Zimmer herauf.

Blau lag die endlose Fläche des Firmaments da. Wie ein gelbes, heißfunkelndes Auge flammte die Sonne hernieder durch die wogende, blütenwürzige Sommerluft auf die Häuser, daß die Fenster leuchtende, zuckende Flammen aussandten, und wechselnd Schattenbilder riesengroß an den Häusern entlang tanzten. Eben flogen ein paar Spatzen auf, und ihre Schatten huschten adlergroß blitzschnell über die graue, heiße Mauer des gegenüberliegenden Hauses.

Sie weckten Helene aus ihrer apathischen Ruhe.

Wenn sie nur das Denken los würde!

Da saß der Vater bei ihr und las mit dampfender Pfeife die Zeitung, indes der kleine Hans zum

hundertstenmale das Bilderbuch von „Hans, guck in die Luft" ansah und den Hans auslachte, der immer den Mund aufsperrte, immer nach oben guckte, bis er in einen Graben voll Tinte gefallen war, und dann wie ein schwarzer, pechschwarzer Mohr herauskam, wie man ihn dann unter dem Jubel seiner Freunde unter die Pumpe stellte und mit einem großen Schrubberbesen das Gesicht reinputzte. Diesen Hans fand er zu dumm! Da war er doch ein ganz anderer Kerl! Aber leid tat ihm der Hans doch. Und dann dieser große Schrubberbesen! Er schauderte, wenn er daran dachte, daß Mama morgens statt des Waschschwammes den großen Besen einmal nehmen könnte. „Brrr", sagte er, und machte ein verzweifeltes Gesicht.

„Du, Lene, Lene", flüsterte er plötzlich, und als sie ihn nicht sofort ansah, puffte er sie energisch mit seiner kleinen Faust ans Knie, „du, Lene, hat hat dich Mama auch schon mal mit'n Schrubber gewaschen?"

Sie sah wie von einem Traume aufgestört zu ihm hin und erblickte sein ängstlich fragendes Gesicht.

Dann sagte sie leise:

„I, wo, du Närrchen!"

Wie ihn das beruhigte!

Und von einer großen Angst befreit, vertiefte er sich weiter in sein Bilderbuch. Nun benutzte er Helenens Schoß als Unterlage, und sie ließ ihn ruhig gewähren, selbst wenn er im Eifer des Ge-

nusses seines Bilderbuchs mit seinen Fäustchen auf dem Buch herumhämmerte.

Sie war ja im Geist ganz wo anders.

Das Kinn in der Rechten vergraben, sah sie empor in das unendliche, wolkenlose Äterblau, und mit einem glücklichen Lächeln dachte sie wieder an ihn, an morgen, und dann mußte ja alles Leid aus sein, wenn er kommen würde, wenn er bei ihr war; denn er würde gewiß helfen, gewiß; denn er liebte sie ja, wie sie ihn liebte, „o, du mein . . .

Da raschelte neben ihr die Zeitung. Als sie den Kopf ihrem Vater zuwandte, bemerkte sie, daß er sie mit ernsten Augen ansah, und sie hatte die unruhige Empfindung, als wenn er etwas zu sagen hätte.

„Willst du was, Papa?"

„Ja, mein Kind! Hast du in letzter Zeit wieder mal deine Freundin Marie gesehen?"

„Nein, Papa, seitdem ich mich mit ihr gezankt habe wegen des Studenten, du weißt ja —" hier sprach sie stockend, langsam, mit blutrotem Gesicht — „seitdem nicht ein einziges Mal. Wieso kommst du denn darauf?"

Als sie jetzt an die Szene vor einem Jahre dachte, wo sie ihre Freundin gewarnt hatte, vor allem, was sie nun selbst getan, da fühlte sie eine unmenschliche Scham, eine tiefe Sehnsucht ihrer lieben, alten Schulfreundin abzubitten, was sie für böse, häßliche Worte gesprochen.

Wie schlecht kam sie sich vor, wie niedrig und heuchlerisch!

Das fiel ihr so schwer aufs Herz, und ein heißer Strom durchflutete sie sehnsüchtig, wieder gut zu machen, was sie in unberechtigtem Mädchenstolz gesagt.

Wenn sie jetzt zu ihr gehen und ihr beide Hände entgegenstrecken und ihr sagen würde: „Marie, verzeih' mir!" — sie war immer ein gutes Mädchen — dann würden sie wieder die drolligen Geschichten aus der Jugend und Schule erzählen und lachen und plaudern, dann würde sie, Helene, wenigstens eine Einzige haben, der sie ihr Leid erzählen, bei der sie Verständnis und Teilnahme finden würde.

Wieso kam es, daß sie nicht früher an Marie gedacht?

„Papa, wirklich, es tut mir leid, daß wir auseinander gekommen sind, so leid, aber ich war ja Schuld daran . . . Aber wie kommst du wieder heute auf Marie, Papa?" fragte sie forschend.

„Sie ist nämlich sehr schwer krank — — — ja, schwer krank — — — glaube sogar sehr schwer . . ." Er sah ratlos zum Fenster hinaus. Er wußte ja viel mehr! . . . „Das arme Mädel. Mama traf heute früh ihre Mutter in der Markthalle, und daher weiß sie es. Mama wird's dir schon morgen erzählen. — Ja, ja, das arme Mädel! . . ."

Alles Blut war ihr aus dem Angesicht gewichen, und die Lippen waren weiß wie Kreide.

Gab es denn keinen Tag, wo nicht die Zahl ihrer Schmerzen wuchs, nicht einen Tag ohne Kummer und Tränen! Und nun noch ihre Marie schwer krank, vielleicht gar schon . . .

Der Gedanke hatte für sie etwas unendlich Wehes.

„Sie darf nicht von mir gehen, ohne meine flehentliche Bitte um Verzeihung gehört zu haben, ohne daß ich zu der Kranken gesagt hätte: „Du bist ein gutes, engelgutes, reines, himmlischreines Mädchen, und ich bin schlecht, sehr schlecht . . ."

Wie ein Wehlaut rang es sich aus ihrer Seele.

„Ich möchte jetzt zu ihr, Papa, Laß mich. Ja? Papa? Nur fragen, wie's ihr geht, nur ein paar Worte fragen, daß ich etwas Ruhe finde, lieber Papa. Es tut mir so weh, daß sie schwer leidet, jetzt, wo wir böse sind!"

„Nein, Lenchen, Emma geht ja vorbei, und sie wollte auf dem Wege nach der Dampferstation mit herangehen".

Er wurde ganz unruhig, denn er hatte die Unwahrheit gesagt.

Er überließ die eigentliche Enthüllung lieber seiner Frau, denn er wollte um keinen Preis seinem Liebling bis ins Herz wehe tun. Und das geschah, wenn er alles erzählte.

Sie aber hielt es nicht aus in dem warmen Zimmer, stand heftig auf, daß das Bilderbuch ihres verdutzt aufschauenden Bruders auf den Boden glitt und ging in ihr Zimmer.

Sie zitterte heftig, daß sie sich an einem Bettpfosten stützen mußte.

All die schluchzenden Gedanken, die herzschnürenden Vorwürfe hasteten wieder in rasendem Tanz nach einander an ihr vorbei, und zuletzt kam der Gedanke an ihre kranke Freundin hinterdrein.

Da konnte sie nicht anders, schwer sank sie auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Sie ahnte ihr eigenes Schicksal.

— — — — — — — — — —

Es war Abend. Die Uhr schlug schwerfällig elf. Ihr Vater und ihr Brüderchen schliefen schon, indes sie, bekleidet mit einem Unterrock und einem Tuch um den Oberkörper auf dem Bett lag und in fürchterlicher Unruhe auf die Heimkehr ihrer Mutter und Schwester wartete.

So lag sie schon eine Stunde, scheinbar regungslos, und starrte wie geistesabwesend nach der Decke. Endlos schienen ihr die Minuten hinzugähnen.

Sie konnte nicht mehr geregelt denken, sondern bunt, in krauser Fülle, stürmten die Eindrücke der letzten Wochen auf sie ein, wahllos, ziellos rollte ihr die schwere Masse der Gedanken, einen herben Kampf mit einander um ihre Aufmerksamkeit kämpfend, durchs Hirn, bis einer, ein neuer, durch seine stechende Wucht und Neuheit zuerst an der Schwelle des Bewußtseins emportauchte und sie ganz gefangen machte.

Es war der Gedanke der sie nicht verließ: „Das Schicksal deiner Marie, ist es nicht dein eigenes?"

Da tauchte plötzlich die Vorstellung in ihr auf: Marie sei schon vielleicht tot, denn ihr Vater sprach ja von einer sehr schweren Krankheit!

Dann machte sie sich mit dem Gedanken immer mehr und mehr vertraut. Gerade weil er ihr einen fürchterlichen Schmerz bereitete!

Sie war jetzt gewiß schon tot.

Dann hatte wieder der Gedanke nicht viel Schreckliches für sie. Wohl empfand sie ein schwertscharfes, wehes Gefühl, weil sie sich nicht ausgesöhnt mit ihr, weil sie heuchlerisch kindischen Stolz gezeigt hatte. Aber wenn Marie die Schmerzen und Qualen, die physischen und seelischen, erlitten, wie sie, dann mußte ihr der Tod kein Feind, sondern ein erlösender Freund gewesen sein.

Ihre Gedanken verwirrten sich. Einer hastete den andern nieder.

Viel tiefer grub sich der Gedanke an ein gleiches Schicksal in ihr Hirn ein, er verursachte ihr keinen eigentlichen Schmerz mehr, sondern sie fühlte ihn wie einen ungeheuren dumpfen Druck auf der Seele.

Nun schlug es halb zwölf. Dieses zweimalige Tick, Tick brachte sie wieder in die Gegenwart zurück, vermochte aber doch nicht ganz den Verlauf ihrer müden Gedanken zu durchbrechen. „Das bist du, das bist du!" murmelte sie apathisch und besann sich erst beim Klang ihrer Stimme, was diese Worte zu bedeuten hätten . . .

Da wurde unten kreischend die Haustür aufgeschlossen. Mit einem Ruck erhebt sie sich und horcht.

Da kommen Schritte die Treppe herauf und halten vor der Korridortür.

Sie öffnet dieselbe.

Sie zittert heftig.

„Nun, Lene, so lange aufgeblieben? Leg dich doch hin". Die Worte ihrer Mutter, die ihre Tochter den ganzen Tag nicht gesehen, klangen gütig.

Der Mond schien durch das Treppenfenster gerade in die Korridortür hinein und machte das blasse schmale Gesicht des Mädchens noch blasser.

„Ich wollte nur hören, was Marie macht?"

„Marie?" fragte die Mutter. Wieder die gleiche Milde.

„Hat es Papa dir denn nicht gesagt, mein Kind?"

Sie friert heftig.

Sie ahnt, was kommen soll. „Sie ist tot, Mama, nicht wahr?"

„Ja, gestern abend schon. Na, nun gehe aber ins Bett und weine nicht so viel. Ich werde dir morgen schon alles erzählen. Ja, ja, das kommt davon!"

Nun hatte sie es gehört, ihre Ahnung sich erfüllt.

Ein erstickter Laut erschallt leise, der „gute Nacht" heißen soll.

Sie spricht kein Wort weiter, sie weint nicht, sie schreit nicht.

Unhörbar geht sie in ihre Kammer, reißt das Tuch herab und setzt sich auf die Bettkante. Schwer sinkt ihr Oberkörper vorn über.

Wer ihr jetzt einen Giftbecher gereicht hätte, sie hätte ihm die Hand geküßt vor Dankbarkeit.

. . . Der Mond wußte, wie sie die Nacht zugebracht. Der hatte mit breitem Plattgesicht ins Zimmer hineingelacht, wie gewöhnlich. Das hatte er so oft gesehn.

Was ging ihn denn die ganze Sache an? ...

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nun war der Montag gekommen, wieder ein herrlicher, heißer Sommertag. Heute abend mußte sie ihn sehen und dann alles, alles gut werden. Das war ihr erster Gedanke, als sie mit schlafroten Wangen und tränenheißen Augenlidern aufstand. Er drängte sogar den Gedanken an ihre tote Freundin ein wenig zurück. Sofort als sie die Nachricht von ihrem Ende erfahren, war es ihr heißer Wunsch gewesen, sie noch einmal zu sehen. Und das sollte heute noch geschehen.

Aber den Abend hatte sie ja für ihn, also konnte sie nur des Mittags zu der Toten.

Wie es sie schmerzte, wenn sie an das Totengesicht ihrer lustigen Marie dachte, an ihren Streit, an ihre eigene Herzensschlechtigkeit. . . .

Dabei wandelte es sie an wie eine bange Furcht; denn aus den toten Zügen mußte es ja zu ihr sprechen, wie stumme Anklagen, wie lautlose Vorwürfe, wie mahnende Warnungen.

Sehnsüchtig wünschte sie, der Tag wäre vorüber und der Abend da; denn sie hatte unter der Wucht der trüben Nachricht und unter den tiefen körperlichen

und seelischen Leiden in der Nacht kein Auge zugetan und fühlte sich zum Umfallen müde. Und dabei stand ihr ein langer, heißer Tag voll Arbeit bevor. Wie dankte sie ihrer Mutter insgeheim, daß sie, während die Familie am Kaffeetische saß, heute kein Wort des Vorwurfs hatte, wie sonst, daß sie von ihrer Freundin schwieg. Mit geheimer Angst erwartete sie die Schilderung der Todesursachen Mariens aus dem Munde ihrer Mutter — sie ahnte dieselben ganz dunkel, sie brachte sie angstvoll mit ihrem eigenen Leiden in Verbindung, sie konnte diesen Gedanken nicht von sich bannen — — — — doch nichts von alledem erfuhr sie.

Als sie ihren hellen Sommerhut aufsetzte, leise „Adieu" sagte und die Straße erreichte, die von wogendem Sonnenlicht dampfte, da atmete sie tief auf, unaussprechlich tief . . .

Der Vormittag verlief, wie sie es geahnt hatte.

Endlos lang, unsagbar mühselig.

Zu ihrer todestraurigen Stimmung affektierte ihre Kollegin Flora eine überlustige Heiterkeit. Sie lachte und sang und tollte, wenn sie allein waren mit der jüngsten Verkäuferin, und ließ Helene fühlen, daß sich ihr Benehmen gegen sie wandte. Flora wußte, wie weh einem Traurigen helles Lachen und laute Lustigkeit tat, namentlich aber der so ungemein reizbar gewordenen Helene.

Diese zitterte zuweilen unter dieser boshaften Lustigkeit und wand sich unter den fein gezielten

Nadelstichen ihrer Anspielungen, deren Inhalt nur sie verstand.

Aber sie biß sich die Lippen wund, um nicht einen Laut des Schmerzes oder Unwillens auszustoßen. Diesen Triumph sollte ihre Feindin nicht genießen.

Nur einmal packte sie namenloser Zorn, daß sie die Hände fast schmerzhaft energisch ballte, aber sofort verfiel sie in einen Zustand wehrloser Schlaffheit, die ihre Füße wieder schwer und unsagbar träge machte.

Sie erschrak.

Sie fühlte sich wieder ihrem eigenen Ich entfremdet und war betroffen, daß ihre Gefühle sich nur in Extremen ausluden. Dieser Wechsel in ihren Stimmungen war ihr früher nie so auffallend erschienen wie eben jetzt.

Seitdem Flora durch jene unseligen Worte ihr den Gedanken eingeflößt hatte, ihr Zustand sei die Folge einer Sünde . . . einer Sünde . . ., seitdem dieser Gedanke sich mit unheimlicher Schärfe eingebohrt hatte, seitdem sie ihn sich förmlich angewöhnt hatte, mit der wahnsinnigen Lust der Selbstpeinigung, war sie dem Extrem verfallen, der Sucht, jede Veränderung ihres Ichs, jedes unbedeutende Symptom als Bestätigung ihres Verdachtes aufzufassen.

So erschien auch ihr unbegreiflicher seelischer Zustand ihr nur als eine Begleiterscheinung, als ein neuer Beweis ihrer Mutterschaft.

Sie atmete tief.

Es klang wie ein schwerer, schwerer Seufzer.

Abends, abends, dann wird ja alles gut, dachte sie sich.

Was sie darunter verstand, wußte sie selbst nicht, sondern sie hatte nur das unbestimmte Lustgefühl einer seelischen Befreiung, wenn sie bei ihm war, wenn sie ihn küßte, wenn sie ihm das Haar streichelte, wenn sie ihn wieder sagen hörte: „Mein süßes Lieb, mein Blondkopf!“ . . .

„Ach, wenn der Abend schon da wär!“ —

Eben schlug es halb zwölf. Sie setzte ihren Hut auf, sagte Adieu und ging.

Jetzt kam der schwere Gang zu ihrer toten Freundin.

Sie hatte kein Auge für das wirre Straßentosen, für die hastenden Menschen rings herum, für die stechende, flammende Sonnenglut, die brütend in den Straßen dampfte.

Fast apathisch eilte sie die breiten sonnigen Straßen hinab und erreichte in einer Viertelstunde das Haus in der Klosterstraße.

Nun steht sie mit wogender Brust vor der Türe der Wohnung im dritten Stockwerk; das Herz schlägt ihr hörbar, und ihr Atem keucht heftig von dem hastigen Emporsteigen der steilen Treppen.

Sie wagt aus instinktiver Scheu nicht zu klingeln, sondern klopft leise an.

Einmal.

Alles still.

Noch einmal.

Dann hört sie schwere Tritte, und nun öffnet sich die Tür, und Mariens Tante, eine kleine runde Frau, in schwarzer Kleidung, guckt sie überrascht an. Die Türe schließt sich.

Da rollen der kleinen Frau die Tränen über die roten Backen, als sie Mariens ehemalige einzige Freundin sieht. Sie ergreift ihre rechte Hand und drückt sie krampfhaft.

„Ach, Sie liebes jutes Freileinken, es is so schön von Ihnen, daß Se noch einmal zu Marien kommen und se sehen wollen. Des is so schön von Ihnen, und Se sind ooch so'n jutes Freilein immer gewesen zu Marien. Ach, des is ja zu traurig, sag ick Ihnen, und das arme Mächen is noch so jung, und nu is et vorbei, sag' ick Ihnen, und se hat immer nach Sie gefragt und von Ihnen gesprochen, und nun sind se noch so gut zu ihr und kommen zu ihr, sie zu sehen. Ach, wat sie allens ausgehalten hat, sag' ick Ihnen, so in de letzten Tage, nee, in de letzten Wochen schon, sag' ick Ihnen, ach et is zu traurig. Aber nu werd ick se Ihnen zeigen, aber se sieht gar nicht mehr so jut aus, Freileinken, se nehmen 't ihr nicht übel, und et is so traurig, sag' ick Ihnen" . . . .

Während ihr noch die Tränen über die runden Backen rollten, nahm sie dem totblassen Mädchen den Hut ab, hing ihn behutsam auf und ging mit ihr nach dem Vorderzimmer.

Vor der Tür hielt sie einen Augenblick an und wischte sich die Tränen mit der schwarzen Schürze

aus den Augen. Dann öffnete sie die Tür, und langsam und leisen Schrittes folgte ihr Helene.

Es war ein zweifenstriges Zimmer, das durch die halb heruntergelassenen Holzjalousien in leisem Halblicht lag.

Scharfe Karbolluft, tiefe Stille, manchmal fernes Brausen von der Straße herauf.

Da lag die Tote auf dem matt beschatteten Bett unter einem Laken von schimmernder Weiße.

Eine kleine Erhöhung verriet die Stelle, wo der Kopf lag.

Nun standen die beiden vor dem Bett.

Beide Hände des Mädchens preßten sich gegen die wildschlagende Brust, in der Kehle stieg es ihr empor wie ein rauher, beklemmender Knäuel, und aus dem Angesicht floh alles Blut. Wie es ihr in den Ohren sauste, in den Schläfen hämmerte!

Behutsam faltete die kleine Frau mit ihren roten, fleischigen Händen, die von dem weißen Leinentuche scharf abstachen, dasselbe zurück, so daß Gesicht und Hals des toten Mädchens frei lagen.

Die Totenstarre hatte noch nicht vermocht, dem Mädchen die Weichheit der Gesichtslinien zu nehmen, jedoch die beiden scharfen von Kummer zeugenden Höhlungen in den Backen vertieft, so daß das wachsbleiche Gesicht schmal und lang aussah. Sorgsam waren die Haare geordnet, und um den Kopf und Kinn schlang sich ein weißes Tuch, damit die Lippen geschlossen blieben. Durch diese weiße Umrahmung

erschien das schmale und liebliche Gesicht noch wächserner.

Schattige Halbdämmerung lag wohlig auf dem Antlitz, und sie und die lautlose Stille gaben dem Raume einen Hauch, eine Vorstimmung von Kirchhofsfrieden und -einsamkeit.

Die kleine, runde Frau mußte immer wieder die Tränen trocknen. Aber sie konnte nicht lange schweigen.

„Nich wahr, liebes Freileinken, se sieht noch immer janz hübsch aus, bloß nur so een bißken mager, nich wahr, se sieht doch noch janz jut und hübsch aus. Se hat aber jewußt, daß se sterben muß, janz jut hat se's jewußt. Und wenn se jesagt hat: ‚liebe, jute Tante, ick will ja so jerne sterben', . . . das hat se jesagt! da habe ick ihr immer jesagt, das sagt kein ordentliches Christenmächen, und dann hab' ick immer mit ihr jelacht, um ihr det auszureden, aber ick sage Ihnen, liebes Freilein, nachher bin ick immer in die Küche jegangen und hab' mir sattjeweint. Det hat se ooch mal jemerkt und mir janz jroß anjesehen, und hat mir an die Hände jenommen und jeküßt. Ja, det hat se jetan! Ick hab' se ja jehalten wie mein eigenes Kind, und mein Mann ooch; denn wir haben ja keene Kinder nich, und da haben wir se zu uns jenommen, ihre Mutter wollte se ja nich mehr im Haus sehen, und se is ooch immer een jutes Mächen zu uns jewesen, und daß se da mit dem Studenten das jehabt hat, des is zu traurig, sag' ick Ihnen, Freileinken. Wegjereist is er, und

se hat ihm jeschrieben, alle Woche een-, zweemal, und er hat ihr nich jeschrieben, nur eenmal, am Donnerstag war et vor Pfingsten, eenmal hat er jeschrieben, det sie ihn nich belästigen soll, so stand's drin, und er weeß von nischt, . . . und da stand keen Name drunter . . . und da is se krank jeworden; denn se hat so'n Gift jenommen von so'ner alten Hexe aus der Zeitung, und da kam es raus, und da kam sie zu uns, ach, wenn ick Ihnen allens sagen soll, et is ja zu ville, und von Ihnen hat se oft jesprochen, und ick soll se jrüßen, und dann hat se so oft zu Ihnen schreiben wollen, Freilein, aber se hat sich nich jetraut, und immer jesagt, ihr Lenchen wäre so jut und se so schlecht, und darum passen se nich mehr zusammen, ja, ja, det hat se jesagt, und da haben wir se jefragt nach seinem Namen, aber den hat se nich jesagt, nur immer jeweint hat se dann und jesagt: ‚Er war nich jut zu mir, aber ick will jut zu ihm sein, und ick wünsche ihm allens Jlück', und noch mehr hat se von ihm jesagt, ach, wenn er det jehört hätte, dann hätte er se jewiß jeheiratet, nich wahr; ach, se war ja so'n jutes Mächen . . ."

Helene war in die Knie gesunken und hatte den Kopf auf das Kopfkissen Mariens gelegt.

Wahnsinniger Schmerz, weinende Wehmut durchjagten sie. Sie hätte jetzt sterben mögen, am liebsten mit ihrer toten Freundin den Platz getauscht oder neben ihr gelegen. Immer wieder stand neben ihr das höhnisch flüsternde Gespenst ihrer Schande, des eigenen gleichen Schicksals.

Es wäre ihr eine Wohltat gewesen, jetzt laut und sinnlos schreien zu können; doch ihre Kehle war heiser und trocken. Sie brachte nur dumpfe, stöhnende Laute heraus.

Dicht lag ihr Kopf neben der toten Marie.

In tiefem, gebrochenem Schluchzen und Weinen erzitterte ihr Körper konvulsivisch, indes der Kopf immer tiefer in das Kissen sank. Nun berührte ihr Haar fast das der Toten.

Sie glichen sich beide so sehr. Das gleiche blasse, vergrämte Gesicht, die gleichen Schmerzen . . .

Die kleine Frau hatte eine unversiegbare Tränenquelle. Sie weinte immer weiter und weinte eigentlich ganz gern. Trauer war ein so angenehmes Gefühl, und Tröstung weckte ein gleiches. Dem fassungslosen Schmerze des Mädchens gegenüber wußte sie sich keinen Rat; denn sowohl ihre Trauer wie ihre Tränen, selbst ein mehrmaliges, tiefes Seufzen störten die Weinende nicht.

Da nahm sie die Schürze vom Gesicht, seufzte noch einmal tief und ließ die beiden allein . . .

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nun stand sie wieder auf der Straße. Eine glühende Hitze flammte ihr aus dem heißen Pflaster entgegen, aus der schweren Stickluft, aus dem hellblauen Himmel. Die Sonnenseite der Straße war menschenleer, indes auf der Schattenseite sich die Menge schwitzend, Taschentuch schwenkend und Stirn trocknend mißmutig und träge weiterschob. Sie zog ihre kleine Uhr hervor und erschrak, als sie schon halb zwei anzeigte.

So war sie also eine ganze Stunde bei ihrer toten Freundin gewesen. Was sie in dieser unendlich langen Zeit durchlebt und durchfühlt hatte, das schien ihr das Höchste zu sein an bangen Qualen, an dunklen Leiden, an schluchzender Reue, was sie je erlitten.

Jetzt sah sie erst, daß sie ihren weißen Hut noch in der Hand hielt, und sie setzte ihn apathisch auf.

Sie fühlte nichts, nur ein unsagbar müdes Gefühl stumpfer Gleichgiltigkeit hielt sie gefangen und machte sie fühllos für die Umgebung, für den Straßenlärm, für die brütende Hitze.

Sie konnte aber nicht mehr nach Hause, um Mittag zu essen, dazu war es zu spät.

Schwer schritt sie weiter.

Sie wagte niemand anzusehen; denn es schien ihr, als schrie auf ihrer Stirn ein flammendes Zeichen ihre Leiden, ihre Tränen, ihre Schande aller Welt zu.

Da kamen hinter ihr zwei junge Leute, deren lautes Sprechen und Lachen ihre Nerven empfindlich widerwärtig berührte. Nun trennten sie sich und gingen an beiden Seiten an ihr vorbei, sahen ihr scharf ins Gesicht und lachten sie frech an.

„Du, Paul, famose Taille und feines Gesicht! Zum Anbeißen! Ja, du, die hat geweint. Die könnten wir am Ende trösten!"

Sie lachten beide.

Helene schaute ihnen groß nach. Das waren wieder zwei der Judenjungen, die sie so sehr haßte und ihr Leo noch mehr.

Da war sie wieder in Gedanken bei ihm.

„Heute, heute, ach, und dann wird ja alles gut", sprach sie leise vor sich hin.

Sie empfand ein dunkles Hungergefühl und einen brennenden Durst. Sie mußte etwas genießen, und daher ging sie in eine nahe, ihr bekannte Konditorei und bestellte sich Kaffee und ein Stück Kuchen. Sie war froh, daß niemand in dem dunkeln, schattigen Hinterzimmer war, daß sie allein sein konnte. Sie kannte dieses Zimmer wohl; denn hier hatte sie manchmal mit ihrer Marie gesessen, wie sie, die Schulmädchen, das naive Bedürfnis zu naschen ge-

habt hatten. Wer von ihnen Geld hatte, mußte die andere freihalten, bis sich diese bei der nächsten Gelegenheit revanchierte. Und das Lachen und Kichern, das Beratschlagen, ob man Windbeutel oder Mohrenköpfe essen sollte, das befangene Bestellen, das Kosten und Wegnehmen, die Sehnsucht noch eine zweite Portion zu essen, das Fräuleinspielen beim Bezahlen, das Gefühl gemeinsam begangenen Verbrechens, die verständnisvolle Erwartung auf seine Erneuerung, sie hatten beide alles gemeinsam empfunden, hier auf diesem Sofa, wo Helene auch jetzt wieder saß. Diese Windbeutel und Mohrenköpfe hatten heute garnichts Lustiges und Verführerisches für sie, sie fühlte nur das Emporsteigen alter, lieber Jugendbilder, die sie längst verwischt geglaubt, und nun zeigten sie sich wieder in ihrem Bewußtsein in altem, kräftigem Glanze und weckten in ihr ein weiches Schmerzgefühl, eine leise Wehmut.

Einen Augenblick huschte ein sanftes, trauriges Lächeln über ihre blassen Züge, es war ein schwacher Rest von der Glückseligkeit, die sie beide empfunden hatten in den Tagen, wo sie leidenschaftlich — Windbeutel und Mohrenköpfe — geliebt.

Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und dachte lange nach . . .

Nun war es in zehn Minuten zwei Uhr. Hastig zahlte sie und stieg auf die Pferdebahn, um zur rechten Zeit das Geschäft zu erreichen. Jetzt hatte sie ihre tote Freundin noch einmal gesehen und damit ihren Wunsch erfüllt. Nun war noch einer, der ihr

ganzes Sinnen gefangen nahm und sich abhob von dem dunkeln Untergrunde ihrer Trauer um die tote Freundin, wie der bleiche Mond im schwarzen Fluß. „Ihn sehen", das war jetzt der rote Faden, der sich durch ihre wirren Gedanken schlang. — — —

Die Uhr schlug jetzt sieben. Nun noch eine halbe Stunde, und sie konnte ihn sehen. Sie wurde aufgeregt und machte ihre Arbeit weiter, indem sie alle paar Minuten nach der großen Wanduhr sah. Sie fühlte von der furchtbaren Ermattung nichts mehr, die sie nachmittags gequält hatte, nichts von dem schweren Unwohlsein, das sie auch heute nicht verschont hatte.

Unruhig schaute sie auf und blitzschnell zu ihrer Kollegin hinüber, um zu sehen, ob diese ihr Benehmen auffällig fand; ihr blasses Gesicht bekam vor tiefer Erregung und Unruhe einen leisen Hauch von Röte.

Die Uhr quälte sie geradezu, sie schlich so langsam, wie nie, nun erst ein Viertel auf acht, und nun noch eine ganze Viertelstunde!

Sie ertrug es nicht länger zu arbeiten, zu sitzen, sondern stand auf und ging in das Hinterstübchen, um hier einige Male tief und voll aufzuatmen und die Hand gegen das wildklopfende Herz zu pressen; schnell wusch sie sich Hände und Gesicht, riß ihre hellbraune Trikottaille ab und zwängte sich in die graue ein, die sie heute früh fast unbewußt angezogen hatte, da sie wußte, daß er sie in ihrer hellgrauen Taille gern sah.

Wieder schien ihr die Taille über der weißen,

mädchenhaft schwellenden Brust zu eng, aber sie schrieb das ihrer heißen Erwartung zu.

Einen Augenblick stand sie still und lächelte glücklich.

Heute mußte ja alles gut werden.

Als sie wieder in den Laden trat, war es in fünf Minuten halb acht. Sie machte sich allerhand unter dem Ladentisch zu schaffen, um diese endlosen fünf Minuten durch Tätigkeit auszufüllen. Nun sah aber Flora auf und bemerkte ihre Nervosität, ihr verstörtes Wesen.

Sie fing den Blick auf, den Helene nach der Uhr sandte, und verstand seine Bedeutung. „Aha", dachte sie sich, „heute kommt ‚er' und holt sie ab! Diese dumme Gans! Was ihr nur einfiel! Seit Donnerstag kein Wort mehr mit ihr zu reden als das unbedingt Notwendige, während sie doch Ursache haben sollte, ihr dankbar zu sein. Sie wollte noch die Beleidigte spielen, einfach lächerlich! In Acht nehmen sollte sie sich, daß sie ihr Geheimnis nicht verriet. Wenn sie so dumm ist und nicht schleunigst etwas gegen ihren Zustand tut —" sie kannte ja allerhand Mittelchen! — „dann war es zu spät. So eine Gans!"

Aber den Vorwurf der Gemeinheit wagte sie insgeheim doch nicht, ihrer Kollegin zu machen; denn eine eigentümliche Scheu sagte ihr, daß das Mädchen ihre Sünde doch aus anderen Ursachen begangen habe, als sie die gleiche — schon oft.

Grade das moralische Übergewicht Helenens

empfand sie nur zu gut, und dies verstärkte ihre Abneigung.

Wie konnte man denn auch nur so dumm und einfältig sein, wie diese Helene! Sich verlieben? Unsinn! Und ein halb Jahr, ein ganzes gar mit dem einen Liebhaber sich herumschleppen? Das mußte doch zu langweilig sein. Wo blieb da das Amüsement? Was sie bloß von diesem Juden hatte? Na ja, er war ein Studierter, aber was will das sagen, wenn er ihr nichts schenkte, als alberne Kleinigkeiten, dumme Bücher! Und dafür? So dumm! Da war sie viel praktischer und berechnender, erst Geschenke, Amüsement, Theater, Konzerte usw. und dann . . . war sie garnicht mehr allzuspröde. Da hatte man doch was von! Wer ihr das nicht bieten konnte, den ließ sie einfach laufen, „schlankweg", „ohne Apparat". Sie brauchte sich nicht wegzuwerfen; das hatte sie nicht nötig. „Ihr Max" hatte sie ja noch gestern etwas „intim" gemustert, der war Kenner und verstand sich darauf. Sie bemitleidete insgeheim ihre Kollegin wegen ihrer — — Dummheit, und in diesem Mitleid lag viel Selbstschätzung, viel Selbstbewunderung.

Gott sei Dank, daß sie nicht so dumm war.

„Und da läuft sie nun los und kann garnicht die Zeit abwarten, um bei ihrem Juden zu sein. Wie kann man so verliebt sein? Zu dumm!"

Sie zuckte verächtlich die Achseln, warf die Oberlippe geringschätzig auf und sah der schnell Davoneilenden mit bösem Blicke nach. Am liebsten wäre

sie ihr nachgegangen, um zu spionieren, für sich, für „ihren" Max, aber sie mußte ja leider bis halb neun bleiben. Das war schade . . . diese dumme Gans! . . .

In fünf Minuten hatte Helene den Weg von ihrem Geschäft bis zum Spittelmarkt zurückgelegt. Hier an der Normaluhr wollte er sie wie gewöhnlich erwarten. Tapfer überwand sie das Gefühl der Mattigkeit und Schwäche, das sie immer stärker des Nachmittags gequält hatte; aber die Sehnsucht, ihn zu sehen — nach fast vierzehntägigem Fernbleiben, nach so vielen Leiden und Qualen, die sie erlitten, die starke Zuversicht, daß bei ihm Erlösung sei und Rettung, bei ihm ein leises Lachen nach all dem Weinen würde —, das vernichtete ihre physische Schwäche und machte ihren sonst so weichen Gang elastischer und schneller und überrötete ihr blasses Gesicht. Sie dachte nicht mehr an ihre scheltende Mutter, an ihre böse, falsche Kollegin, an ihre tote Freundin, an ihre Leiden, an ihren Wunsch, zu sterben; jetzt, wo sie der Normaluhr gegenüberstand, hatte sie nur das glückliche Gefühl einer holden Stunde, und diese kommende Stunde bei ihm wog die vierzehn Tage der Schmerzen völlig auf.

Um sie herum brauste das Großstadttreiben toll und derb, hasteten die Leute schwatzend und lachend vorüber, meist junge Männer und Mädchen, die, wie sie, aus dem Geschäft kamen; oft stockte der schwarze, dichte Menschenstrom an den Ecken, wo sich ein anderer ihm entgegenwälzte, Pferdebahnen und

andere Wagen rasselten polternd hin und her; es schien, als ob die ganze junge Welt Berlins von dem kühlen Sommerabend auf die Straße gelockt war, die nicht mehr durstig und lechzend Hitze ausdampfte.

Helene vermochte nicht lange in dem Menschenstrom zu stehen; denn sie wurde hin- und hergetrieben, zuweilen absichtlich von unternehmungslustigen, jungen Leuten, denen ihr blasses, schönes Gesicht auffiel, und die ewig das Bedürfnis fühlten, junge Mädchen zu „trösten".

Um dreiviertel auf acht Uhr war er immer hier gewesen; denn fünf Minuten nach halb acht kam der Zug auf dem Potsdamer Bahnhof an, der ihn aus Wannsee herbrachte, und in zehn Minuten fuhr ihn die Pferdebahn nach dem Spittelmarkt. Nun waren es noch fünf Minuten, und er war da.

Da durchblitzte sie ein neckischer Gedanke. Mit einem leisen Lachen eilte sie über den Damm geradewegs in den Flur des gegenüberliegenden Hauses hinein, deckte sich mit der Tür und sah nur mit halbem Gesicht hinüber nach der großen Standuhr.

Sie wollte ihn ein wenig „anführen" und warten lassen; der Böse, der sie ganze vierzehn Tage lang hatte warten lassen, sollte es jetzt wenigstens mit fünf Minuten büßen.

Sie lachte glücklich über ihren kindlichen Scherz leise vor sich hin.

Sie malte sich das alles so hübsch aus. Nun würde er von dem Pferdebahnwagen herabspringen

und sie nicht an der Normaluhr finden; dann würde er sich umgucken mit seinen großen, schwarzen Augen, sich ein ganz klein wenig ärgern, weil er nie gern wartete, dann auf- und abspazieren und allen Mädchen ins Gesicht gucken, und wenn er sich nach einer mal, nach einem ganz hübschen Mädchen mal umsehen würde, dann wollte sie herübereilen und ihn ans Ohr zupfen, aus Strafe!

Wenn er dann lachen würde!

Diese Gedanken machten sie jetzt ganz vergnügt, und sie lachte vor sich hin.

Sie war so froh.

Noch zwei Minuten.

Klinglingling.

Da hielt ein Pferdebahnwagen, der vom Potsdamer Tor kam. Das Herz schlug ihr hörbar zum Hals herauf, und ihre Augen öffneten sich weit, um keinen der Herausſteigenden zu übersehen.

Der Wagen fährt weiter; Leo war nicht dabei.

Ein paar schmerzhafte Stiche in der Brust benehmen ihr einen Augenblick den Atem. Das heftige Herzschlagen hält an.

Sie tritt aus der Haustür, um zu sehen, ob er vielleicht heute zu Fuß einherkommt. Sie sieht die Menschen auf der Straße starr an, jeden einzeln, so hastig es geht; er ist nicht dabei.

Nun ist's zwei Minuten nach dreiviertel auf acht.

Klinglingling tönt die Klingel eines neuen Pferdebahnwagens.

Blitzschnell fliegt sie in die Haustür zurück;

denn den losen, neckischen Plan will sie nicht aufgeben.

Nun steigen wieder Leute aus. Ach, sie tun es so langsam, so schwerfällig.

Sie ärgert sich, sie ist so aufgeregt, das Blut stieg ihr heiß und pochend ins Gesicht.

Da, da, der letzte . . . nein, auch nicht dabei.

Vielleicht hat sie ihn übersehen.

Sie läuft über den Damm, um noch einmal den kleinen Menschenhaufen mit bangen Augen zu durchfliegen . . .

Nein, er ist nicht darunter . . .

Ihre Erregung wächst, ihre Bewegungen werden nervös, hastig; sie weiß nichts mehr vom Versteckspielen, sie steht vor der Uhr und schaut starr hinüber nach der Ecke der Leipziger Straße; denn von dort muß er kommen.

Aber sie erträgt das Stehen nicht und geht daher hastig auf und ab, immer nur einige Schritte von der Normaluhr entfernt . . .

Wieder ein Pferdebahnwagen!

Sie eilt gerade vor den Aussteigeplatz und schaut allen jungen Männern scharf ins Gesicht, daß einige nicht übel Lust empfanden, sie anzusprechen.

Aber das Mädchen scheint so blaß und die Augen so weit . . .

Ihre Erregung wächst.

Sie wird fassungslos, sie weiß keine Entschuldigung für ihn, keinen Ausweg.

Nun ist es acht.

Sie vermag nicht mehr richtig zu denken, vor den Augen tanzt und summt die Menschenmasse, und einen Augenblick scheint es ihr, als ob alles saust und braust und lacht und läuft, um sie zu höhnen.

Da gehen ein paar junge Mädchen vorbei und sehen sie lachend an.

Sie faßte ihre Stirn, sie ist feucht von Schweiß. Die Luft drückt so schwer.

Sie möchte sich hinsetzen. Aber, nein, sie muß warten, hier auf dieser Stelle; denn er muß ja kommen, er muß ja kommen.

Da hatten vorhin auch ein paar junge Mädchen gestanden und auf ihre Liebsten gewartet; sie sieht wie durch einen feinen Schleier, wie eine nach der andern abgeholt wird und untertaucht im Strom der Menschenflut . . .

Keine mehr da.

Sie allein.

Nun ist es ein Viertel auf neun.

Der Menschenstrom ist dünner geworden, und eine feine Dämmerung graut langsam in die Straßen hinein.

Ruhelos, fassungslos geht sie immer noch den kleinen Weg auf und ab, und bei jedem Weg hängt ihr Auge festgebannt an dem großen Zeiger.

Wie er jetzt so schnell sich weiterschiebt! . . .

Nun ist es bald halb neun, und bald hat sie eine Stunde gewartet. Jetzt konnte er nicht mehr

kommen; denn sie wußte, der nächste Zug aus Wannsee kam erst gegen elf.

Da kriecht langsam und wühlend ihr alter Schmerz empor, der bis jetzt von der unaussprechlichen Sehnsucht nach seinem Anblick, nach seiner Anwesenheit, zurückgedrängt war.

Warum kommt er nicht, schreit es in ihr, warum hält er nicht Wort? Nun sind vierzehn Tage vorbei, und ich seh' ihn wieder nicht. Hat er keine Sehnsucht nach mir? Er weiß ja, wie ich ihn liebe, und nun kommt er nicht. Warum wohnt er bei der schönen Frau? Und sie . . . verheiratet, und das ist schlecht, ach, so schlecht von ihr, daß sie ihn nicht wegläßt, und ich habe ihm so viel zu sagen, so viel, so viel, und nun kommt er nicht . . .

Sie geht weiter auf und ab.

Sie merkt nicht, daß ihr große Tränen die Wangen herunterlaufen . . .

Halb neun.

Sie schaut wie erstarrt das Zifferblatt an.

Nun kommt er nicht mehr, nun nicht mehr.

Sie wendet sich, um zu gehen, doch nach jedem fünften Schritt guckt sie sich mit tränengefüllten Augen um.

Aber die Stelle vor der großen Uhr bleibt leer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Sehnsucht nach ihm hatte ihre Müdigkeit auf kurze Zeit verscheucht. Mit ihren Tränen kehrte sie wieder. Was waren das für Tage für sie gewesen! Diese Qual zu Hause, die Enthüllung Floras, die nagende Ungewißheit, die bange Reue, diese fürchterliche Angst vor der Bestätigung ihres Verdachtes, und keinen Menschen, dem sie ihr Leid hinschluchzen konnte; denn ihre Freundin war tot und ihr Geliebter nicht gekommen. Dazu Tag für Tag die sich steigernde physische wie seelische Qual; gestern nacht kein Auge zugetan, heute den ganzen Tag nichts genossen als ein wenig Kaffee, die ungeheure Erschöpfung am Totenbette Mariens, und nun die Hoffnung, an seiner Brust ihr Leid veratmen zu können, lautlos zergangen in ein Nichts . . . in ein Nichts . . .

Sie fühlte sich unsagbar müde und traurig; das Gehen wurde ihr so schwer. Sie glaubte ersticken zu müssen vor Leid. Den Kopf nach vorn gebeugt, achtete sie nicht, daß ihr die Tränen noch immer herunterrollten. Sie empfand nur, daß sie einen ähnlichen Tag nicht mehr überleben könnte, und hatte nur

den heißen Wunsch nach Frieden, nach Ruhe. Selbst der Tod würde für sie nichts Schreckliches gehabt haben, in diesem Augenblick, und dennoch — wenn sie wieder an ihn dachte . . .

Mit wogender Brust und heftigen, kurzen Atemstößen war sie die drei Treppen hinaufgestiegen und stand nun vor der Türe ihrer Wohnung. Inbrünstig wünschte sie dem Auge ihrer Mutter entgehen zu können, um sich sofort ins Bett zu legen. Ihr war ja so unaussprechlich übel, der Kopf so wüst.

Da machte ihre Mama selbst die Tür auf; aber das Gesicht ihrer Tochter lag verdunkelt, und sie konnte nichts aus ihm lesen mit ihren sprühenden, scharfen Augen.

„Wo kommst du denn jetzt erst her?"

„Aus dem Geschäft, Mama!"

Sie sprach leise, denn sie log.

„So?" Der Ton klang gereizt und unbefriedigt. Sie gingen beide in das Zimmer, in dem der alte Ernesti und Emma saßen. Diese schaute auf.

„Du hast geweint, Lene, hast ihn wohl wieder nicht getroffen?" fragte sie höhnisch.

„Halt deinen Mund, dumme Pute!" fuhr der alte Mann auf.

Emma und ihre Mutter sahen ihn erstaunt an, und er war selbst betroffen von seiner Kühnheit.

Helene setzte sich an den Tisch, und Emma holte auf Geheiß ihrer Mutter ihr Abendbrot herbei, Butterbrot mit Schinken und Käse belegt, dazu ein Glas Bier.

„Wo warst du denn heute mittag?" hub Frau Ernesti an und sah sie scharf an. Unter diesem Blick zitterte sie immer, wie ein scheues Vögelchen, und hielt ihn nie aus.

Ihre Stimme klang ihr selbst so fremd, sie sehnte sich nach Ruhe, nach Einsamkeit, sie sehnte sich nach ihrem stillen, einsamen Zimmer.

„Ich war bei Marien!" sagte sie zitternd, und in ihrem Tone lag ein verhaltenes Schluchzen.

Wieder dieser fremde Klang in ihrer Stimme. Sie fühlte, wie nach und nach ihr das Bewußtsein schwand, wie sich ihre Gedanken verwirrten. Sie rang nach Luft, nach Luft . . .

„So, na dann hast du sie dir noch mal angesehen. Siehste, die war deine Freundin. Mit so was hast du dir abgegeben. Aber ganz gut, daß du sie nicht seit sechs Monaten gesehen hast. Das kommt davon, wenn man nich 'n ordentliches Mädel bleiben will und mit 'm Student herumläuft, der hat sie aber ordentlich reingelegt. Natürlich, heiraten will er sie nicht, wär' er auch dumm, wenn er's täte, er hat sie einfach sitzen lassen. Dir is es ganz gesund, daß du sie noch mal gesehen hast, von wegen deines Juden, das kannst du dir merken, und ich sage dir nun zum letztenmal, wenn du nicht aufhörst mit dieser Geschichte, dann kannst du dir 'ne andere Wohnung suchen. Ganz gewiß, das kannste. Meine Mädels sollen ordentliche Mädels bleiben und ordentliche Männer bekommen. Wenn du nicht von diesem verfluchten Juden läßt, werden wir nie

wieder gut werden. Was hast du bloß an diesem Judenbengel? Na, was er hat, das weiß ich. Und was er will. Was kann er denn wollen, wenn er Student ist. Studenten verführen blos ordentliche Bürgermädels. Und noch dazu so'n Jude. Ich muß mir die Augen aus dem Kopf schämen vor all den Leuten. Du siehst es bei Marien! Und nun sag' ich dir zum letztenmal, laß von diesem Juden, und du bist wieder meine jute Tochter, oder ich sage dir, es nimmt ein böses Ende und dir geht es noch mal wie Marien".

„Mama!" schrie sie auf.

Eine furchtbare Verzweiflung packte sie. Sie war durch die Leiden der letzten Nacht und des Tages nicht mehr ihrer Sinne mächtig, es sauste ihr im Kopf, eintönig zum Verzweifeln, und sie sah nur wie durch Blutwolken das bekümmerte Gesicht ihres Vaters.

„Mama, ich bin so schlecht geworden, wie Marie . . . ich möchte so gern sterben wie Marie. Ich bin so schlecht, und mache euch so viel Kummer, und ich habe ihn doch so lieb, Mama, er ist so gut, und ich bin so schlecht geworden. Ach, und ich bin so krank, und . . .

Sie wollte auf ihre Mutter zustürzen, aber mit einem Wehelaut sank sie auf die Kniee. Ein Schlag mit geballter Faust hatte sie getroffen, und aus ihrer Nase drang ein dunkler Strom Blut.

„Du gemeines Weib du, du Straßenmädchen du, aus dem Hause muß sie mir, auch nich 'ne Minute

will ich dich mehr im Haus haben . . . Ach Gott, ach Gott, was werden die Leute sagen; meine älteste Tochter, so ein gemeiner Hund der, dieser Jude, auf der Polizei muß er angezeigt werden, ach Gott, ich werde noch verrückt über all das. Und da liegt sie nun, diese . . . als ob sie nicht bis drei zählen kann, so ein Mensch ist sie geworden . . . Ach Gott, ach Gott, und die Leute alle, und Schulzens und Reineckens, ach Gott, ich schäm' mir die Augen aus 'm Kopf. Meine Lene und weggeworfen an so 'n Juden, der sie nun auslacht . . . ach Gott, ach Gott, Emma, meinen Mantel und Hut, ich muß zu meinem Bruder Peters, und du kannst mitkommen, . . . ach Gott, ach Gott . . . Laß sie liegen, Vater, rühr' sie nicht an, dieses Stück . . . ach Gott . . . und die Leute . . ."

Helene stand schwer auf.

Sie hörte alles wie aus weiter Ferne. Sie sah ihre Mutter weinen, ihren Vater zittern und schlich sich hinaus mit gesenktem Kopfe, unaussprechliches Weh im Herzen.

Ihre Augen waren heiß, aber keine Träne konnte sie weinen. Es wäre eine Erlösung für sie gewesen. Aber es kam keine Träne.

Dumpf und ungeheuer drückten die Wände ihres Zimmers. Mechanisch und langsam zog sie sich aus und legte sich ins Bett. Sie fröstelte jetzt furchtbar wie in schwerem Fieber.

. . . Die Korridortür fiel polternd zu. Der alte Mann stand noch kurze Zeit am Fenster und

wartete auf den Augenblick, wo seine Frau und seine jüngste Tochter aus der Haustür heraustraten.

Ja, da gingen sie hastig nebeneinander her. Und jetzt waren sie seinem Blicke entschwunden. Als er sich vom Fenster wegwandte und mit langsamen Schritten der Tür zuging, da war es ihm, als sei er einen Alpdruck losgeworden. Eine graue Locke war ihm in die Stirn gefallen, und als er nun sein Angesicht der Lampe zuwandte, da hatte es etwas Gemütliches, Weiches. Nun ergriff er die Lampe und ging mit leisen, schlürfenden Schritten den Korridor entlag bis an die Türe zu Helenens Kammer.

Hier hielt er einen Augenblick inne und sah sich um.

Er hatte das Gefühl, als ob er etwas Unrechtes tat, wenn er zu seiner Tochter ging und sie tröstete. Er glaubte die keifende Stimme seiner Frau zu hören, die breite, fettige Stimme, und ihre funkelnden Augen zu sehen, diese forschenden, boshaften Augen.

Endlich klopfte er leise an.

Keine Antwort.

Noch einmal stärker. Da hörte er ihre Stimme:

„Wer ist da?"

„Ich bin's!"

Die Tür öffnete sich behutsam.

Ein heller Lichtschein flutete durch das Zimmer.

„Du, Papa? Ist Mama fortgegangen?"

„Ja, mein Kind!"

Er stellte die Lampe auf den Tisch.

Er fühlte aus ihrer Frage ihr Befremden heraus, daß er abends zu ihr gekommen, jetzt, wo er den Machtspruch seiner Frau nicht zu fürchten hatte. Er verstand ja ihr Befremden so gut, so gut! Er nickte mit dem Kopfe, einmal, zweimal; er wußte, wie wenig Widerstand er seiner Frau gegenüber zeigen konnte. Langsam trat er an ihr Bett, setzte sich auf die Kante desselben und nahm ihre linke Hand in die seine. ,

Sie schauten sich beide an, bewegt, groß, fragend und schmerzlich.

Die Lampe brannte still und ein wenig dämmrig. Gespenstische Riesenschatten lagen an den dunkeln Wänden und zitterten unheimlich, wenn die Flamme flackerte. Auf dem Bett lag ein matter Streif trüben Schattens, der das blasse Gesicht des Mädchens mit einem behutsamen Dunkel bedeckte. Dieser Schatten tat ihr so wohl, sie wollte kein herbes, grelles Licht.

Der alte Mann saß auf ihrem Bett und hielt ihre linke Hand. Manchmal streichelte er sie sanft mit der Rechten, besonders die Fingerspitzen, die von der Nähnadel zerstochen und rauhhäutig waren.

Tiefe Stille ging geräuschlos durch das Zimmer, manchmal nur flackerte das Licht auf, atmeten die beiden schwer, manchmal polterte ein Wagen unten vorbei, und sein Rasseln echote kreischend durch das Zimmer.

Sie sahen sich lange an.

Helene fühlte, wie unter dem schmerzlichen Blick ihres greisen Vaters die Augenlider ihr fieberheiß wurden und auf und niederzitterten. Als er nun mit der rechten Hand langsam und liebkosend über ihre Stirn strich, da löste sich der Bann, und zwei große Tränen rollten die Wangen hernieder. Da arbeitete es in seiner Brust heftig, als er sein Mädchen, seinen Liebling in so namenlosem Schmerz sich winden und sprachlos dulden sah; er ließ ihre Hand los und stützte seinen grauen Kopf schwer und müde in beide Hände.

Mit einem Ruck erhob sich ihr Oberkörper, und und sie rief schluchzend:

„Papa, Papa, sei du nicht auch so böse!" und lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte und schluchzte bitterlich.

Auf diesen Ausbruch des Schmerzes war der alte Mann nicht gefaßt. Aber wie es ihm ans Herz griff, daß er fast hätte mitweinen mögen, aber er wollte ihr nicht das Herz noch schwerer machen, keine Vorwürfe, keine Klage, keine bittern Worte zu hören geben, und so zwang er sich und richtete seinen Kopf behutsam auf, daß das Haupt seiner Tochter an seiner Schulter liegen blieb.

Sie weinte noch immer heftig. Es war ihr eine Wohltat, ihr Weh hinauszuweinen, einem durch Tränen sagen zu können, was sie litt.

Sie hatte ja nicht weinen können, als ihre Mutter sie beschimpft hatte wie ein gemeines Mädchen von der Straße . . . Wenn sie daran dachte, dann

zitterte sie am ganzen Körper und die Zähne klappten mechanisch aneinander. Hätte sie doch da weinen können! Aber wie wüst und trocken waren ihre Augenlider geblieben, wie leer ihr Kopf, wie zugeschnürt ihre Kehle, wie matt und fühllos ihre Ohren für die Flut von Schimpfwörtern . . .

„Ach, was hat mir Mama alles gesagt! Ich halt das nicht mehr aus, Papa. Ich werde noch krank und . . . Ich werde noch krank und wahnsinnig. Immer und immer wieder das zu hören! Papa, mein lieber guter Papa, ich bin nicht so schlecht, wie Mama denkt! Nein, nein! . . . Aber ich kann das nicht länger anhören . . . du weißt ja nicht, Papa, wie das tut. Und Mama ist so schlimm, so böse zu mir . . . Und ich hab, nein, ich habe wirklich . . . ich habe doch nichts Schlechtes getan . . ."

Sie stockte plötzlich. Inmitten ihrer Tränen und stammelnden Worten hatte sie etwas gesagt, etwas, etwas. „Ach Gott, das ist ja nicht wahr", schrie es in ihr, „ich habe doch" . . .

Aber das war nichts Schlechtes, nein, nichts Schlechtes, das konnte nichts Schlechtes sein, was sie aus Liebe getan, aus Liebe, das konnte nicht schlecht sein, beruhigte sie sich. Aber die Menschen sagten es, und wenn es die Menschen alle sagten, dann mußte es wahr sein, und sie hatte doch Schlechtes getan . . . „ach, Leo . . . warum?" . . .

„Papa", hub sie wieder an, „du bist so gut zu mir, so gut, so gut" — sie küßte mit tränenden Augen die alte greise Hand. —

„Du wirst Mama sagen, daß sie nicht mehr so zanken soll, nicht mehr das alles sagen, was sie mir vorgeworfen hat. Ach, mir ist ja so weh zu Mut, Papa, ich möchte so gern schlafen, ewig schlafen, nichts hören" . . . Da hatte sie sich wieder auf einer Unwahrheit ertappt. Sie wollte ja noch leben, Gott . . . wie konnte sie von hier gehen ohne ihn, den Geliebten . . .

„Ach, Papa, ich möchte so gern sterben!"

„Aber Kind, Kind", entgegnete der Alte erschrocken. „Wer wird gleich daran denken? Du bist ja mein gutes Kind jetzt und immer gewesen, und du hast mich immer lieb gehabt, mein Kind, wie kannst du so was reden. Es wird ja noch alles gut werden", — er sagte es, aber er kannte seine Frau und wußte, es könnte nie mehr gut werden. — „Du weißt ja, Kind, Mama ist immer so heftig, so aufgeregt, du mußt es ihr nicht so sehr übel nehmen" — er sprach es ganz leise, stockend, als fürchte er, sie könnte es hören — „nun leg dich hin, so, leg deinen Kopf hin, so, so, und weine nicht mehr; denn es tut mir so weh, weil ich nicht weiß, wie ich dir helfen kann, nicht doch, nicht doch, mein Kind, lieg ruhig und schlafe", als sie wieder seine Hände gegen ihre nassen Augen preßte.

Es war eine kleine Viertelstunde still. Sie schlief nicht, sondern starrte mit großen Augen nach der Decke. Und er saß noch auf ihrem Bette und schaute ihr ins beschattete Gesicht.

Wieder kam ihm ein Gedanke, der ihn nicht los ließ. Dieser Mensch, dieser Jude war an allem schuld, daß seit einem Vierteljahr Mutter und Tochter kein freundliches Wort miteinander gesprochen, daß sein Liebling blaß und schmal geworden und so viel weinte, wie sie früher nie getan. Und nun das Schlimmste, dieser Jude hatte noch mehr getan, ach, wenn er daran dachte, befiel den greisen Mann eine grenzenlose Wut über diesen „Lumpen".

Aber er hütete sich, ein Wort ihr davon zu sagen; denn er wußte, wie sie ihn liebte, wie es sie doppelt schmerzte, wenn man ihn beleidigte.

„Sage mal, Kind, ist er auch so ein Jude?" Da, da war ja die Frage herausgestoßen.

Er erschrak über sich selbst. Er war so in seine Gedanken versunken gewesen, daß sich die Frage fast unbewußt seinen Lippen entrungen hatte. Hatte sie die Frage gehört? Hoffentlich nicht!

Aber sie bewegte schon den Kopf und sah ihn an und sagte: „Was meinst du damit, Papa?"

„Ach, die Juden, die Juden!" murmelte er leise vor sich hin, aber in seiner Sprache lag etwas eigentümlich Zischendes, heftig Herausgestoßenes, und sie fühlte es wohl . . .

Da sah sie ihn wieder vor sich, mit dem Zorn in den schwarzen, funkelnden Augen und dem zitternden Tonfall in der Sprache, wie er ihr einmal gesagt hatte, erst sei man Mensch und dann Christ oder Jude, und ihre Augen glänzten einen Augenblick glückselig verloren, dann sagte sie:

„Papa, was hast du gegen die Juden? Es gibt so viele, die erst Menschen sind und dann Juden, gute, edle Menschen".

Er sah sie betroffen an. Woher hatte sie diese Worte? Gewiß von ihm! O, dieser Jude war doch schlau. Er wird schon seinesgleichen ordentlich herausstreichen.

„Du kennst die Juden nicht, Kind!" sagte er, und forschte eifrig in ihren Mienen, die jetzt ein lebhaftes Widerspiel zeigten.

Wenn sie für die Juden sprach, hatte sie immer die Empfindung, als ob er unsichtbarer Zuhörer sei, als ob er nachher, wie er es gern tat, ihren Kopf zwischen beide Hände nahm und ihre Augen, Haar und Mund dankbar küßte. Immer glaubte sie ihn in ihrer Nähe, und daher bekam ihre Stimme einen festen, energischen Klang, ihre Augen einen lebhaften Glanz. Jetzt mußte sie wieder für die Juden eintreten. Für die Juden sprechen, das war ja so viel als für ihn wirken. Darum antwortete sie:

„Papa, ich kenne ja auch nicht soviel Juden, als du, ich kenne ja fast nur den einen, aber Papa, wenn man ihn so liebt, wie ich, daß ich für ihn alles lassen könnte, dann frage ich ja nicht, ob er Jude ist. Ich habe ihn ja so lieb, Papa, so lieb! Ach, wenn du ihn kennen würdest! Aber er sagt, man muß in jedem Wesen nach dem Menschen suchen, das hat er gesagt, und wenn der Mensch gut ist, dann ist es ja gleichgiltig, ob er Christ oder Jude ist,

das hat er gesagt. Papa, komm, sag' mir, hat er nicht Recht?" . . . Sie griff lebhaft nach seiner Hand.

Der alte Mann wurde immer apathischer und verzweifelter. Wenn sie ihn so liebte, so tief, daß sie fast nur nachsprach, was er gesagt, dann half es nichts, ihn vor ihr schlecht zu machen oder auf die Juden zu schimpfen. Ja, ja, sein Mädchen war schon ganz Jüdin geworden. Er hatte neulich das Wort „verjudet" gehört. Ja, sie war ganz „verjudet!" Er kämpfte einen schweren Kampf. Sein Herz war so voll Bitterkeit und Haß über den einen Juden, der seine Tochter und ihre Familie unglücklich gemacht, so voll Schmerz über seine verblendete und leidende Tochter, und doch durfte er kein Wort ihr gegenüber äußern, um sie nicht aufs tiefste zu verletzen. Auch seiner Frau durfte er kein Wort sagen, daß sie mit ihrem Groll Recht hätte, sonst würde das elterliche Heim für das arme Mädchen noch mehr zur Hölle.

Darum würgte er alles hinunter und schwieg.

Jetzt war es wieder totenstill im Zimmer. Nur das saugende Fauchen des Lampendochtes surrte. Beide dachten nach, beide über denselben, aber beide anders!

„Kräh, kräh, kräh, schrie der kleine Junge im Nebenzimmer.

Sie fuhren beide erschrocken auf.

„Ach, bitte, Papa", flehte sie, „sieh mal nach, warum Fritz nicht mehr schläft. Vielleicht ist ihm

so bange, und es ist bei ihm so dunkel. Bring ihn dann herein."

Langsam schlüpfte er ins Nebenzimmer. Vergeblich suchte er den Kleinen zu beruhigen.

Er wollte zur Lene.

Endlich trat der Alte wieder in das Zimmer seiner Tochter, auf seinem Arm den kleinen, hübschen Knaben. Aus seinem Hemdchen strampelten vergnügt die runden, kleinen Beinchen hervor, während von seinen schlafroten Backen noch die hellen Tränen herunterliefen und die Fäustchen sich gegen die Augen preßten.

„Papa, Papa," rief er, „will zu Lene ins Bett! Nicht wahr, ich kann doch zu dir ins Bett rein. Will auch ganz artig sein. Bitte, bitte, Lene!"

Als sie ihn dann mit beiden Armen ins Bett packte, da jubelte er hell auf:

„Ach, ich bin dir ja so gut, so gut!"

Und dabei drückte der kleine Bursche seine Arme fest um ihren Hals. Er war ja so schlau und wußte, je stärker er drückte, um so mehr zeigte er seine Zuneigung.

Nun lag sie da im Bett, und der kleine Knirps lag neben ihr zur Rechten, und zur Linken saß ihr Vater. O, die drei hielten gute Kameradschaft. Sie waren ja die eine, die schwache Partei der Familie.

Sie wollten sich schon gut vertragen. Aber der Kleine lag so unruhig. Einmal lag er mit seinen Beinchen auf ihrem Halse, das andere Mal guckten sie neugierig in die Luft, und dabei lachte er und

kitzelte sie und wollte, daß die beiden auch lachen sollten, und da, da stieß er mit den Füßchen gegen ihren Leib.

Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte sie, wie sie ihn noch nie gefühlt hatte.

Ja, da war er wieder, ihr Verdacht! . . . Sie fühlte, wie ihr helle Schweißtropfen auf die Stirn kamen, wie ihr das Herz schneller schlug vor Angst, . . . dieser wahnsinnige Schmerz! . . .

Und der Kleine lachte und tollte so vergnügt und kitzelte sie und zupfte ihren Vater am grauen Haar . . . Sie sollten ja lachen, sonst wären sie keine gute Kameraden, keine gute Kamerden . . .

Werther, der Jude.

Viertes Buch.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem acht Uhr-Zuge war Leo nach Berlin gefahren, um sich einige Bücher aus der königlichen Bibliothek zu holen. Er schwankte, ob er nicht den ganzen Tag in Berlin zubringen sollte, zumal er Helenen geschrieben hatte, heute, am Montag abend, sie abzuholen. Aber sei es, daß er zu faul war, an diesem schwülen Augusttage im Lesesaal der königlichen Bibliothek zu arbeiten, sei es, daß er die gewohnte Kahnfahrt am Nachmittage mit den Damen Berger und Horst nicht versäumen wollte, er fuhr mit dem elf Uhr-Zuge nach Wannsee.

Als er den Vorgarten der Villa Schröter durchschritt, die sie gemeinsam bewohnten, wunderte er sich, kein helles Frauengewand durch die mit wildem Wein dicht umrankte Laube zu sehen. Der Direktor saß nicht da und las, Frau Ernas Hängematte hing einsam zwischen zwei Bäumen, und auch Fräulein Gretens Handarbeit lag nicht auf dem Tischchen der Laube.

Er schritt die Treppe hinauf und wunderte sich über die Stille, die im Hause herrschte. Nachdem er in seinem Zimmer im zweiten Stockwerk die Kleider

vom Staube der Landstraße gereinigt hatte, ging er hinunter, um sich nach dem Befinden der Familie Berger zu erkundigen.

Er stand vor der Tür der Parterre-Wohnung und wunderte sich wieder, wie kein einziger Laut aus den Zimmern zu ihm herausdrang, kein Laut, kein Lachen, als wäre alles ausgegangen.

Er klingelte.

Das heftige Gellen der Klingel klang so schrill durch die Stille, daß er fast erschrak.

Dann fiel ihm auf, wie lange es dauerte, ehe er einen schweren Tritt aus der Wohnung heran-nahen hörte. Die dicke Magd öffnete.

Er wollte eintreten.

„Pst, pst, Herr Wolff. Ick darf keenen nich rin lassen! Die Frau Direktor'n hat's gesagt. Der Herr Direktor ist sehr krank geworden."

Er erschrak.

„So plötzlich, ja, aber wie ist denn das möglich? Er war ja doch noch gestern abend so frisch und gesund. Ist dem Herrn Direktor ein Unfall zuge-stoßen, oder, reden Sie doch, was fehlt ihm denn, was ist denn los?" fluchte er leise; denn er sah an ihrem Gesicht, daß sie noch mehr wußte.

„Heite früh kam 'n Telegramm. Ich hab's dem Postmenschen abjenommen. Kam aus Jüntherstal. Da soll der Herr Direktor her sein! Und da hab' ich es ihm rinjebracht zum Kaffee, und wie ick raus-jehn will, da fängt er an zu zittern, sagt was und fällt lang hin, und das Fräulein schreit los und

weint, und dann haben wir ihn zu Bett gebracht . . . Aber entschuldigen Sie, ick muß wieder rin, Eisumschläge machen!"

Die Tür schlug hinter ihr zu, und er stand wie vom Donner getroffen davor.

Was er gehört hatte, beunruhigte ihn gewaltig. Er hatte keine Lust mehr, in den Garten zu gehen und zu lesen, sondern ging wieder langsam und über das Gehörte nachgrübelnd in sein Zimmer. Hier schleuderte er seinen Strohhut aufs Bett und legte sich lang aufs Sofa.

Die eine Nachricht: „eine Depesche aus Güntherstal", regte ihn weit mehr auf, als das Unwohlsein seines lieben Lehrers. So sehr er es beklagte, ihn krank zu sehen, so sehr es ihm wehe tat, daß die beiden Frauen um den verehrten Mann litten und bangten, so beschäftigte sich seine unruhige Phantasie augenblicklich weit mehr mit der Ursache, mit dem Inhalt des Telegramms. Er ging alle Möglichkeiten durch. Verwandte besaß Berger in Güntherstal nicht, wohl aber gute, liebe Freunde.

Vielleicht ein Todesfall? . . .

Vielleicht eine böse Nachricht über seine Schule? . . .

Aber so sehr er sich dagegen sträubte, seine Gedanken nahmen wie unter einer geheimnisvollen, dämonischen Gewalt eine bestimmte Richtung an, die sein lang zurückgedrängter Argwohn längst im Gehirn vorgezeichnet hatte. Es war, als wenn alle

seine Vermutungen in eine einzige Spitze ausliefen, in einem einzigen Verdacht gipfelten.

Das Aktienunternehmen . . .

Er verstand ja zu wenig davon, sonst hätte er sich klarlegen müssen, wieso ein Scheitern des ganzen Unternehmens ausgeschlossen sei. So aber, als völliger Laie, war er lediglich von seinem Vertrauen auf seines Vaters Rechtlichkeit und Finanztüchtigkeit abhängig. Dieses Vertrauen hatte seinen Argwohn eingeschläfert, seinen Verdacht gelähmt, so sehr, daß er in letzter Zeit fast nie in seinen Briefen an seinen Vater des Unternehmens Erwähnung getan hatte. Nur einmal war durch jene Börsenzeitung sein Argwohn ein wenig wachgerufen worden, nun aber klammerte sich sein Verdacht fest an die heutige Depesche, nun malte sich seine geschäftliche und leicht erregbare Phantasie aus, was für Folgen das Verkrachen des ganzen Unternehmens haben würde.

Und wenn auch sein Vater schuldlos an demselben war, hatte er ihm nicht dadurch Vorschub geleistet, daß er als Hauptaktionär teilgenommen hatte? Hatte nicht seine Teilnahme an dem Unternehmen Berger veranlaßt, das Vermögen seiner Tochter in diesen Aktien anzulegen, hatte nicht Pastor Manzow auch einen großen Teil seines Vermögens darin hineingesteckt? Und soviel kleine Leute ihre bitter erarbeiteten Ersparnisse? Und alle in dem Glauben, daß das Unternehmen die kleine Stadt emporbringen würde. Alles indirekt durch seinen Vater?

Und was würde dann, wenn Grete Berger ihr

Vermögen und Manzow das seinige verloren? Was dann?

Was würde dann aus ihm? Trug nicht sein Vater indirekt Schuld? Er konnte schon einen großen Verlust verwinden, ihn wieder durch andere Unternehmungen einholen, aber Berger und Manzow? Was würde Grete sagen, was Richard, sein lieber treuer Richard?

Das war alles schon so schlimm, was seine ängstliche Phantasie ihm da vormalte, daß er gar nicht wußte, wie sich seine eigene Zukunft gestalten würde, ohne diese Menschen, die ihm lieb und wert waren. Dann hätte er ja niemand weiter, als seinen Vater und Königsberger!

Bei diesem letzten Namen tauchte ein neuer, böserer Verdacht auf.

Wie, wenn sein Vater nicht schuldlos war, sondern — und er sah das breite, schlaue, polnisch-jüdische Fuchsgesicht Königsbergers vor sich, behaglich lächelnd — wenn es sich um einen raffinierten Börsencoup handelte, — was dann, was dann?

Dann hatte er die unbestimmte Empfindung, als sähe er vor sich eine unendliche Fläche eintönigen Graus, ohne Farbe, ohne Licht, ohne Duft, dann fühlte er die beiden Worte, die für ihn einen seltsamen Klang von Verzweiflung hatten, ja, dann, dann . . . nun dann war eben alles aus".

Er wußte jetzt noch nicht, was das für ihn zu bedeuten hatte, er fühlte nur, daß diese Worte eine entsetzliche Zukunft in sich trugen,. eine bodenlose

Verzweiflung und Angst, irgend ein Ende mit blutigen Tränen . . .

Da schlug die Uhr eins.

Dieser schnarrende Ton weckte ihn aus seinen Gedanken. Er stand auf und horchte wie geistesabwesend, wie der Ton immer leiser wurde und nun still verklang. Er hatte dabei die Empfindung, als ob der Ton traurig geklungen hätte, so überaus traurig.

Langsam stieg er die Treppe hinab. Aber immer noch diese beklemmende Stille im Hause, daß er selbst instinktmäßig seine Schritte verlangsamte und dämpfte, um nicht durch einen Laut die Ruhe zu unterbrechen, dann ging er durch den Vorgarten auf die Landstraße hinaus. Er wollte heute allein zu Mittag essen, nicht im Verein mit der großen Zahl der Bekannten, die er in der Sommerfrische kennen gelernt hatte. Er wünschte sich heute keine Gesellschaft, da er nicht sprechen konnte, wenn sie fragten, und nicht lachen konnte, wenn sie lachten.

Nach dem Mittagessen fuhr er ein wenig Kahn, um sich zu zerstreuen. Wie eine Meute hetzender Hunde jagten seine Gedanken seinem alten Verdacht nach, daß er nicht herauskommen konnte aus der Flucht von Kümmernissen und schmerzlichen Gedanken.

Jetzt, wo er die Ruder kräftig einsetzte, daß er sie nur mit Mühe wieder aus der Tiefe hervorstemmen konnte, vergaß er seine Unruhe. Er mußte acht geben, daß die Ruder möglichst senkrecht ins

Wasser kamen, daß er nicht ins Schilf geriet, daß er nicht ungleichmäßig die Ruder zog, daß das Boot nicht nach der einen Seite umkippte usw. Und seine Ungeschicklichkeit nahm seine Aufmerksamkeit so stark in Anspruch, daß sein Verdacht, seine drückenden Befürchtungen sich schleichend unterhalb der Schwelle des Bewußtseins zurückgezogen.

Als er in der Mitte der Havel angekommen war, zog er die Ruder kräftig ein, daß das Boot sanft zu schaukeln begann und bald still lag. Seine Hände lagen auf den Knieen, und sein Oberkörper sank vornüber.

So starrte er sitzend in die Flut. Sie lag da wie eine goldig glänzende Fläche, die Millionen Sonnenstrahlen trunken aufgesogen hatte und nun weithin schimmerte in prächtigem, feuchtem Gold.

Wenn sein Blick über die weite, spiegelnde Wasserfläche glitt, reflektierte sie leuchtende Funken ihm ins Auge, daß es ihn fast schmerzte. Hinten bohrte sich der Fichtenwald schwarz in den klaren blauen Himmel ein mit scharf gezackten Grenzlinien, ganz weit hinten auf der anderen Seite lag das Land wie ein schmales grünes Band auf dem Wasser. In der duftenden sonnigen Luft tanzten blau und grün schillernde Libellen graziös über dem Wasser und ruhten, den schlanken Körper hin- und herwiegend, auf dem Bootsrand aus; Fliegen summten vorlaut in die sanfte Stille hinein, sanft lag die Natur in wundervoller Ruhe ausgebreitet da. Der Wind lag lang hingestreckt und schlafend auf dem Wasser und

erstickte jede kleine Wellenbewegung mit glättendem Atemhauch. Es war als ob das Wasser auch einen tiefen Sommerschlaf schliefe, einen Sommerschlaf in Sonnengold.

Da kam langsam eine Wasserrose einhergeschwommen.

Regungslos, wie ein Toter auf dem Rücken, schwamm das hellgrüne blanke Riesenblatt der Wasserrose auf der Fläche dahin.

Es sah aus wie ein breites, gedrücktes Herz, an dessen schlankem Stengel stolz die Wasserrose hing, schamhaft um ihre bleichen Elfenbeinblätter grüne Blattschleier herumgezogen.

Er riß an dem schlanken Rosenstengel, daß das herzförmige breite Blatt bebte und anhielt. Als er die Rose in der Hand behielt, zitterte das grüne Blattherz vor dem gewaltsamen Riß. Dann glitt es allein, schwankend und zitternd dahin . . .

— — — — — — — — — — —

Als er gegen einhalb vier Uhr nachmittags die Landstraße entlang schritt, die nach der Villa Schröter führte, sah er aus weiter Entfernung, wie Horst die Gartentür öffnete und in das Haus trat. Er beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, ob der Fuchs vorgelassen oder auch abgewiesen wurde. Aber Horst trat nicht wieder heraus.

Leo ging durch den Garten in das Haus. Vielleicht war der Fuchs auch bei ihm gewesen, als sein Besuch auch nicht angenommen war. Aber weder traf er ihn auf der Treppe noch in seinem Zimmer.

Das befremdete ihn sehr. Er trat an das Fenster, um zu sehen, ob Horst nicht aus der Haustür treten würde. Aber es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde . . .

Er stand noch immer brütend am Fenster. Er wurde nicht vorgelassen, und Horst fand Einlaß!

Da blitzte in ihm eine Hoffnung auf. Vielleicht ging es dem Direktor schon besser, deshalb nahm man Horst's Besuch an. Da durfte er nicht fehlen.

Schon stand er vor der Tür der Parterrewohnung mit hochklopfendem Herzen und schellte. Die dicke Magd erschien, aber diesmal ließ sie ihn an der offenen Tür stehen, sie wollte erst „das Fräulein" fragen. Dann hörte er im Nebenzimmer gedämpft ein lebhaftes Gespräch und erkannte mit gemischter Empfindung die schnarrende Stimme Horst's.

Endlich ließ ihn die Magd eintreten.

Ein banges Gefühl, eine Ahnung vor einem schmerzlichen Ungewissen, machte ihn befangen. Als er in das Zimmer trat, dessen Tür die Magd geöffnet hatte, sah er Grete Berger am Fenster stehen, indes Horst am Tisch stand und nervös mit einem eigenen, fast impertinenten Lächeln auf seinem Gesicht an seinem Schnurrbart wirbelte.

Leo verbeugte sich vor Greten und reichte Horst die Hand, dieser schien ihn nicht zu bemerken, sondern faltete ein Blatt, das vor ihm lag, mit beiden Händen auseinander. Dann drehte er ihm plötzlich halb und halb den Rücken zu. Leo war im ersten Augenblick

über diese ostentative Beleidigung so verblüfft, daß er fast sprachlos dastand.

Nun drehte sich Horst langsam und berechnend hochnäsig nach ihm um, und sie maßen sich wie ein paar Todfeinde, tödlichen Haß im Auge. Aber Leo bezwang sich, trotzdem in ihm eine grenzenlose Wut emporstieg; denn er war hier in fremder Wohnung, in Gegenwart einer Dame.

„Darf ich fragen, mein gnädiges Fräulein, wie es Ihrem Vater geht? Ich hörte leider heute früh von seiner Krankheit! Sie wissen ja, wie herzlichen Anteil ich an allem nehme, was Ihren Vater betrifft!"

Seine Stimme klang heiser, als müßte er jedes Wort mühsam herauspressen. Er sah, als sie sich jetzt umwandte, daß ihr Gesicht totenblaß war und ihre Augen verweint. So hatte er sie noch nie gesehen, alle ihre Herbheit und Strenge schien geschwunden und hatte weiblichen, weichen Zügen Platz gemacht. Er wußte nicht, was in ihrem Blicke so angstvoll zitterte.

Aber das Herz krampfte sich ihm zusammen. Langsam mit stockender Stimme erzählte sie, daß allerdings ein starkes Unwohlsein infolge eines Schreckes ihren Vater betroffen habe, aber ehe sie noch weiter sprechen konnte, schnarrte die scharfe Stimme Horst's dazwischen:

„Verzeihen, Fräulein Grete, daß ich unterbreche. Bitte, wenn Sie lesen wollen?" Und er schlug mit der Rechten auf das auf dem Tisch liegende Blatt,

gleichsam als brüske Einladung an Wolff, es durchzulesen.

Leo ergriff es und las das Telegramm:

„Aktien völlig wertlos; Unternehmen war gleich von vornherein bankerott. Stadt in großer Aufregung. Man beschuldigt allgemein Wolff und Königsberger. Brief folgt. Gruß

Manzow."

Seine Ahnung! Seine Ahnung!

Aber nur keine Schwäche zeigen, nur hier nicht, wo Grete Berger war und Horst mit impertinentem Lächeln die Wirkung des Telegramms beobachtete!

Nur keine Schwäche! Und er biß die Zähne zusammen, aber die ersten Worte klangen wie ein ersticktes Schluchzen. Einige Augenblicke lang vergaß er ganz, wo er war, ob er saß oder stand, wer und ob jemand bei ihm war. Wie geistesabwesend starrte er auf das Papier.

Niemand sprach ein Wort.

Mühsam rang Leo nach Luft, nach Fassung.

Er wandte sich an Grete, und mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, bat er sie, ihn bei ihrem Vater zu empfehlen. Er würde heute abend noch nach Hause fahren und sehen, ob er nicht etwas erreichen könnte. Er wußte selbst noch nicht, was er damit meinte!

„Aber sagen Sie meinem Herrn Direktor, daß ich am tiefsten getroffen wurde von dem Ruin des Unternehmens. Er hat Ihr Vermögen dabei verloren, mein gnädiges Fräulein. Das kann ich Ihnen

vielleicht wieder beschaffen. Ich werde es! Aber ich verliere heute viel mehr! Ich kann Ihnen das alles nicht so sagen, aber mir ist so, als wäre nun bei mir alles, alles aus. Wenn Sie nachher an sein Krankenbett gehen, küssen Sie ihm in meinem Namen ehrfurchtsvoll die Hand!"

Dabei ergriff er ihre Rechte, die schlaff herunterhing. Sie überließ sie ihm willenlos, und er küßte sie, indes die Tränen ihm in die Augen kamen. Sie fühlte die warmen Tropfen auf ihrer kühlen Hand und die heißen, bebenden Lippen; sie sah auf das dunkle Haar, das sich zum erstenmal vor ihr tief gebeugt hatte, und ein seltenes Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, durchzog ihre Brust. Aber kein Laut verriet ihre Erregung.

Nur ihr Gesicht wurde noch bleicher, als er aus dem Zimmer stürzte.

Horst wirbelte noch immer an seinem Schnurrbart. Er fand diese ganze Szene „schrecklich sentimental".

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Die große, runde Uhr auf dem Anhalter Bahnhof schlug hart und metallisch klingend ihre acht Schläge ab. Leo zählte mechanisch die Schläge mit, und als er die Zahl acht erreicht hatte, dachte er einen Augenblick an Helene.

Um diese Zeit kam sie aus dem Geschäft, um ihn zu erwarten.

Aber sofort tauchte die Erinnerung an sie wieder unter in dem wogenden Meer seiner chaotisch durcheinanderwirbelnden Empfindungen und Gedanken. Immer wieder trieb das Bewußtsein nur einen einzigen Gedanken über seine Schwelle, den Gedanken an seine Zukunft.

Nicht als ob diese ihm klar und scharf vor dem Innenauge gestanden hätte. Er war unfähig, ruhig und kühl zu denken, sondern aus dem Chaos seines Innern tauchten nur Bruchstücke auf, lose Empfindungen, blitzschnell verschwindende Gedanken, Erlebnisse der letzten Stunden, der ersten Jugend, dann kam wieder, fast plastisch greifbar, irgend eine Szene, ohne daß er unmittelbar darauf wußte, was ihr

Inhalt gewesen, dazwischen summte irgend eine Melodie, die er irgend einmal gehört, eine gemeine Gassenhauermelodie, die garnicht zu seiner Stimmung paßte und die jeden seiner Gedanken überschrie und sich in seine reinste Empfindung hineinstahl . . .

Ab und zu murmelten seine trockenen Lippen, während er sich fast fröstelnd in eine Kupeeecke drückte, ein paar zusammenhangslose Worte, die in dunkler Beziehung zu dem jedesmal sich neu emporwälzenden Bewußtseinsinhalt standen. Er hatte es nicht einmal als Glück empfunden, ein Kupee allein für sich zu besitzen. Es war ihm gleichgiltig, so apathisch saß er da und starrte vor sich hin . . .

Nur das eine Gefühl besaß er klar und deutlich; eine furchtbare Angst vor der Zukunft. Er hätte nicht sagen können, warum, aber er fühlte, wenn er bei seinem Vater das erreichte, was er wollte, so hatte er seinen Traum von einer ethischen Reform der Juden an seiner eigenen Person in Wirklichkeit umzusetzen. Dann stand er vor der Hauptprobe seines Lebens, dann mußte er sich lossagen von ihm! Was er eigentlich von ihm wollte, das stand noch nicht deutlich vor seinen Augen. Nur mußte es sich darum handeln, den von ihm so geliebten Personen das verlorene Vermögen zu retten.

Dabei fiel ihm hier der alte Pastor ein und dann sein Freund Richard. Und wieder empfand er dunkel, daß auch da ein Riß entstehen mußte, ein Riß in der Freundschaft Richards zu ihm. So vorurteilsfrei dieser auch war, so mußte es trübe Schat-

ten auf ihre Freundschaft werfen, wenn der Vater des einen den Vater des anderen für einen Betrüger hielt. Dann mußte es auch damit — aus sein.

Bei diesem Wort, das Leos Lippen wieder laut murmelten, trat ihm der helle Schweiß auf die Stirn.

Betrüger!

Nun war es heraus! Vor diesem Wort hatte er eine fast wahnsinnige Scheu gehabt. Er hatte es gefühlt von dem ersten Augenblick an, als er von dem Scheitern des Unternehmens hörte. Er hatte es gefühlt wie eine bange, kranke Angst vor etwas Unheilsvollem, das mit eherner Notwendigkeit eintreffen mußte, er hatte es gefühlt, als er Greten und Horst gegenüberstand. Er hatte erwartet, daß man es ihm ins Gesicht schleudern würde, daß man seinen Vater so nennen würde. Aber er fand es halb wie eine Grausamkeit, halb wie eine Höflichkeit, daß man dieses Wort nicht aussprach. Aber weit schlimmer, daß man es sich dachte. Und nun, das war ja der Humor der ganzen Sache, nun fand er, der Sohn, der liebende, brave, dankbare Sohn, dieses grade „ehrliche" Wort, und klammerte sich mit der Wollust des sich geißelnden Mönches an die Geißel, gleich welcher dieses Wort ihn ins Gesicht schlug. Er starrte noch immer wie geistesabwesend vor sich hin.

Der Zug raste weiter. Die Nacht war heraufgekommen, und er hatte es nicht bemerkt. Die kleine Laterne in der Mitte der Kupeedecke war angezündet worden, über sie hinweg polterte der Schritt des

Schaffners, der die Laterne anſteckte, aber er hatte es nicht bemerkt.

Durch die offenen Fenſter ſah die Nacht mit tauſend ſchwarzen Augen auf den Einſamen, der ſich lang auf die eine Kupeebank ausgeſtreckt hatte. Die friſche, würzige Sommerluft fegte durchs Kupee und trieb ab und zu graue Rauchfetzen von dem Lokomotivendampf hinein. Schwarzblau lag der Himmel da, und die zahlloſen Sterne blinzelten matt oder hell wie Kinderaugen vor dem Schlafe. Kein Wölkchen hing am Himmel und verſchlang den lichten Glanz einzelner Sterne. Groß und voll, in ruhiger Einſamkeit, glänzte das Silberrund des Mondes herab, und aus ſeinen bleichen Strahlen ſchien eine feine Kälte auszuſtrömen. Wenn der Zug durch einen Wald raſte, dann ſchien die Dunkelheit zu wachſen, ſie riß ihre ſchwarzen Augen auf und ſtarrte ſtärker durch die Nacht. Dann klang ein klagendes Rauſchen durch die Bäume, wie ſchwere, bange Seufzer ſummten die Telegrafendrähte zu beiden Seiten des Zuges und blitzten weißlich, wenn ein Mondſtrahl ſie traf. Dazwiſchen dröhnte das Raſſeln und Sauſen des Zuges eintönig durch die Nacht, daß ein ſchmerzliches Brauſen den Kopf des Liegenden durchzog. Wenn dann der Wald ſich lichtete und eine freie, weite Ebene den Zug ſchweigend grüßte, dann ſchien die Dunkelheit zurückzuweichen, gleichſam als ob ſie ſich in den Wald verkriechen wollte, ein bleicher Dämmer lag auf der Ebene und ſchien in der Ferne immer bleicher und

bleicher zu werden, bis er ganz hinten am Horizont in ein formloses, graues Einerlei ausging. Ein Wärterhäuschen nach dem anderen flog vorbei, ein Dorf nach dem andern. Manchmal war noch Licht in einzelnen Häusern und schien und flackerte unstät und rotglühend durch die fahle Nacht wie große, brandrote Augen. Und donnerte der Zug rasend über eine Brücke, so gähnte das Wasser tiefe Dunkelheit entgegen, während einzelne breite Streifen im Mondlicht silbern erglänzten. Ein feiner Duft vom bleichen Wasserdampf webte zerflatternd und sich zusammenballend auf der Spiegelfläche und nahm, aus der Ferne gesehen, riesenhafte Gestalten an, die gespenstische Pantomimen im Mondlicht aufführten. Wenn der Zug sich einer Haltestation näherte, dann erscholl klagend und langgezogen der Pfiff der Lokomotive unter Dampfprusten und verlangsamtem Wagenrasseln durch die Nacht. Dann ging Leo schlaff ans Fenster und sah hinaus auf den Perron, auf die bleichen, übernächtigen, farblosen Gesichter einzelner neuer Passagiere, auf den Kellner, der monoton allerhand Speisen mit schläfriger Stimme anbot und sich zusammennahm, um nicht zu gähnen. Ab und zu tauchte ein müdes Gesicht schläfrig und verdrossen aus einem Kupee und verlangte mürrisch irgend etwas.

Dann pfiff es wieder so stark, daß es ihn schmerzte und der Zug setzte sich in Bewegung. Seine Kopfschmerzen nahmen zu mit dem monotonen Gerassel des Eisenbahnzuges. Unaufhörlich fand

jeder einzelne Wagenstoß, jedes Rasseln ein schmerzhaftes, stechendes Echo in seinem Kopfe, daß er sich stöhnend hin- und herwarf, die verschiedensten Lagen durchprobierte und doch vor Kopfschmerz nicht Schlaf fand. So war es ihm in jeder Nachtfahrt ergangen, aber so starke nervöse Schmerzen hatte er noch nie gefühlt. Wie ein schwerer Druck lag es ihm auf dem Gehirn, beängstigend und beklemmend, indes er an den Schläfen ein Stechen empfand, als wenn mit grausamer Monotonie und Beständigkeit tausend Nadeln sich einbohrten und wieder herausrissen. Dazu kam, daß er seit gestern Mittag keinen Bissen hatte essen können. Das vermehrte seine Unlustempfindung, ohne daß er darauf geachtet hatte, woher sein Übelbefinden kam. Er hatte nun alles vergessen, jede Einzelheit des letzten Tages, die ihn geschmerzt hatte, vor den physischen Qualen, die er ertragen mußte; da war als Rest seiner ganzen qualvollen Überlegungen nur ein heftiges physisches Schmerzgefühl geblieben, das sich mit seinen körperlichen Leiden verschmolz.

So lag er da, wie zerschlagen, zuweilen fröstelnd vor Fieber, zuweilen heiß zum Ersticken, zwischen den offenen Fenstern des Kupees, das die frische Nachtluft durchzog. Er starrte auf das gelbe, kleine Lichtfünkchen der Kupeelampe an der Decke wie ein Toter mit offenen Augen, apathisch, schlaflos, traumlos . . .

Er hatte keine Gewalt mehr über seine Gedanken. Sie kamen, sie gingen, eine bunte Flucht krauser

Erinnerungen, die Reste gestorbener Eindrücke, wahllos, ziellos, ohne Ende. Mit heißen, offenen Augen ließ er das Sturzbad über sich ergehen. Wenn er eine Erinnerung festhalten wollte, um ihr ins Gesicht zu sehen, um sie über sich und seine Vergangenheit auszufragen, um irgend eine holde, liebe Situation noch einmal durchzuleben, so verschwand sie, von einer andern entgegengesetzten verdrängt, ohne daß er auch nur ein Atom Willen verwandt hätte, um ihrer Herr zu werden. Und wenn er die Augen aufschlug und in das einsame, gespenstische Lämpchen über sich sah, oder hinaus in die Nacht, dann wußte er nicht, ob er geschlafen und geträumt hatte, ob und was in ihm vorgegangen war. Dann regten sich wieder seine physischen Schmerzen mit verdoppelter Gewalt, als ob sie wüßten, daß er jetzt an gar nichts dachte und nun Zeit hätte, ihre Bitterkeit ganz auszukosten.

Einmal legte er, als er am Fenster stand und hinaus sah, seinen schmerzenden Kopf an die senkrechte Fensterkante, aber das ewige monotone Rütteln und Schütteln des Wagens verstärkte noch seine Schmerzen bis ins Unerträgliche. Er hatte das Gefühl, als wenn er umfallen müßte vor Mattigkeit und Schmerz. Aber er biß die Zähne aufeinander und hielt sich mit beiden Händen an dem offenen Kupeefenster fest.

Ein Windstoß fegte eben herein und machte ihn frösteln. Die Nachtluft war kühl geworden. Aber er wollte sich nicht mehr auf die Bank legen. Des-

halb blieb er am Fenster stehen und sah nach dem Himmel. Hier waren viele Sterne schon so matthell geworden, als wären sie dem Erlöschen nahe und pufften noch ein paarmal blinzelnd auf. Auch hatte die Dunkelheit ihren bleichen mondglänzenden Schimmer abgelegt, als hätte die Luft ihn entführt, wie den feinen Staub von Schmetterlingsflügeln, und an seine Stelle war ein schläfriges, verdrießliches Grau getreten. Die Dämmerung kündigte das Erwachen des Tages an, und in der Tat erblickte Leo mit müden, brennenden Augen am Horizont hinten den ersten matten Streif schmutzigen Weiß. Auch vermochte er schon einige Umrisse von Häusern zu erkennen, wenn der Zug an Dörfern vorbeiraste.

Die herbe Morgenluft tat ihm gut. Sie kühlte sein heißes Gesicht, und seine fiebernde Stirn empfand die Kühle wie eine Wohltat. Aber in dem Grade, wie er zu sich selbst kam, wachten die trüben Gedanken wieder auf, die seelischen Schmerzen, die er gestern erlitten, und nach und nach rang sich wieder die klare Erkenntnis von dem empor, was er gehört hatte, was er wußte, was er von seinem Vater wollte.

Und wieder stand die Szene vor seinen Augen, als er mit Horst und Grete zusammen war. Da hatte er instinktiv gefühlt, als sie einander haßerfüllt gegenüberstanden, welch eine Welt zwischen ihnen lag. Hier hatten sich der Deutsche und der Jude einander gegenübergestanden, beide von dem jungen Geschlecht derer, die an der Zukunft bauen sollten, hier hatten sie die Rollen getauscht, hier war Horst

nicht mehr der Werther, sondern er war es, er vertrat mit seinem ganzen Herzen die Macht des Gefühls, er war es, der die Wertherrolle mit seinem Herzblut zu spielen hatte, während Horst der nüchterne deutsche Rationalist und Streber war, der Judenhaß empfand aus Instinkt und Berechnung. Aber hatte er ein Recht, Horst als Typus der jungen Generation anzusehen, war es nicht weit eher Richard Manzow, sein großer, starker, treuer Richard, der . . .

Hier brach seine Gedankenkette ab; denn als er hinaus sah, erblickte er hinten am Horizont einen feinen graugelben Streifen. Die Dämmerung war furchtsam immer weiter zurückgewichen, und es lag ein unheimliches, totes Grau auf der Erde, als ob sie sterben wollte. Aber hinten wuchs der gelbe Streifen goldig aus und wurde breiter. Nun ergriff seine Färbung die benachbarten Wolken, die langsam sich in das gelbe Farbenmeer tauchten und nun hell und freudig am Himmel vorrückten. Es war, als wollte das lebensfrohe und kühne Gelb vorrücken zum Kampfe gegen das tote Grau des Himmels, der Nacht. Die Sterne wichen immer ängstlicher und bleicher zurück. Das ferne Gelb wurde immer dunkler und dunkler, bis es in funkelndem Golde prangte. Nun mischte sich ein feiner angenehmer Ton hinein, der anschwoll und eine schwache rosenrote Färbung annahm.

Die Sonne kündigte sich an.

Leos Auge trank gierig dieses einsame Schauspiel, als ob es sich nur für ihn in dieser unendlichen

Stille darstellte. Ein wunderbares Strahlenheer schoß von dem ersten funkelnden glutroten Sonnenstreifen aus, den die Sonne in den Horizont hineinschob. Das flammte in Purpur, Rot, Orange und Gelb und verschmolz an den Grenzen zu feinen Farbennüancen.

Leo schaute dieses herrliche Schauspiel mit tiefer Empfindung an. Es war ihm so feierlich dabei zu Mute, als er die Sonne feuertrunken und glutdampfend emportauchen sah in ewig siegreicher Schöne. Er hatte sie ja so lange nicht frei und nicht durch Großstadtdunst gesehen, sie, die freie herrliche Sonne! Das stimmte ihn so ernst, so wehmütig!

Eine bleiche Helle lagerte auf der Ebene. Er sah nach der Uhr. Sie zeigte vier. Nun hatte er noch fast vier Stunden zu fahren, und er war daheim. Er fing an unruhig zu werden. Er setzte sich wieder und versuchte nachzudenken, scharf und klar sich darzulegen, was alles vorgefallen. Aber kaum waren seine Gedanken bei dem Ruin des Aktienunternehmens angelangt, da geriet sein grübelnder Verstand auf das Wort, das ihn bereits stundenlang beschäftigt und gequält hatte.

Betrüger!

War dieses Wort nicht berechtigt? Und er suchte in seinen Taschen herum und las ein Telegramm. „Allerdings pleite. Wozu kommen. Alles in Ordnung! Fein! Fein! Gruß

Dein Vetter Königsberger!“

Dieses Telegramm hatte er erhalten, als er nach seiner Szene mit Horst und Grete in seiner Aufregung telegrafisch zu Hause angefragt hatte, ob die Nachricht von dem Ruin des Unternehmens wahr sei. Immer wieder las er die Antwort, die er erhalten, und wurde immer unruhiger. Daß Königsberger bei einer so wichtigen Sache antwortete, war nicht weiter auffällig. Gewiß hatte sein Vater alle Hände voll zu tun, aber das „Alles in Ordnung" war doch befremdend. Wenn das Unternehmen eben ruiniert war, dann mußte auch seines Vaters großer Anteil verloren sein. Damit aber war sein Vater in seinen, Leos Augen, moralisch gerettet, und er hätte dann dankbar aufgeatmet. Dann wäre es eben eine falsche geschäftliche Spekulation seines Vaters gewesen, die er mit dem Verlust einer großen Summe gebüßt hätte und die leider auch viel kleine Leute, welche den Verlust ihrer Ersparnisse nicht leicht verwinden konnten, auch mit in den Sturz verwickelt hätte. Das war eine rein geschäftliche Schuld seines Vaters gewesen, aber moralisch war er nicht einer jener eigennützigen, gewinnsüchtigen Juden, die er so sehr haßte.

Aber das „Alles in Ordnung" warf diese Annahme über den Haufen. Er grübelte nach und immer wieder nach, aber sein Resultat war immer dasselbe.

Wenn das Unternehmen ruiniert war, dann mußte auch seines Vaters Anteil, der ja dreiviertel der ganzen Aktien auf sich genommen haben sollte, auch verloren sein. Wenn nun „Alles in Ordnung"

war und sein Vater nichts verlor, dann konnte nur ein Betrug, ein grenzenloser Betrug seine Hand im Spiele gehabt haben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht! Vielleicht irgend ein Börsencoup, dachte sich Leo, von dem er gar keine Kenntnis hatte, vielleicht eins der Manöver, die nicht dem Strafrichter verfallen und doch moralisch gemein waren, tief gemein.

Wenn seine Gedanken an diesem Ende angekommen waren, dann wurden ihm die Augenlider heiß, und er glaubte immer, im nächsten Augenblick würden ihm die Tränen aus den Augen stürzen. Ihm war zu Mute, so verzweifelt, daß er sich lang auf den Boden hätte hinlegen mögen vor unaussprechlichem Weh. Dann gellten ihm immer die beiden Worte „alles aus" in den Ohren, und er wußte nicht, ob er weiterleben konnte mit diesem Herzen voll Anklagen gegen seinen Vater, mit dieser Schmach an seinem Namen.

War das die große sittliche Reformation?

Hatte er nicht immer von den Alten gepredigt, die anders seien als die Jungen? Und glaubte er, sein Vater wäre eine Ausnahme, wäre weniger „Jude" gewesen, als jeder andere? Nun bewies dieser seine Zugehörigkeit zur alten Generation, nun stand er, Leo, vor der großen Prüfung seines Lebens, und nun versagte seine männliche Kraft? Nein, murmelte er in sich, das sollte nicht geschehen. Mit seiner ganzen Kraft wollte er an sich arbeiten, um

teilzunehmen an der Arbeit, an der Mission des deutschen Volkes.

Da fiel ihm wieder Horst ein, und er fühlte, wie unmöglich es war, mit diesem Hand in Hand zu gehen. Dessen Haß gegen ihn, den Juden, war zu mächtig, als daß er hätte erwarten mögen, man würde ihn mit bereitwilligen Armen aufnehmen. Und er verzweifelte ganz!

Hier das alte jüdische Geschlecht, dort die junge deutsche Generation, im Antlitz und im Rücken Feinde, hier hieß es ausharren oder mutig untergehen.

Aber war nicht auch Richard einer der jungen Generation, sein Richard?

Jedoch nicht lange verweilte sein Geist bei diesen Fragen. Das Knistern des Papiers, das ihm entfallen war und das er mit Füßen getreten, weckte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Fein! Fein!" hatte auf dem Telegramm gestanden. Und da sah er im Geiste schon vor sich die gedrungene Gestalt mit dem jüdischen Gesicht und den dicken Wulstlippen, diesen Königsberger! Fein! Fein! das war ja eine Lieblingsredensart von ihm, wenn ihm etwas besonders Schlaues gelungen war. Dann zog er den Kopf zwischen die Schultern ein, hob die rechte Hand bis ans rechte Auge, preßte den Zeigefinger gegen den Daumen, kniff die Augen zusammen und schmunzelte vergnügt: „Fein! Fein!"

Und er fühlte wieder eine Art Grauen vor diesem krötenartigen Wesen! — — —

— — Nun war es bereits halb acht. Er hatte keine Ruhe mehr und stand aufgeregt am Fenster. Jedes Dorf, an dem der Zug vorbeibrauste, kannte er. Drüben lag Gemmersdorf, dort Fredersheim, wohin er als Schüler so oft Partien unternommen hatte. Immer näher kam er seiner Heimat. Immer mehr sprachen die Orte, die Bäume, die Felder von Erinnerungen aus seiner Kinderzeit. Dort die Schloßruine vor der Stadt, zu der er mit Richard oft hingewandelt, wo sie oft knabenhaft geschwärmt ...

Und hier überwältigte ihn das Gefühl der Wehmut, daß ihm fast die Tränen in die Augen stiegen. Die schwere Nacht, die er überstanden, die seelischen Qualen, die er erduldet, seine nervösen Kopfschmerzen im Verein mit einem nagenden Hungergefühl, machten ihn noch dazu zum Umfallen schwach.

Er hielt sich mit beiden Händen an dem Fenster fest, während seine Augen wie durch einen Schleier alle Gegenstände vor sich vorbeifliegen sahen, den Schloßpark, das Flüßchen, die Brücke, die kleine Fabrik. Er sah Menschen, er hörte Stimmen und Wagenrasseln, aber alles gedämpft wie aus weiter Ferne.

Er erkannte niemanden, er starrte immer nur, die Tränen im Auge, vor sich hin, in stumpfem dunkeln Gefühl.

Er empfand nicht mehr seine körperliche Schwere, ihm war, als wäre er federleicht, körperlos, als schwämme er im Ozean der Luft, wesenlos, ein Hauch. Er hörte nicht das Pfeifen, nicht das mächtige Pusten

der anhaltenden Lokomotive auf dem Bahnhofe, nicht das Klappern der sich verlangsamenden Räder, nicht das Rufen und Schreien Vorübereilender, sondern hielt noch immer beide Hände um das Fenster gekrampft.

Als der Schaffner die Tür seines Kupees aufriß, sah er nicht, wie einige Leute, die ihn kannten, auf ihn zueilten. Er starrte sie an wie geistesabwesend, und als er einen Schritt nach vorwärts machte, da griff er in die Luft, da taumelte er und sank lautlos aus dem Kupee zur Erde . . .

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Man brachte ihn in die Bahnhofsrestauration und bemühte sich, ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken. Diese mußte nicht tief gewesen sein; denn schon nach einigen Minuten regte er sich, schlug die Augen auf und starrte die Leute, die vor ihm standen, wie geistesabwesend an. Nach und nach kam ihm das Bewußtsein wieder, und als er das ihm wohlbekannte Gesicht des Postsekretärs sah, ward ihm klar, wo er war. Mit einem Ruck erhob er sich. Als er stand, schwankte er ein wenig, so schwach fühlte er sich, aber sein Geist war mit einem Male von unheimlicher Klarheit. Er wußte, was er hier wollte, warum er hier war, was die nächste Stunde ihm bringen mußte. Er dankte den Leuten für ihre Bemühungen und ging hinaus aus dem Bahnhofsgebäude und fragte nach einem Wagen.

Als dieser sich langsam in Bewegung setzte und Leo ein Haus nach dem andern erkannte, da schlug ihm das Herz fast hörbar vor innerer Erregung. Diese Stille, diese kleinen winkligen Häuser, diese paar Menschen, die die Straßen entlang schritten, dieses holprige Pflaster, das den Wagen immer ruck-

weis emporstieß und ihm empfindliche Kopfschmerzen verursachte, das war noch sein altes, liebes Heimatstädtchen. Immer stärker wurde seine Aufregung. Da sah er einen Bekannten die Straßen entlang kommen, den Apotheker, bei dem ihm, als er noch Knabe war, immer die großen Hände und Füße aufgefallen. Er grüßte aus dem Wagen, daß dieser ihn verblüfft ansah.

Aber er grüßte nicht wieder? Wirklich nicht? Er mußte ihn gesehen haben, und er grüßte nicht wieder! Was war das?

Leo wurde totenblaß. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Dann stieg ihm wieder die Röte der Wut ins Gesicht, daß er hätte aus dem Wagen springen und den Kerl an der Brust packen können: „Warum grüßt du nicht. Was habe ich dir getan?" Er spähte nach einem anderen Bekannten aus, dem er begegnen konnte. Aber gerade, weil niemand weiter seinen Weg kreuzte, stieg seine Erregung ins Maßlose. Immer näher kam er seinem Hause. Jetzt fuhr er bei dem Pastorhause vorbei, aber seine forschenden Augen sahen niemanden am Fenster. Dieses Haus weckte wieder die Erinnerung an des Pastors Telegramm, und er biß die Zähne fest aufeinander. Nun wußte er, was er hier zu tun hatte. Stark wollte er sein; denn er hatte eine große Pflicht zu erfüllen, eine große, bittere Stunde durchzukosten.

Als der Wagen knarrend vor seinem Hause hielt, flimmerte es ihm vor den Augen, und ihm war, als sollte er noch einmal umfallen vor Erschöpfung. Er

stieg langsam aus. Er sah durch das Parterrefenster, wo sich das Komtor seines Vaters befand, in das maßlos erstaunte Gesicht Königsbergers, der bei dem Anhalten des Wagens vom Schreibpult aufgesehen hatte.

Als Leo in den Hausflur trat, eilte ihm Königsberger entgegen, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, indes er den Federhalter zwischen den Zähnen hielt und unbeholfen hervorstieß:

„Nu, Leo, du hier. Haste nich bekommen mein Telegramm? 'N Tag!"

„Wo ist Papa?" fragte er mit müder Stimme.

„Der Onkel is noch oben!" klang die mit breitem polnisch-jüdischem Akzent gesprochene Antwort.

Mit schweren Schritten ging Leo die Stufen empor in das erste Stockwerk, gefolgt von den leisen Schritten Königsbergers, der ihn und sein totblasses Gesicht mit unsicheren Blicken musterte.

Das Schweigen Leos beunruhigte ihn.

Ein paar Stufen vor der Tür des ersten Stockwerks sprang er an ihm vorbei, um zuerst oben zu sein und die Nachricht von der Ankunft Leos dem alten Wolff als erster mitzuteilen. Er klingelte heftig.

Als das alte Dienstmädchen ihm die Tür öffnete und mit einem Laut des Erstaunens Leo sah, eilte Königsberger voraus. Einige Türen klappten heftig hinter ihm zu.

„Du, Onkel. Er ist da, der Leo! Hab' ich mir's nicht gedacht! Er ist ja so meschugge!"*)

*) Verrückt.

Der alte Mann sprang auf. Sein gelbes Pergamentgesicht zeigte einen Ausdruck von lebhaftem Erstaunen und Sorge, aber ohne Königsberger zu antworten, ging er auf seinen Sohn zu, der eben in die Tür getreten war.

„Guten Morgen, Papa", sagte er weich, und eine tiefe Rührung ergriff ihn, als er den alten Mann sah mit der krummen Nase und dem schwarzen, mit Grau gemischten, langen Bart, das Gesicht durchfurcht von scharfen Linien und den Kopf ein wenig nach vorn gebeugt durch die Last der Jahre und Arbeit.

Er küßte ihn wie er es stets gewohnt war.

Der Alte murmelte ein paar Laute, die als Begrüßung gelten sollten. Er sah besorgt in das krankhaft bleiche Gesicht seines Sohnes, das einen so herben Zug um die Mundwinkel hatte. Sie sahen sich beide an, als sie einander gegenüberstanden, während Königsbergers Blicke lauernd von dem einen zum andern schossen.

„Willst du nicht gehen schlafen, Leo? Bist doch gefahren die ganze Nacht! Und gewiß müde. Willst du nicht trinken Kaffee? Oder essen was? Setz' dich hin, und zieh dir die Stiefel aus und leg' dich hin auf das Sofa! Oder willst du gehen auf dein Zimmer? He, Kathinka, mach' für den jungen Herrn 's Bett zurecht!"

Und wie ein kleines Kind führte er seinen Sohn zum Sofa, auf dem dieser matt zusammensank. Aber wenn er sich auch müde und schlaff fühlte, so hing

doch sein Geist mit hartnäckiger Energie an dem einen Gedanken fest: Er mußte wissen, wie es um das gescheiterte Unternehmen stand, wie sein Vater daran beteiligt war.

Er lehnte jede Speise, jeden Trank ab. Er zitterte vor der ersten Frage bang zurück und versuchte jedesmal den Mund zu öffnen, wenn sein Vater sich mit einer neuen Frage an ihn wandte, wenn er sich liebevoll um ihn bemühte.

„Du siehst aus wie krank, Leo? Fehlt dir was? Warum bist du jetzt gekommen? Hast doch geschrieben, erst Mitte September! Nun, hast du gearbeitet mit dem Herrn Direktor? Ein feiner Herr, ein nobler Herr", sagte der Alte, um seinen Sohn zum Sprechen zu bringen. Dessen Stillschweigen, dessen blasses, verstörtes Gesicht verursachte in ihm ein Angstgefühl, daß er ihn zum Sprechen bringen wollte.

Bei der Erwähnung des Direktors kam Leo wieder zu sich. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, seine Lippen bebten, als er sie öffnete, und schlossen sich, nachdem sie ein heiseres Stöhnen ausgestoßen. Endlich fand er die Frage:

„Also, das Unternehmen ist verkracht, Papa?"

Der Alte sah unschlüssig bald auf Königsberger und bald aus dem Fenster. Er nickte bloß mechanisch mit dem Kopfe.

„Total pleite!" mischte sich Königsberger ein, daß Leo ihn von oben bis unten mit großen Augen ansah, starr und fest, so daß dieser nicht wußte, was

das zu bedeuten hatte und in seiner Verlegenheit laut lachte.

„Und so viel kleine Leute auch mit? Der Direktor mit dem Vermögen von Fräulein Grete, der Pastor auch, und der Apotheker? Was?" zischte er zwischen den Zähnen hervor.

Der Alte nickte wieder mechanisch mit dem Kopfe. Er wußte noch nicht, was sein Sohn mit seinen Fragen bezweckte, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, wie er es so oft getan, zu sagen: „Kümmere dich um deine Bücher!" Er hatte heute eine seltsame Scheu davor, seine väterliche Autorität geltend zu machen; denn nicht Neugier sprach aus dem bleichen, verzweifelten Gesicht seines Sohnes, sondern etwas anderes, etwas ganz anderes, das er nicht enträtseln konnte und das ihm dumpfe Besorgnis einflößte.

„Nu selbstredend sind se auch verloren gegangen, die Berger, Manzow und die andern, sieh'ste Leo, das ist eben der Kniff! Fein! Fein!" mischte sich Königsberger wieder ein. „Wir haben alles raus! Hätt'st also garnicht brauchen kommen! Wir sind fein gesichert, und noch 'n Profit! Ich sage dir, fein, fein, Die dummen Gojims . . ."

Da hielt er bestürzt inne. Er sah in das schreckensbleiche Gesicht Leos, wie jeder Tropfen Blut aus ihm gewichen, er sah in große, starrblickende Augen, aus denen alles Bewußtsein geflohen schien, und dann sah er, wie Leos Kopf auf den Tisch sank. Er hörte ein Weinen, das so dumpf und gebrochen

klang, als käme es aus tiefster Brust und ränge sich nur mit Mühe los in einzelnen heiseren Lauten, wie die kurzen, rauhen Schreie eines totwunden Hirsches . . .

— — — — — — — — — —

Er starrte verblüfft auf den Dasitzenden, . . . er wußte nicht, warum er weinte. Er ahnte nicht einmal einen Grund, der den richtigen in irgend einem Punkte berührte, sondern fand für Leos Benehmen nur sein jüdisches Kraftwort „einfach meschugge". Aber da er sah, wie eifrig sich der Alte bemühte, seinen Sohn zu beruhigen, wie besorgt er um ihn tat, wie um ein kleines, krankes Kind, da trat er auch mit unsicheren Schritten an ihn heran und murmelte ein paar Worte. Er legte seine Hand auf Leos Schulter und sagte:

„Nu, sei nur ruhig! Wir haben alles! Du brauchst nich so zu sorgen für uns! Fein, fein!"

Da fuhr Leo auf, daß der Arm seines Vaters, der auf seinem Haupt lag, herabglitt, und schlug Königsberger mit der geballten Faust ins Gesicht.

Dieser taumelte. Er wurde rot vor Wut und Erstaunen über diesen unvorhergesehenen Angriff, und fing an, ihn mit Schimpfworten zu überhäufen, da er nicht wagte, den Schlag Leos mit gleichen Tätlichkeiten zu erwidern. Der alte Mann jammerte und wußte nicht, wem er Recht geben sollte.

„Das ist der Dank, Onkel", schnaubte Königsberger, indes sein Gesicht immer mehr anschwoll vor Haß gegen seinen Vetter, dem er seit Jahren

mit instinktiver Abneigung gegenübergestanden hatte, „hab' ich mich für dich abgearbeitet wie ä Pferd, Tag und Nacht, und nu kommt dein Sohn, dieser Goj, und schlägt mer ins Gesicht! Für meine Arbeit? Hab' ich dir nich geraten ßu dem feinen Verkauf von de letzten Aktien und ßu de Besprechungen in de großen Zeitungen? Und hab' gearbeitet für deinen Sohn 'n Tag und de Nacht? Ich wer' gehn, wenn de willst, Onkel. Gewiß wer' ich gehn! Ich kann nich mit so ä Meschuggenem zusammen sein!"

„Und das nennst du ‚verrückt', weil ich mich gegen deine Gaunerei empöre?" zischte Leo wütend darüber, daß Königsberger sich noch für beleidigt halten konnte. „Ich weiß ja nicht, was Ihr getan habt, Papa mit Königsberger, aber daß alle ihr Geld verloren haben — und Ihr nicht, im Gegenteil, Ihr habt noch Gewinn gehabt, das faß' das begreife ich nicht! Das kann nicht ehrlich sein, das ist einfach eine Infamie . . ."

„Leo", schrie die Stimme des Vaters, „was sagst du? Ein feines, ein schlaues Börsengeschäft, was sie machen alle, das nennst du — so — mit diesem Wort. Du verstehst nichts davon!"

„Nu, der Onkel hat ganz Recht?" Und Königsberger entwickelte ihm das ganze Manöver, mit dessen Hilfe die Aktien aus ihren Händen zum unnatürlichen Preise verkauft worden waren. Seine Augen glänzten vor Vergnügen über die „fein, feinen" Kombinationen, die er entwickelte. Aber Leo verstand ihn nur halb, so angestrengt er sich trotz seiner

Mattigkeit bemühte, Königsbergers schlauem Börsencoup zu folgen. Nur das eine bohrte sich mehr und mehr als Gewißheit bei ihm fest, daß dieses ganze Manöver sich auf einem unendlich feinen, berechneten, raffinierten Betrug aufbaute, der haarscharf am Gesetz vorbeiging.

Nun hatte seine Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht. Er hörte nicht mehr zu, wie sie ihm beide eifrig zuredeten, zu Bett zu gehen und auszuruhen. Er sähe so verstört aus. Sie befürchteten, er würde noch krank werden. Aber apathisch saß er da und dachte immer an das eine Wort „Betrüger". Als er einmal emporsah, sah er starr auf das Bild an der Wand, aber keine Miene seines Gesichtes verriet, daß er das Bild erkannte.

Erst als sein Vater mit zitternder Stimme bat: „Leo, geh' doch schlafen", da erwachte er aus seiner Lethargie. Er erkannte das schmale, feine Gesicht seiner Mutter im schwarzseidenen Kleide. Es stieg in seinem Halse etwas empor, das ihn zu ersticken drohte.

Da hörte er, wie die Stimme Königsbergers zornig sagte: „Nu, was will er? Hat er nicht bekommen immer Geld? Hat er es nicht genommen? Wozu hast du dein Lebtag gearbeitet, daß jetzt der grüne Junge zu dir sagt: ‚Infamie'. Arbeits du nicht für ihn? Ist das Geld, das du hast gewonnen, nicht für ihn? Nu, warum soll ich ruhig sein? Mag's der Leo hören? Hat er nicht genommen von dem Gelde und gesossen und gegessen wie ä Goj?

Hat er gefragt, woher es ist? Nu, wenn er es hat genommen, warum die Gesaires und Geschichten?"

„Ich wünschte, ich hätte es nie getan, Papa!"

„Nu, was hättest dann gemacht? Kannst de leben von Träumen und Bücherlesen? Kannste dir was verdienen? Nu, wenn de das nicht kannst, was redst du? entgegnete mit frecher Miene sein Vetter.

„Hat er nich recht, Leo", mischte sich nun sein Vater ein. „Für wen arbeit' ich? Für wen habe ich das große Vermögen unberufen gespart? Und das letzte auch? Gönn' ich mir was? Nu ich will ja auch nichts, aber ich hab' dir gegeben, wenn du wolltest haben, für Bücher und Stunden und alles, was ich nicht gehabt hab' in meiner Jugend, wo ich gegangen bin mit Hosenträgern und Kämmen von Haus zu Haus. Und nu kommst du und sagst mer, ich hätte die Christen betrogen und sagst mir das auf meine alten grauen Haare".

„Ja, Onkel", warf erregt Königsberger ein, „er ist geworden der reine Goj durch den langen Manzow, du nimmst sie in Schutz, weil du die Gojim nicht kennst. Ich aber" — seine Augen blickten Rachsucht und Wut — „ich kenn' se und hab' eine Wut auf sie. Hast du bekommen wie ich als kleiner Bocher von vier Jahren Prügel, wenn ich mich gezeigt hab' auf der Straß'? Und hat man geschrien „Mauschel" und dir gespien ins Gesicht? Wie zu Hause bei mir? Hast du gehungert und wenn du wolltest hingehn und sagen: „Nu, ich habe Hunger", hast du da bekommen ein Fußtritt

vor'n Leib, daß sie hingestürzt ist, meine selige Mutter? Hast du diese Gojim gesehen, diese Christen? Nein, und nu weißt du, warum ich solch ä Haß habe, wenn ich sie sehe! Habe ich nich ä Herz wie sie, und bin ich nich ä Mensch wie sie? Und nich ä Stück Vieh? Gewiß haben wir se betrogen, aber fein, fein! Und nun können se kommen, deine Gojims Manzow und Berger, nu können sie kommen, die dummen, dummen Gojim!" . . .

Er hatte etwas Wildes in seinen Worten, die er heftig und rauh hervorstieß, als wollte er einmal hinausschreien, welch leidenschaftliche Rachsucht die Behandlung der Christen in seinem Herzen großgezogen.

Nun verzweifelte Leo ganz. Er sah einen ungeheuren Abgrund zwischen sich und den beiden vor ihm stehenden Juden, der sich durch nichts überbrücken ließ. Sein Geist klammerte sich an die beiden Namen, die Königsberger zuletzt genannt hatte. Und da fiel ihm wieder ein, daß es nun aus war mit seiner Freundschaft zu ihnen, unwiederbringlich aus. Sollte er ihnen jetzt sagen: „Gebt euren Raub heraus! Ich will nichts von eurem Sündengeld", sie hätten ihn gar nicht verstanden! Und wenn er ihnen sagte: „Gebt zurück, was ihr nur durch raffinierten Betrug erlangt habt", sie hätten ihn für verrückt gehalten. Es gab ja keine gemeinsame Brücke für sie, wo sich ihre Lebensanschauungen verständnisvoll begegnet hätten. Ein Entschluß stieg in ihm auf, ein Entschluß, der ihm alles Blut aus

dem Gesicht jagte und ihn fast zum Umfallen brachte: Lossagen von denen, mit welchen er keine Gemeinschaft fühlte und keine haben wollte. Aber noch zitterte dieser Entschluß in unbestimmten Umrissen durch seine Seele, ohne feste Gestalt, aber er hatte das bange Gefühl, als wenn er bald greifbare Gestalt annehmen und ihn einmal völlig beherrschen würde.

Winkte da nicht drüben seine Mutter schmerzlich mit den Augen? Oder weinte sie? Wie durch einen Schleier sah er das Bild an, unverwandt, als wollte er sich Antwort holen auf die bangen Fragen, die in seinem Innern drohend sich erhoben.

Er wollte noch einen letzten Versuch machen. Er sprach von Grete Berger, deren Vermögen verloren sei, der Tochter seines Lehrers, dem er dankbar sein müsse sein ganzes Leben hindurch, von Manzow, dessen Sohn sein liebster Freund sei und sein vertrautester Kamerad. Nun müsse ja alles aus sein.

„Ich verliere einen zweiten Vater, die Freundschaft einer Familie und mit meinem Freunde ein Stück meines Herzens!"

Seine Stimme klang bewegt. Er stand auf und stellte sich vor seiner Mutter Bildnis hin, als erwarte er von ihr Billigung seiner Worte.

„Was heißt", rief Königsberger, „willste, daß wir sollen ihnen geben zurück das Geld? Stuß."

„Es tat mir ja auch leid, daß Manzow und Berger dabei waren. Aber kann ich dafür, Leo, bedenk' doch", wagte der alte Wolff einzuwenden,

„daß sie ganz alleine ihr Geld anlegen wollten in diesen Aktien!"

„Und wenn du ihnen willst geben ihr Geld", spottete Königsberger mit höhnischem Lachen, „werden sie es nehmen, Berger und Manzow? Von uns, den Juden, ein Geschenk? Stuß! Sie werden es nicht, diese dummen Gojim!"

„Gewiß nicht", bestätigte der Alte.

„Und wär' auch meschugge, es zu geben? Seit wann macht man solche Geschäfte?" schloß Königsberger.

Leo stand noch immer vor dem Bilde der blassen Frau. Einsame Streifen Sonnenlichts glitten eben durch das Fenster hin über das bleiche Gesicht, daß es fast bekümmert aussah. Die hellen Tränen schossen ihm in die Augen, während er es fest anblickte, als hielt er stumme Zwiesprache mit der Toten.

Nun wandte er sich langsam um. Mit einer Stimme, so seltsam gebrochen, daß sie die beiden schweigen machte, sagte er leise:

„Ich habe heute so viel verloren. Alle Menschen, die ich lieb gehabt habe, durch dich, Papa. Nun habe ich auch dich verloren!"

Und er ging langsam und bedächtig nach der Tür, langsam und bedächtig, um zu sehen, ob er nicht fehl trat, denn er befürchtete umzufallen vor Schmerz und Erschöpfung. Er fühlte sich namenlos elend und krank.

Als sein Vater auf ihn zueilte und ihn am Arm fassen und festhalten wollte, wich er instinktiv aus, fast als ob er Furcht empfinde vor dieser Berührung und sah ihn mit einem Blick an, mit einem Blick ..., daß der Alte festangewurzelt stehen blieb.

Die Tür schlug hinter Leo langsam zu, aber der alte Mann stand noch immer da und starrte ihm nach.

Er hörte, wie Leo nach seinem Zimmer im zweiten Stockwerk ging, er hörte die langsamen Schritte immer leiser werden, aber noch immer stand der alte Jude da und starrte vor sich hin, als hätte er eine fremdartige Erscheinung gesehen. . . .

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage lang lag Leo bereits schwer krank zu Bett. Nur selten kam ihm die Besinnung wieder, meist lag er in irren Phantasien und stieß allerhand Worte aus, die einzigen Brücken, welche sein krankes Seelenleben nach außen hin schlug. Nie erwähnte er in seinen irren Worten seinen Vater, so sehr sich auch der alte Mann an seinem Bette danach sehnte. Meist schlug ein Mädchenname an sein Ohr, den er von Leo nie gehört hatte. Wenn er den Namen Erna Berger hörte, dann nickte er vor sich hin, als ob er sich zurechtgelegt, was zwischen dem Kranken und der schönen Frau vorgefallen. Wenn der Kranke den Namen seines Freundes stöhnte, dann überlegte der Alte, ob er nicht nach ihm schicken sollte; aber er wagte es nicht, denn er fühlte instinktiv, daß der Kranke, wenn er gesund war, es ihm nicht vergeben würde, daß er nach seinem Freunde geschickt! War dieser nicht schon wochenlang in Güntherstal, ohne daß er je bei ihm vorgesprochen hätte, trotzdem er und die kleine Stadt von Leos gefährlicher Krankheit wußten? War das nicht eine schweigende Absage seiner Freundschaft?

Und war er sicher, wenn er ihn holen lassen wollte, daß er kam?

Nein, sagte er sich und schüttelte wehmütig den alten Kopf, auf dem die letzten schwarzen Haare in den letzten Wochen sich in Grau verwandelt hatten. Er fühlte, daß er überhaupt sehr alt in diesen Tagen geworden war, der Bart war ganz ergraut, und um die Mundwinkel zogen sich tiefe, ernste Falten, der Kopf hatte sich noch tiefer auf die Brust gesenkt, daß der Rücken eine Wölbung zeigte, als habe er sein Lebelang schwere Lasten getragen.

Manchmal, wenn der Kranke den Namen seiner Mutter aussprach, oft in Tönen, deren kranke, heisere Färbung ihm das Herz zerschnitt, dann zuckte es in seinem Gesicht, dann ergriff er die weiche, bleiche, feuchte Hand des Kranken und streichelte sie immerfort mit der Rechten, als ob er dadurch eine innige Berührung mit ihm erziele, mit ihm, der sich von ihm losgesagt. So saß er stundenlang da und streichelte die schmale bleiche Hand und gönnte sich weder Ruhe noch Schlaf. Nein mechanisch hörte er zu, wenn Königsberger aus dem Komtor heraufkam und ihm Briefe brachte oder Mitteilungen von neuen Geschäften machte. Oder Königsberger leistete ihm am Bett des Kranken Gesellschaft und beruhigte ihn, wenn der Alte klagte, daß „der Junge" ein solcher Starrkopf sei, daß er seinen Entschluß durchführen und ihn verlassen würde. Dann bekam sein Gesicht etwas Tieftrauriges! Sein einziger Junge! Für den er tagein und tagaus gearbeitet hatte! Für

den er geschafft und gespart hatte sein Lebelang! Und nun, da er alt war und nahe daran, ihm zu sagen: „Komm mein Sohn! Da, nimm alles, damit dein Leben nicht so sorgenvoll sei wie das meinige", da stieß dieser die angebotene Hand zurück mit einem zornigen Fluch, mit einem Blick, so todestraurig, daß er ihn nie vergessen, diesen großen todestraurigen Blick . . .

Was war das für ein Junge? Etwas Fremdes war in ihm, das er nie in sich gefühlt und das er insgeheim bei seinem Sohne immer gefürchtet und geachtet hatte! Das hatte er von seiner kranken Mutter, die auch keine geborne „Geschäftsfrau" gewesen war, damals, als sie noch den kleinen Laden in der Vorstadt gehabt hatten.

Das war etwas Fremdes in ihm, das er nicht begreifen konnte. Etwas, das ihn an die läppische Ehrlichkeit der „Gojim" erinnerte, der „Christen". Er wußte nicht, wie er den Fluch seines Sohnes verdient hätte; wenn er sein Leben überschlug, so war es nur ein Leben des Kampfes, der Sorgen, der Arbeit gewesen. Und wofür all diese Sorgen und Arbeit? Etwa für sich? Für sich, der nur alle drei Jahr sich einen neuen Anzug machen ließ, nie einen Tropfen Wein trank und sparsam lebte wie damals, als seine Frau noch gelebt . . . in der Gasse . . . in der Vorstadt! . . .

Alles für ihn, für den Kranken! Und nun ging dieser hin und stieß ihn von sich, seinen eigenen

Vater mit einem Blick, diesem großen, todestraurigen Blick.

Wenn er täglich solchen Gedanken nachhing, wurde er immer mutloser und verzweifelter. Die Krankheit machte ihn nicht besorgt, da hatte ihn der Arzt mit den Worten beruhigt, sie sei die Folge einer zwar ungeheuren Anspannung der Nerven und starker seelischer Aufregung, aber mit absoluter Ruhe und guter Pflege zu besiegen. Was er fürchtete, das war das Erwachen des Kranken, dessen Zukunft, wenn er von ihm ging und seinen Schwur ausführte!

Und er zweifelte nicht daran, daß es Leo tun würde. Er war ein Starrkopf gewesen, schon als Knabe. Während er einerseits eine nur schlaffe, müde Energie zeigte, kehrte er in anderen Dingen einen Starrsinn heraus, der unbeugsam schien. Namentlich dann regte sich sein Trotz, wenn er sich im Recht glaubte. Dafür hatte er bereits als Knabe manche Beispiele gegeben.

Das war auch eine Seite in seines Sohnes Charakter, die ihn fremdartig berührte. Überhaupt hatte er, je mehr sein Sohn heranwuchs, immer weniger Berührungspunkte gefunden, wo ihre Charaktere zusammen gestimmt hatten. Das sagte er sich mit einer Art Vorwurf, daß er ihn eigentlich nie erzogen hatte, daß Leo keine eigentliche Erziehung seit dem Tode seiner Frau genossen hatte. Da war er so allein für sich aufgewachsen, ein stiller, träumerischer Junge, der gern über Büchern hockte, während er tagein, tagaus seinen Geschäften nachging. Wenn

er etwas brauchte, Geld für Schulsachen, Bücher, war er schüchtern zu ihm gekommen, und er hatte es ihm immer freundlich gegeben. Dann war er jahrelang als Student von der Heimat entfernt gewesen, und sie waren sich immer fremder und fremder geworden. Und nun war es einmal ausgesprochen, daß sie sich nicht verstanden, nun war es zutage getreten, daß der alte Jude den jungen nicht mehr begriff. Ein breiter Strom brauste zwischen ihnen vorbei, und es war keine Brücke da, die hinüberführte, weil sie niemand schlagen konnte.

Er dachte nicht ein einziges Mal daran, seine Autorität als Vater geltend zu machen. Er wußte, daß er nunmehr bei dem ihm innerlich entfremdeten Sohne gar keinen Erfolg haben würde, daß dieser nicht jene tiefe Achtung vor ihm besaß, die sich Gehorsam erzwingt. Er fühlte sich dem Trotze und Starrsinn Leos nicht gewachsen, er, der alte Mann, der stets nur durch List und Schlauheit, durch ruhiges und geduldiges Ausharren und Nachgeben es zum reichen Manne gebracht hatte. Zu einem festen Entschluß konnte er sich nicht aufraffen, noch weniger dem bleichen Kranken gegenüber, der da vor ihm lag, sagen: „Gut, geh, wohin du willst. Meine Hand ziehe ich von dir zurück. Kannst du dir einen Groschen verdienen, wovon du leben kannst?“

Das brachte er nicht fertig, da scheute er das Andenken an seine bleiche tote Frau zu sehr, die ihm als einziges Vermächtnis diesen Sohn hinterlassen.

Konnte er ihm aber seinen Willen tun? Konnte er das große, glänzende Geschäft, das sein Vermögen mit einem Schlage fast verdoppelt hatte, rückgängig machen? Nein, das wäre töricht gewesen und ging auch nicht. Dann wäre es ja der Welt offenbar geworden, daß er in der Tat den Hauptverdienst bei dem Aktienunternehmen eingestrichen hätte, während es jetzt nur als scheues und unbestimmtes Gerücht von einem Mund zum andern lief. Und wenn er den beiden Leuten, mit denen Leo zu brechen so schwer wurde, wenn er Berger und Manzow ihre Gelder wiedergab . . . .

Unsinn, sie waren doch keine Kinder, denen man das im Spiel Verlorene mitleidig zurückgeben konnte. Sie würden es stolz ausschlagen und er sich nur lächerlich machen. Auch träte ja dann seine Schuld wiederum an den Tag.

Nein, das fühlte er nur zu gut, das ging nicht! Und weil das nicht ging, so war der Bruch mit seinem Sohne unvermeidlich . . .

Jetzt warf sich der Kranke stöhnend auf die linke Seite und entzog durch die Bewegung dem alten Mann die Hand, die dieser noch immer zärtlich in der seinigen hielt. Sein grauer Kopf sank, schwer von der Last der drückenden Gedanken, auf die Brust. Vornübergebeugt saß er auf dem Stuhl und schaute müde vor sich hin.

Aber wie er auch immer nachdachte, er sah keinen Ausweg, keinen . . .

Der Nachmittag war vergangen. Ein paar Stunden lang hatte der alte Wolff zerstreut im Komtor gearbeitet, und die alte Kathinka, das jüdische Dienstmädchen, saß während dieser Zeit mit einem großen Strickstrumpf bewaffnet an Leos Bett. Gegen sieben Uhr kam der Alte wieder hinauf, in seiner Hand eine Depesche.

Er schickte das Mädchen in die Küche zurück und nahm wieder seinen alten Platz ein. Frischer Septemberwind wehte durch das offene Fenster von der Gartenseite des Hauses hinein in das Krankenzimmer, daß ein feiner Duft von verblühenden Rosen dasselbe durchzog. Er ging an das Fenster und schloß es.

Unten lag der kleine Garten, der zum Hause gehörte, nett und reinlich da. Sauber gepflegte Beete, deren quadratische Form an den Ecken Rosensträucher trug, zeugten von der Sorgfalt, mit der der Garten behandelt worden war. Dort an der Ecke war die Laube, in der Leo zu arbeiten und lesen pflegte, wenn er in den Sommerferien zu Hause weilte. Er selbst war ja kein Freund von Blumen, bei ihm würde alles verwildern, wenn das alte Mädchen den Garten nicht pflegte — um Leos willen.

Als er zum blauen Himmel aufsah, erblickte er hellbleich den runden Mond hoch am weißlichen Himmel, indes auf der andern Seite noch die goldige Sonne voll und groß am Himmel stand und sich auf dem Kirchturm auszuruhen schien. Es sah aus, als läge sie breit und rund auf ihm und schaute mit den letzten, glutvollen Strahlen auf die kleine Stadt

herab. Nun versank ein roter Streif von ihrem Blutkreis nach dem andern, ein Goldstreif nach dem andern schien sich in die Kirche vom Dach aus einzubohren. Nun sah noch ein Teil der breiten Fläche über das Dach hinweg, wie ein Knabe, der Äpfel gestohlen und vergnügt über den Zaun klettert, indes seine lachenden Augen über ihn hinweglugen und den gelungenen Streich und seine Rettung verkünden.

Mit dem Verschwinden der Sonne war auch das hellglänzende Gold verschwunden, das auf dem Fensterbrett und auf dem Boden zitternd gespielt hatte. Nun schien die graue Dämmerung ins Zimmer zu schleichen und es mit einem feinen, dunklen Flor zu durchwirken.

Als er sich wieder an das Bett setzte, nahm er wieder die Linke des Kranken, die schlaff herunterhing, in die seine, und verharrte vor sich hinbrütend so eine halbe Stunde lang, indes die Dunkelheit immer dichter das Zimmer anfüllte und immer schwärzer durch die Fenster hereinatmete.

Er dachte an die Depesche, die vorhin angekommen war, und die seinem Sohne galt. Sie war mit einem Mädchennamen unterzeichnet, mit demselben Namen, den Leo so oft in seinen irren Phantasien ausgestoßen und den er sonst nie von ihm gehört hatte. Nur in der letzten Woche hatte er ihn gelesen. Auf der Rückseite eines angekommenen Briefes stand kein Absender. Dann kam nach drei Tagen noch ein Brief an seinen Sohn mit der gleichen Handschrift, und hinten stand darauf: Abs. Ernesti,

Berlin, Köpnickerstr. 94, II.; dann am vorigen Sonntag früh war ein eingeschriebener Brief angekommen, wieder an seinen Sohn, in derselben feinen Damenhandschrift. Aber auf der Rückseite, auf der der Name der Absenderin stand, war ein Teil der Buchstaben verwischt, und an deren Stelle runde, tintenschmutzige Kreise sichtbar. Hier mußten Tränen auf die noch feuchten Buchstaben gefallen sein.

Und nun hielt er eine Depesche in der Hand, die Königsberger vorhin aufgerissen hatte:

„Lebewohl, Leo. Ich hatte dich ja so lieb.

Helene".

Diese rätselhafte Depesche regte ihn merkwürdig auf. Er hatte die drei Briefe uneröffnet verwahrt, um nicht in eine Angelegenheit Leos eingeweiht zu werden, die ihn nichts anging. Er konnte sich ungefähr denken, daß es sich um eine kleine Liebesaffaire Leos handelte, zumal auch Königsberger, als er den christlich klingenden Namen „Helene Ernesti" gelesen, höhnisch gelacht und mit einer geringschätzigen Achsel- und Handbewegung ausgerufen hatte: „Irgend so ä ‚Schicksche'!*) Nu, was wird sie von ihm wollen?"

Aber als heute diese merkwürdige Depesche angekommen war, da hatten sie sich beide fragend angesehen und kein Wort gesprochen. Nur Königsbergers Gesicht überflog ein Grinsen, als wenn er eine große Entdeckung gemacht hätte. Dann war der alte Mann zu Leo hinaufgegangen.

*) Christenmädchen.

Nun saß er an seinem Bette und strich ihm die Bettdecke zurecht und streichelte seine Hand. Es war im Zimmer vollends dunkel geworden. Nichts war zu hören, als das schwere Atmen des Schlafenden und das einförmige Ticken der Wanduhr. Das alte Dienstmädchen hatte die Lampe hereingebracht, Streichhölzer daneben gelegt, aber er hatte es nicht bemerkt. Da vernahm er schwere Schritte, denen man die Bemühung anhören konnte, sich möglichst leise zu geben.

„Nu, Onkel, was macht er? Soll ich Licht machen?" Und schon ging Königsberger an den Tisch und steckte die Lampe an. Ihr grelles Licht war nach der Seite zu, die das Bett beleuchtete, durch einen grünen Schirm wohltuend gedämpft.

„Nu, Onkel", und Königsberger sah ihn erwartungsvoll an, „wo hast du die Briefe?" Vielleicht war es etwas Wichtiges, und Leo würde es ihnen nicht verübeln, wenn er nachher erführe, warum sie die Briefe geöffnet.

So saßen die beiden schweigend, Kopf an Kopf, und lasen die drei Briefe, die der alte Wolff aus der Kommode geholt hatte.

„Mein lieber Leo!

Von der Flora, die es von Horst hat, erfuhr ich, daß du nach Hause abgefahren bist, und so plötzlich, wo ich dich gerade sehen wollte. Das ist so unrecht von dir; denn mir ist jetzt so unwohl immer, und ich habe es Mama'n gesagt, und da

hat sie mich geschlagen, weil ich so schlecht geworden bin. Und hab' es doch nur getan, weil du mich so gequält hast und ich dich so lieb habe. Zu Hause habe ich es jetzt so sehr schlimm. Mama zankt immer so, und ich fühle mich immer unwohler. Und ich schäme mich so sehr vor Tante, die auch nicht weiß, daß du es gewesen bist. Ich weiß auch garnicht, was nun werden soll! Komm wieder zu mir, mein Guter, dann kommst du mit zu Mama'n. Es kann ja noch alles gut werden. Ich habe ja niemand mehr als dich . . .

Wie du, lieber, guter Leo siehst, hatte ich den Brief angefangen, im Geschäft zu schreiben. Entschuldige daher den Klecks! Warum bist du so schnell abgefahren und ohne mir ‚Adieu' zu sagen? Ist das hübsch? Nun liegt zwischen uns eine so große Entfernung. Es ist eine so schwere Trennung für mich, doch nicht wahr, Lieb, du kommst bald! Bist du mir über irgend etwas böse? Schreibe mir sofort, oder an Mama, oder wenn du mir eine Freude, ach, eine so große Freude machen willst, so komme selbst. Darum, mein Herzlieb, höre ich jetzt auf, grüße und küsse dich vielmals als

deine dich innigliebende

Helene.

Entschuldige die schlechte Schrift, der Hans ist so ungezogen und pufft mich immerzu am Arm".

Der alte Wolff nahm den zweiten Brief und öffnete ihn. Die Lampe surrte monoton durch das Zimmer und warf über die zusammensteckenden Köpfe der beiden Leser einen mattroten Schein. An der Wand traten die Schatten ihrer Köpfe in seltsamer Form riesengroß hervor und hoben sich von dem Grau der Wand gespenstisch ab.

„Innig geliebter Schatz!

Gestern wollte ich schon schreiben, doch ich war so sehr unwohl. Auch hoffte ich, mein gutes Lieb, einen recht lieben Brief von dir, worüber ich mich doch sehr gefreut hätte. Doch ich soll mich einmal nicht freuen. Lieb, sage doch, hast du meinen Brief denn nicht erhalten? Und warum läßt du deine dich so innig liebende Helene in solcher Ungewißheit, ohne jede Nachricht, ohne jede liebe Zeile, und deine Helene, ja wüßtest du, wie sehr und innig sie dich liebt, wie oft sie an dich denkt! Und was für ein Trost bleibt mir der schöne Gedanke, daß auch du mich geliebt hast und gewiß noch liebst. Also schreibe mir doch, mein Guter, ob du meinen Brief erhalten hast oder nicht. — Mama ist alle Tage böser zu mir, oft so böse, daß ich mich weit weg sehne. Und nennt mich mit solchen Ausdrücken, und ich habe doch nur getan, was du wolltest. Ich weiß nicht, was wird, wenn du nicht an Mama schreibst oder nicht kommen willst. Ich habe genug gelitten! Habe ich vielleicht Unrecht getan, doch bitt'res Unrecht und weh tust du mir, wenn du nicht antwortest.

— Es ist einhalb ein Uhr in der Nacht, und ich trage den Brief jetzt heimlich zum Kasten. Schreibe, Leo, oder ich weiß nicht, was wird.

Deine dich ewig liebende

Helene".

In diesen Zeilen waren viele Buchstaben durch Tränen ausgelöscht. Wolff und Königsberger sahen es wohl, aber keiner hatte ein Wort des Spottes darüber, selbst letzterer wußte nicht recht, ob er sich durch ein höhnisches Wort über das Beklemmende des Briefes hinwegsetzen sollte. Er stand auf, legte den linken Arm leicht auf die Schulter des Alten und sah über ihn hinweg auf den dritten Brief, der oben den Vermerk „Eingeschrieben" enthielt:

„Lieber Leo!

Was tatest du mir damit, daß du mir nicht geantwortet hast. Du hast beide Briefe erhalten. Ich weiß, was dein Schweigen zu bedeuten hat. Doch, Leo, daß du so von mir gehst, du weißt doch, daß ich dich einzig auf der Welt liebte. Was hab' ich noch? Nichts mehr, nichts! Und was soll ich nun machen, wo ich — — Viel Bitteres habe ich kennen gelernt und ertragen, doch jetzt kann ich nicht mehr. Ja, lieber Leo, ich bin dir noch so gut, habe dich noch so sehr lieb. Und doch, noch Schwereres zu ertragen, bin ich nicht mehr im stande. Auch hänge ich nun nicht mehr an dieser Welt. Wie wohl wird mir sein. — Meine Eltern werden mir verzeihen, und du, Leo, vergiß

mich nicht so schnell; denn wer so dich lieben sollte, als ich, möge sie nicht so leiden! Doch nicht will ich diesen Gedanken nachhängen, mir meine letzten Stunden verbittern, sondern, lieber Leo, dich bitten, an mich manchmal zu denken! Nur ein wenig. Daß du mich gern hattest, weiß ich, und dann, Leo, hast du noch das Bild von mir als letztes Andenken. Mit deinem Bilde an der Brust scheide ich. Oktober kannst du an meinen Hügel wandern. Keiner zu Hause hat eine Ahnung, wer mir das angetan hat. Keiner weiß und kennt meine Absicht. Bewahre mir ein gutes Angedenken, viel, und doch, ich kann nicht mehr. Du bekommst morgen, wenn ich Zeit habe und Mama nicht dabei sitzt, noch ein paar Zeilen. Mein Herz schütte ich dir aus, und dann am Abend scheide ich. Komm' nicht, sondern laß deine dich doch so sehr und innig liebende Helene sterben. Mir ist so übel, ich kann nicht mehr. Helene".

Die letzten Zeilen zeigten eine ganz andere Handschrift als die ersten. Sie waren schief und unbeholfen wie erste Schreibübungen oder wie von einer zitternden Hand geschrieben. Kein Buchstabe war durch eine Träne ausgelöscht. Die Schreiberin mußte ihre Erregung gewaltsam zurückgedrängt haben, nur die schiefen Schriftzüge und schrägen Linien verrieten die furchtbare Aufregung des Mädchens.

Ein langes Stillschweigen ging durch das

Zimmer. Königsberger ergriff die Depesche, faltete sie auf und legte sie auf die Briefe:

„Lebewohl, Leo. Ich hatte dich ja so lieb.

Helene".

— Das war der Schluß.

Sie schwiegen; denn sie ahnten, daß ein Menschenleben zu Grunde gegangen war.

Dem alten Mann kamen die Tränen in die Augen, und er wußte nicht, ob es das Mitleid mit dem armen Mädchen oder mit seinem Sohne war, der nun auch eine Schuld zu sühnen hatte. Vielleicht, blitzte es in ihm auf, vielleicht blieb nun Leo bei ihm, jetzt, wo sein Gewissen von einer großen Sünde belastet war. Aber kein Laut kam aus seinem Munde. Auch Königsberger schwieg. Es war ihnen, als hätten sie dem Sterben eines jungen Menschenlebens beigewohnt, wo jedes Wort freche Störung ist in der Weihe des Todes . . .

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nach acht Tagen, in der letzten Woche des Septembers, konnte Leo aufstehen. Er fühlte sich noch immer so schwach, daß ihm das Gehen Qualen bereitete. Aber er nahm seine ganze Kraft zusammen, um nicht der Begleitung seines Vaters oder Vetters zu bedürfen. Auch hatte er über so vieles nachzudenken, so viel mit sich auszumachen, daß er die Einsamkeit jetzt mehr als je liebte. Und so saß er stundenlang in seinem Zimmer einsam vor sich hinbrütend, oder er wanderte auf wenig betretenen Wegen in den nahen Wald, in dessen Mitte sich die alte Schloßruine befand, sein und seines Freundes Lieblingsplatz. Hier lag er oft den ganzen Nachmittag und belauschte mit der hingebenden, dankbaren Liebe eines Kranken das Leben der Natur, die jetzt sich zum großen Sterben im Herbste anschickte. Hier durchlebte er noch einmal viele Tage seiner Jugend, süße Erinnerungen seiner Knabenzeit, die ihn mit Richard Manzow verbanden.

Und dann dachte er daran, daß dieser nur wenige Minuten von ihm entfernt war, daß er nun schon zwei Monate lang in der Stadt weilte, ohne daß

er ihm gegenüber gestanden hätte. Gewiß, sie mieden sich beide absichtlich. Zuweilen glaubte er seine hohe Gestalt in der Ferne gesehen zu haben, manchmal sogar sah er ihn wirklich, wenn er vor der Ruine saß, den gleichen Weg entlang kommen; dann floh er tief in den Wald, dann beflügelte er seinen Schritt, und wie ein verscheuchtes Wild vergrub er sich in dessen Einsamkeit.

Seine Vergangenheit sah er wie durch ein umgekehrtes Fernrohr weit hinter sich liegen. Er dachte fast nie an sie, wenn aber, dann mit Zögern, mit bittern Schmerzen, mit Tränen. Nur an Helene dachte er oft. Er wunderte sich, daß er keinen Brief von ihr erhalten. Vielleicht war sie böse auf ihn, weil er ohne Abschied abgefahren. Aber am ersten Tage, da er aufgestanden war, hatte er ihr einen langen Brief geschrieben, worin er ihr von seiner Krankheit erzählt. Sie solle ihm nicht böse sein, er stehe an einem Wendepunkt seines Lebens, wo er Liebe gebrauche, viel Liebe. Er habe alles, was ihn an seine Familie geknüpft, zerrissen, nun müsse er auf eigenen Füßen stehen und sein Brot verdienen. Sie würde ihn anders wiederfinden, ganz anders, wenn er nach Berlin zurückkehre. Der Riß zwischen ihm und seinem Vater sei unheilbar, und nur der Gedanke an sein treues, deutsches Mädchen leuchte ihm in der Dunkelheit seiner Seele wie ein feiner, zärtlicher Schimmer. Und dann hatte er ihr die dunklen Worte geschrieben: Nun sei es klar zwischen ihm und ihr, jeder unreine Hauch sei in ihm erstorben.

Nun habe er alles gefunden, sie, sich selbst, und damit seine ganze Zukunft . . . Diesen Brief hatte er durch die alte Kathinka besorgen lassen, und er wunderte sich, ja es bedrückte ihn, daß er jetzt nach zehn Tagen noch keine Antwort erhalten hatte.

Er wußte freilich nicht, daß der Brief gar nicht abgegangen war. Das alte Mädchen hatte strenge Weisung erhalten, alle Briefe, die er ihr zur Besorgung übergeben würde, an den alten Wolff abzuliefern. Er hatte richtig vermutet, daß der erste Brief, den Leo nach seiner Krankheit schreiben, Helene gelten würde, und er hatte sich nicht getäuscht. Als er ihn las, da schüttelte er betrübt den grauen Kopf, da erkannte er, daß der Entschluß seines Sohnes, ihn zu verlassen, noch immer unerschütterlich war. Doch fand er nicht den Mut, dem Halbkranken, dem Schwachen die Nachricht von dem Tode Helenens mitzuteilen. Verborgen bleiben konnte ja die Tatsache nicht, er wollte nur warten, bis die Kräfte seines Sohnes wieder zugenommen hätten, bis er eines Tages ihm Lebewohl sagen würde, um, wie er an Helene geschrieben, „nicht von dem Gelde zu leben, an dem fremde Flüche und fremde Tränen hingen". Aber weil er sich fürchtete, seinem Sohn ins Gesicht zu sehen, so mied er ihn, um so mehr, als er nicht wußte, ob ihm nicht ein Wort entschlüpfen konnte, woran sich Leos Argwohn klammern würde.

Dann hatte er heute einen zweiten Brief Leos abgefangen, der so resigniert war und so verzweifelt, daß er sich immer mehr vor dem Augenblick fürchtete,

wo sich ihm die Nachricht von dem Tode seines Mädchens enthüllen würde. Er mied ihn absichtlich. Leo saß in seinem Zimmer. Eine Stille herrschte in dem Hause, als läge er noch immer schwer krank, als fürchtete jeder Bewohner, durch einen Laut die ernste Stille zu unterbrechen.

Da aber kam eines Nachmittags die Entscheidung.

Das alte Mädchen brachte einen Brief, den der alte Mann nicht geöffnet hatte, weil auf demselben in seinen lateinischen Lettern „Burschenschaft Guestphalia" stand. Ein Brief von Leos Studentenverbindung konnte unmöglich die Nachricht von dem Tode Helenens enthalten, und so sandte er Leo den Brief ahnungslos hinauf ins Zimmer.

Leo war gerade dabei, seinen gewohnten Spaziergang zu machen, als ihm das alte Mädchen den Brief übergab. Er warf seinen Hut und Stock aufs Bett, stellte sich ans Fenster und öffnete den Brief. Ein Briefbogen und eine Zeitung entnahm er dem Kuvert. Als er den Brief gelesen, lachte er bitter auf. Seine Burschenschaft gab ihm brüsk den Rat, sein Austrittsgesuch einzureichen. Man rate ihm, es umgehend zu tun, sonst würde er vielleicht später i. p. dimittiert werden.

Wie ihm das alles kindisch vorkam, jetzt in seiner seelischen Verfassung, wie kindisch gegenüber dem rauhen Ernst des Lebens, den er in den letzten Wochen erfahren.

Mit einer verächtlichen Handbewegung schleuderte er den Brief auf den Tisch.

Dann ergriff er die Zeitung. Am Rande der zweiten Seite befand sich ein dicker langer Tintenstrich, der einen Artikel hervorheben sollte, und dazu mit großen fetten Buchstaben: Absender: Max von Horst.

Der Name seines Todfeindes ließ ihn nichts Gutes ahnen. Mit klopfendem Herzen las er:

Gestern wurde an der Stralauerbrücke die Leiche eines feingekleideten jungen Mädchens aufgefischt, das bei der Rekognoszierung als die seit acht Tagen vermißte älteste Tochter des in der Köpnickerstraße wohnenden Beamten E. erkannt wurde. Die Leiche mußte von dem Strom gegen einen Pfahl oder Kahn gestoßen worden sein, denn an dem Kopfe befand sich eine große Wunde, die das Gesicht des einst bildschönen Mädchens fast ganz entstellte Wie wir aus genauester Quelle wissen, hatte das junge Mädchen Beziehungen zu einem jüdischen (natürlich!) Studenten, der plötzlich abreiste, als sich Folgen ihres Verkehrs bemerkbar machten. Um der Schande zu entgehen, hat das arme Mädchen den Tod in den Wellen gesucht. Dieser „Ehrenmann" ist der Sohn jenes Bankiers W. in G., der vor Monaten den Zusammenbruch eines Aktienunternehmens verschuldet haben soll. Wieder ein neues Beispiel von der Korruption unserer Zustände durch die Juden!

Die Alten betrügen den biederen, braven Michel, und die Jungen verführen seine Töchter! Schläfst du noch immer, guter Michel? Wach auf!!!

Leo starrte die Zeitung an mit dem blöden Ausdruck eines Irrsinnigen. Nicht ein Laut, nicht ein Schrei des Schmerzes entrang sich seiner Brust. Es flimmerte ihm vor den Augen, daß er sich festhalten mußte. Dann sank er mit einem tiefen Stöhnen gebrochen auf dem Stuhl zusammen.

Er hatte nur die eine Empfindung, daß alles aus war, durch diese eine Nachricht alles aus, was er sich als Zukunft gedacht. Aber diese eine Empfindung war so voll Weh, daß die Tränen zurückstockten und nur ein Laut hervorkam, unterdrückt und gebrochen.

Seine Zukunft, die große heilige Zukunft! Und sein Leben, sein neues heiliges Leben!

Und nun? Und nun? . . .

Ein furchtbarer Entschluß stieg in ihm auf.

Er stand mühsam auf, taumelte gegen die Tür und verschloß sie. Dann ging er müden, schleppenden Schrittes an den Tisch und schrieb und schrieb und schrieb.

Eine Stunde lang hörte man im Zimmer nichts als das zagende Hasten der Feder und die schweren stöhnenden Atemzüge des Schreibenden.

Nun steckte er die Briefe an seinen Vater, an Richard, an Berger, an Frau Ernesti in seine Brusttasche und ging hinaus.

. . . Der Waffenhändler Mühlberger machte ein erstauntes Gesicht, als Leo in seinen Laden trat und

sich ein Kästchen mit zwei Duellpistolen nebst Zubehör ausbat. Er würde ihm morgen das Geld dafür zusenden, auch wolle er ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilen, daß er morgen früh um sechs Uhr ein Duell hätte, und es sei kommentgemäß, Hinterlader zu nehmen und nicht Vorderlader.

Das runde, rote Gesicht des kleinen Mannes glänzte vor Vergnügen, daß er der einzige war, dem Leo diese für die kleine Stadt unerhört romantische Affaire mitgeteilt habe. Er könne deshalb ruhig auf seine Diskretion rechnen. Nun hätte dieser zwar gern gewußt, wer sein Gegner war, aber mit einem ablehnenden Achselzucken weigerte sich Leo, den Namen zu nennen.

„Sie begreifen, bester Herr Mühlberger, eine so diskrete Sache . . ."

„Gewiß, gewiß", beeilte sich dieser mit höchst wichtiger Miene zu bemerken, „aber sind Sie auf das piff-paff — na, Sie wissen ja — na, ich brauch wohl nicht zu fragen, ein Student kann ja das alles" . . .

— — — — — — — — — — —

Zehn Minuten darauf ging Leo seinen alten Weg nach der Schloßruine.

Er dachte immerzu an Helene.

Manchmal auch an seine Mutter.

Als er an der Schloßruine angelangt war, sah er weit unten eine hohe Gestalt den gleichen Weg entlang kommen.

Er zitterte am ganzen Körper. Das war Richard.

Nun durfte er keinen Augenblick zögern . . .

Ein Schuß krachte.

Er konnte kein Wort mehr sprechen, als sich ein blondes männliches Gesicht über ihn beugte. Er bewegte bloß seine Lippen und griff mit der Linken nach seiner Brust, wo die Briefe lagen. Er schien auch nicht mehr zu verstehen, was Richard stammelnd zu ihm sagte.

Er sah nur durch Tränen das liebe, schmerzlich verzogene Gesicht seines Freundes, wie es sich über ihn beugte und ihn küßte.

Da lächelte er ganz leise, wehmütig.

Nun ging ein Zucken durch den ganzen Körper.

Als Richard den Oberkörper emporheben wollte, um ihm eine bequemere Lage zu geben, sanken Leos Arme schlaff nach vorn.

Da wußte der junge Deutsche, daß er einen Toten im Arme hielt, seinen alten Freund, den jungen Juden . . .

BINDING SECT. JUN 27 1978

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2619
A267W4
1898

Jacobowski, Ludvig
Werther, der Jude

17